Ft. sing. 1203(1

<36600422100017

<36600422100017

Bayer. Staatsbibliothek

Reisen

durch die

vereinigten Staaten von Nord-Amerika

und

durch die Provinzen

Ober- und Unter-Kanada,

in den Jahren 1795, 1796 und 1797,

von

Isaac Weld.

Nach der zweiten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen.

Erster Band mit Kupfern.

F.W. Meyer sc. Berlin 1800

Kanadische Karriole oder Marche done.

Berlin 1800, bei Oehmigke dem Jüngern.

Wb 163/149

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Ankunft an der Küste von Amerika. — Bäume, die ersten sichtbaren Gegenstände. — Beschreibung des Delaware-Flusses und der Delaware-Bai. — Untersuchung von Gesundheitsbeamten. — Ankunft zu Philadelphia. — Plan der Stadt. — Kai's. — Oeffentliche und Privatgebäude. — Hospital und Gefängniß.

Theurer Freund

Philadelphia im November 1795.

Unsere Fahrt über das Atlantische Meer hatte sehr viel Unangenehmes. Das Wetter war größtentheils schlecht; bald wurden wir von Windstillen, bald von widrigen Winden, auf unserer Fahrt westwärts, aufgehalten, so daß wir die Amerikanische Küste nicht früher, als am neun und funfzigsten Tage nach unserer Abreise von Irland, entdeckten. Ich will es nicht versuchen, Ihnen die Freudengefühle, wovon alle Passagiere bei Erblickung des Landes beseelt wurden, zu beschreiben; Sie selbst haben eine große Seereise gemacht und wissen also, wie das Auge entzückt wird, wenn es zulezt ei-

nen andern Gegenstand, als Himmel und Wasser, erblickt, und wie wohlthätig die freudige Aussicht, bald aus dem engen Bezirke eines kleinen Schiffes in das Freie zu kommen, auf den Reisenden zu wirken pflegt.

Die ersten Gegenstände, die man erblickt, wenn man sich der Amerikanischen Küste, südwärts von Neu-York, nähert, sind die Gipfel der Bäume, womit das Ufer, bis zur Wasserfläche hinab, dick besäet ist. In einiger Entfernung glaubt man kleine Inseln zu erblicken, so wie man sich aber nähert, vereinigt sich alles zu einem Ganzen; allmählig erhebt sich der hohe Forst aus dem Ozean empor, bis er sich zulezt dem Auge in seiner ganzen Majestät zeigt. Das Land, welches wir sahen, lag sehr nahe an der Delaware-Bai. Noch vor Mittage waren wir zwischen den Vorgebirgen Henlopen und May, die den Eingang in die Bai beschützen. Sie sind nur achtzehn Meilen *) auseinander, aber innerhalb derselben dehnt sich die Bai bis zu der Breite von 30 Meilen aus. Weiter hin wird sie stufenweise enger, und verliert sich zulezt zu Bombay-Hook (Bombähuk), sieben Seemeilen vom Atlantischen Meere, in einen Fluß, der denselben Namen führt. Der Fluß Delaware hat, an diesem Orte, etwa die Breite von 6

*) Sowohl hier, als in der Folge, sind Englische Meilen zu verstehen, von denen 70 einen Grad des Aequators ausmachen. d. Ueb.

Meilen, bei der Reedy-(Ridi) Insel, 20 Meilen weiter hinauf, ist er 3 Meilen, und bei Philadelphia, 120 Meilen von der See, nur 1 Meile breit.

Die Ufer der Bai und des Flusses Delaware sind, eine ansehnliche Strecke hinauf, niedrig und, eben so wie die Küste, mit einem zusammenhangenden Walde bedeckt; ausgenommen an einigen Stellen, wo sich große Sümpfe ausbreiten. Indeß kann man sich nichts schöneres denken, als die Aussicht, welche wir vor uns hatten, als wir auf Philadelphia zuseegelten. Die Bäume hatten ihre Blätter noch nicht gänzlich verlohren, und die schönen rothen und gelben Farben, welche der Herbst über die Blätter der Eichen und Pappeln ausgegossen hatte, zeigten sich mit dem dunkeln Grün der erhabenen Fichten im schönsten Gemische; indeß der Fluß, der sich langsam und sanft im tiefen Bette dahin wand, die mannichfaltigen Farben der Gegenstände am Ufer, nebst den Bildern vieler Schiffe von jeder Größe, die das Auge, so weit es reichen konnte, ruhig dahin gleiten sah, von seiner Spiegelfläche zurückwarf. — Je näher man Philadelphia kommt, desto höher werden die Ufer des Flusses, und zur Linken, wo man nicht so viele Bäume sieht, zeigen sie dem Auge des Fahrenden zierliche Meierhöfe, nebst Dörfern und Städten; auch findet sich an einigen Stellen, bis ganz zum Wasser hinab, sehr gutes Ackerland. Das Neu-Jersey-Ufer, zur Rechten, ist von hier bis ganz hin nach Philadelphia ein zusammenhängender Wald.

Schiffe fahren gewöhnlich, wenn der Wind günstig ist, in 24 Stunden nach Philadelphia hinauf; unglücklicherweise bekamen wir aber, als unser Schiff eben in den Fluß fuhr, eine Windstille, und konnten uns daher auf nichts, als die Fluth, verlassen, die nur drei Englische Meilen in einer Stunde fließt. Da ich einsah, daß es mit der Fahrt nach der Stadt ziemlich langsam gehen würde, so äußerte ich den Wunsch, viel weiter unten an das Land gehen zu dürfen; aber der Kapitain wollte dazu seine Erlaubniß nicht geben. Nach den Pennsylvanischen Gesetzen, die nach der schrecklichen pestartigen Krankheit, welche 1793 in der Hauptstadt wüthete, gegeben sind, wird der Kapitain oder Besitzer eines Schiffes, das in diesen Hafen einlaufen will, zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt, wenn er zugiebt, daß sich jemand an Bord, er sey Matrose oder Passagier, an irgend einem Orte des Staates ans Ufer begiebt, ehe sein Schiff von den dazu angesetzten Gesundheitsbeamten untersucht worden ist. Geht jemand, den Vorstellungen des Schiffeigenthümers ungeachtet, an das Land, so setzt er sich einer ansehnlichen Gefängnißstrafe aus. Sollte dem Eigenthümer oder den Passagieren eines Schiffes, das in einen Pennsylvanischen Haafen einlaufen will, dieses Gesetz nicht bekannt sein, so ist es die Sache des Lootsen, gedruckte Exemplare davon mitzutheilen, die er immer bei sich führen muß. Der Gesundheitsbeamte, der gewöhnlich ein Arzt von Profession ist, wohnt zu Mifflin-Fort,

vier Meilen unterhalb der Hauptstadt, wo auch eine kleine Garnison liegt. Er wird jedesmal in einem Boote geholt, welches vom Schiffe aus an das Ufer geschickt wird. — Da wir beinahe neun Wochen lang auf dem Ozean umhergeworfen waren, so kann man sich denken, wie unangenehm es mir seyn mußte, ein anderer Tantalus, dem Lande so nahe zu seln, ohne es ersteigen zu dürfen.

Man kann die Stadt Philadelphia, wenn man auf dem Flusse dahin fährt, erst dann sehen, wenn man sich ihr auf drei Meilen genähert hat, weil eine Landspitze, die mit Bäumen bedeckt ist, die Aussicht benimmt. Ist man um die Spitze herum, so öffnet sich plötzlich die Aussicht wieder, man erblickt die Stadt, die sich von hier sehr schön ausnimmt; so wie man aber näher kömmt, verschwindet alles Schöne; man sieht nun von dieser Seite nichts weiter, als hölzerne Magazine, die hier Haufenweise und ohne Ordnung herumstehen, und wovon die besten auf Platformen von künstlichem Grunde erbauet sind, nebst Kai's, die sich ziemlich weit in den Fluß hinein erstrecken. Diese Kai's sind rechtwinklicht und aus Holz gebauet; sie laufen in grader Richtung aus, und geben, da die größten Kauffartheischiffe dicht an denselben vor Anker liegen können, sehr gute Schiffsplätze ab. Hinter diesen Kai's, und gleichlaufend mit dem Flusse, geht die Wasserstraße (Water-Street), die erste, welche man gewöhnlich nach der Landung betritt. Sie trägt nicht dazu bei, Fremden eine sehr

vortheilhafte Meinung von der Reinlichkeit und Bequemlichkeit der Straßen zu Philadelphia beizubringen, auch ist sie nur 30 Fuß breit. Unmittelbar hinter den Häusern, welche an der von dem Wasser entfernteren Seite derselben stehen, erhebt sich ein hohes Gestade, das für das alte Ufer des Flusses gehalten wird, und der Luft den freien Zugang versperrt. Dazu kommt noch der abscheuliche Geruch, der hier dann und wann statt findet, und theils durch die Menge von Dreck und Unrath, den man auf dem Pflaster liegen läßt, theils durch das, was man in die verfallenen Häuser wirft — deren es mehrere in der Straße giebt — verursacht wird, und das Durchgehen durch diese Straße wirklich schrecklich macht. Hier war es, wo das gelbe Fieber, welches im Jahre 1793 so schreckliche Verwüstung anrichtete, zuerst ausbrach. Vorzüglich ist diese Straße im Sommer der Gesundheit nachtheilig. Es ist wirklich unbegreiflich, wie die Bewohner derselben, trotz der vielen Krankheiten, die in ihr erzeugt werden, nicht mehr auf die Reinlichkeit derselben bedacht sind; um so mehr, wenn man bedenkt, daß sich die Straßen in den andern Theilen der Stadt so sehr durch ihre Sauberkeit auszeichnen.

Auf dem ebenen Platze des hohen Gestades, das sich hinter der Wasserstraße erhebt, wurde der erste Grund zu der Stadt Philadelphia gelegt, und es war die Absicht des Gründers, daß keine Häuser weiter unten aufgebauet werden sollten. Da indeß kein be-

stimmtes Gesetz vorhanden war, so führte das Vortheilhafte der Lage Mehrere in die Versuchung, sich hier anzubauen, und noch jezt wirft man jährlich Kai's weiter in den Fluß hinaus. Auch in einer andern Rücksicht ist man dem ersten Plane zur Erbauung der Stadt nicht getreu geblieben. Der Platz, der dazu bestimmt wurde, hatte die Gestalt eines länglichen Viereckes, war zwei Meilen lang (er reichte vom Flusse Schuylkill bis zum Delaware) und eine Meile breit. Diesem zu Folge wurden die Häuser an der Delaware-Seite angefangen; statt daß man sie aber bis zum Schuylkill hätte fortlaufen lassen sollen, bauete man seitwärts fort. Alle Häuser, die außerhalb der Gränzlinie des länglichen Vierecks gebauet sind, werden, weil dieser Theil der Stadt nicht unter der Gerichtsbarkeit der Korporation steht, „Freihäuser" genannt. — Hier sind die Straßen sehr unregelmäßig gebauet, aber in der City durchschneiden sie sich alle unter rechten Winkeln, wie es im Plane angegeben ist. Die Hauptstraße ist 100 Fuß breit, die andern 80 bis 50. Sie sind alle ziemlich gut gepflastert, mit Kieselsteinen in der Mitte; an jeder Seite befindet sich, zur Bequemlichkeit der Gehenden, eine mit rothen Backsteinen gepflasterte Fußbank.

Die Häuser der City sind größtentheils aus Ziegelsteinen erbauet, nur äußerst wenige sind von Holz. In den älteren Vierteln der Stadt sind sie gewöhnlich klein, schwerfällig und unbequem; aber unter den neuerlich erbaueten giebt es viele, die sehr hell, luftig

und bequem sind. In der ganzen City giebt es indeß nur zwei bis drei Häuser, die durch ihre Größe oder Bauart die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich ziehen; und selbst an diesen wenigen findet man nicht sehr viel Kunst verschwendet. Das größte und merkwürdigste unter allen befindet sich in Chesnut-Street, ist aber noch nicht ganz fertig. Jezt stellt es eine ungeheure Masse von rothen Ziegeln und blaßblauem Marmor dar, an der man Einfachheit und Geschmack vergebens suchen würde. Dieses prächtige Wohnhaus hat bereits an 50,000 Guineen gekostet, und steht da als Denkmal des Philadelphischen Luxus, der immer höher zu steigen scheint.

Was die öffentlichen Gebäude betrifft, so sind diese plumpe, geschmacklose Ziegelsteinmassen, die gleichfalls, wie das erwähnte Wohnhaus, mit blauem Marmor ausgelegt sind. Ausnahmen machen die neue Bank der vereinigten Staaten und die Kirche der Presbyterianer in High-Street. Letztere hat einen schönen Bogengang, der von sechs Säulen von der Korinthischen Ordnung unterstützt wird; ihre Lage ist aber nicht die beste, denn das Kaufhaus, welches in der Mitte der Straße steht, versteckt sie fast gänzlich. Nach diesem Gebäude sind die merkwürdigsten: das Staatenhaus, das Haus des Präsidenten, das Hospital, das Besserungshaus und das Gefängniß.

Das Staatenhaus liegt in Chesnut-Street. Wenn man bedenkt, daß erst 53 Jahre verflossen sind, seitdem man die erste Hütte da aufbauete, wo die

Stadt angelegt werden sollte, so muß die Architektur, die man an diesem Gebäude wahrnimmt, Verwunderung erregen. Es ist für das Kollegium der gesetzgebenden Macht bestimmt. An dasselbe stoßen der Kongreß- und der Rathhaussaal; in jenem versammelt sich der Kongreß der vereinigten Staaten zu seinen Verhandlungen. Das Zimmer für die Repräsentanten des Unterhauses ist etwa 60 Fuß lang, und äusserst einfach. An dem einen Ende sieht man eine Gallerie, die Jedermann offen steht, und zu der eine Treppe führt, deren Eingang auf öffentlicher Straße ist. Das Senatzimmer befindet sich ein Stockwerk höher, und ist mit weit prächtigern Mobilien und Verzierungen versehen. Im Saale des Rathhauses wird Gericht gehalten, sowohl das Obergericht der vereinigten Staaten, als auch das des Staates Pennsylvanien und das Stadtgericht.

Das Präsidentenhaus, wie man es nennt, war, ehe an die Verlegung der Föderalregierung gedacht war, für den Präsidenten erbauet. Der erste Riß zu diesem Gebäude war von einem Privatmanne in der Nachbarschaft von Pennsylvanien, und soll besonders gut gewesen sein; die Kommission von Bürgern aber, denen die Untersuchung des Planes und die Direktion des Ganzen übertragen war, hielt für gut, Veränderungen mit den Stockwerken vorzunehmen, und ließ das untere oben anbringen, so daß die Pilaster, womit es geziert ist, jezt in freier Luft hangen. So beliebte es diesen Männern auch, die Fenster, statt

daß sie sich, wie es zuerst beabsichtiget war, auf einen geräumigen Platz vor dem Hause öffnen sollten, in die engen Höfe der benachbarten Häuser gehen zu lassen. Das Gebäude ist noch nicht fertig, und wird auch wahrscheinlich, da die Verlegung des Gouvernements nach der Stadt Washington bald vor sich gehen muß, niemals vom Präsidenten bezogen werden.

Das Hospital ist in Ansehung der Reinheit der Luft, der für die Kranken und Genesenden bequemen Einrichtung, und der Reinlichkeit, die allenthalben herrscht, die erste Anstalt dieser Art, die ich je gesehen habe. Der Grundriß des Gebäudes hat die Gestalt des Buchstaben H. Bis jezt ist nur ein Flügel und ein Theil des Mittelgebäudes vollendet; das Uebrige wird auch bald fertig werden. Es hat zwei Stockwerke und ganz unten *) Zellen für Wahnsinnige. Kranke jeder Art werden aufgenommen, ausgenommen solche, deren Krankheiten ansteckend und bösartig sind. Diese werden indeß von dem Hospitalarzte unentgeldlich in die Kur genommen, und bekommen aus der Hospitalapotheke die erforderlichen Arzneimittel.

Die Einkünfte dieses Hospitals wurden im Jahre 1793 auf 17,065 Pfund Kour. angegeben; außer diesem gehören noch einige Grundstücke dazu, die aber noch nichts einbringen. In demselben Jahre gab die

*) Halb über, halb unter der Erde nach Schöpf.

d. Ueb.

Legislatur 10,000 Pfund zur Vergrößerung des Gebäudes her, und fügte ihm ein Gebärhaus und ein Findelhaus bei. Die jährlichen Privatschenkungen sind auch sehr ansehnlich. Diejenigen, welche eine gewisse Summe beitragen, haben das Recht, die Direktoren zu wählen, deren zwölf an der Zahl sind, und die jährlich von andern ersetzt werden. Von diesen Direktoren werden, zur Behandlung der Hospitalkranken, sechs der geschicktesten Aerzte und Wundärzte der Stadt angesetzt; auch wohnt ein Wundarzt und ein Apotheker im Hause selbst. Vom Jahre 1756, da es erbauet wurde, bis zum Jahre 1793, sind an 9000 Kranke darin aufgenommen, von denen an 6000 vollkommen gesund, oder doch gebessert entlassen worden sind. Es steht innerhalb den Gränzen der Stadt, ist aber demungeachtet mehr als eine Viertelmeile von andern Gebäuden entfernt. Im innern Bezirke des Hauses sind freie Spatzierplätze für die Wiedergenesenden angebracht.

Das Besserungshaus, welches unter der Aufsicht des Armenvorstehers ist, befindet sich in derselben Gegend, nur etwas weiter von den Häusern der Stadt entlegen. Dieses Gebäude ist sehr geräumig, aus Ziegelsteinen erbauet und hat große Wandelplätze und Gärten. Die Armen der Stadt und der Nachbarschaft werden hier nützlich beschäftiget, und bekommen bequeme Wohnung und gutes Essen. Die Strenge des Winters treibt oft alte, verarmte Leute an, ihre Zuflucht zu diesem Orte zu nehmen, den sie bei An-

kunft des Frühlings wieder verlassen. Sie werden hier nicht sehr eingeschränkt gehalten, und können aus- und eingehen, wenn es ihnen gefällt; indeß fordert man, daß sie sich bescheiden und ordentlich betragen. Diese Anstalt erhält sich durch eine Kopfsteuer.

Das Gefängniß ist ein geräumiges massives Gebäude, dessen Vorderseite 100 Fuß lang ist. Die Zellen sind, nach der neuen Einrichtung, jede nur für Einen Gefangenen eingerichtet, und alle Gemächer gewölbt, um vor Feuersgefahr sicher zu seyn. Hinter dem Gebäude befinden sich große Höfe, die mit hohen Mauern umgeben sind. — Die Einrichtung dieses Gefängnisses ist vielleicht die beste, die zu finden ist. Nach den neuen Kriminalgesetzen von Pennsylvanien wird kein Verbrechen mit dem Tode bestraft, ausgenommen Mord von der ersten Art, worunter diejenigen Mordthaten verstanden werden, welche mit vorhergegangener kaltblütigen Ueberlegung, mit der Absicht zu rauben, zu nothzüchtigen u. s. w. begangen werden. Jedes andere Verbrechen wird, nach Verhältniß seiner Größe, mit abgesondertem Gefängnisse von bestimmter Dauer bestraft. Man könnte hier vielleicht die Einwendung machen, daß diese Strafe, in Fällen, wo das Verbrechen sehr groß ist, nicht hart genug sei; daß sie ferner den Uebelgesinnten nicht in dem Maße von der Begehung eines Verbrechens abschrecken werde, als es durch eine öffentliche Strafe geschehen kann. Untersucht man aber diese Art der Strafe genauer, so wird man finden, daß sie sehr

hart ist; und wirklich scheint sie — nach den hier vorfallenden Kriminalprozessen zu urtheilen — das Volk mächtiger von Vergehungen zurückzuhalten, als jede andere. Wenn öffentliche Strafen wirklich den schlechtern Theil des Volkes von Begehung der Verbrechen abschrecken können, so sollte man glauben, die Todesstrafen müßten dies am besten bewirken können; aber selbst der Tod hat seine mannichfaltigen Schrecken verlohren, seitdem er dem Volke so oft vor Augen gestellt ist. Wir sehen dieses an vielen Ländern, vorzüglich an England, wo die Todesstrafen zwar sehr häufig sind, aber gar wenig fruchten. Der Unglückliche, welcher verurtheilt ist, seine mannichfaltigen Verbrechen mit dem Leben zu büßen, sieht mit Ruhe dem Augenblicke entgegen, wo er der Ewigkeit überliefert werden soll. Seine um ihn versammelten Gefährten beweinen ihn, aber aus keiner andern Ursache, als weil der Lauf seiner Schandthaten so schnell, durch das Dazwischentreten der Gerechtigkeit, gehemmt worden ist. Ist er nicht verhärtet genug, finden sich Gewissensbisse ein, und ahnet er das schreckliche Schicksal, welches seiner harret, so suchen seine Spießgesellen die gesunkenen Lebensgeister ihres Bruders wieder zu erhöhen, und zwar durch die tröstliche Erinnerung, daß der Schmerz, den er auszustehen habe, nur die Sache eines Augenblicks sei; wobei sie ihn auf das sanfte Hinscheiden eines Andern verweisen, wovon er vielleicht selbst vor einigen Wochen Augenzeuge gewesen war. In England vergeht kein

Monat ohne mehrere Hinrichtungen, und sicher giebt es keinen Vagabonden im Lande, der nicht einen oder den andern seiner Gefährten am Galgen gesehen hätte — und doch ist die gute Wirkung dieses Schauspiels, wie wir wissen, äußerst unbedeutend. Ist der Gefangene hingegen dem Dunkel und der Einsamkeit des Gefängnisses übergeben, so wird er unzählige Mahl des Tages von Gefühlen gequält, die schmerzhafter sind als der Tod: er wird seinen bittern Gedanken überlassen. Hier hat er nichts, was ihn zerstreuen könnte, vergebens versucht er es, den Schreckenbildern zu entfliehen, die ihn ohne Unterlaß verfolgen. In einer solchen Lage wird auch der verhärtetste Bösewicht zulezt von Reue durchdrungen werden.

Man wendet die Gefängnißstrafen in Pennsylvanien nicht blos an, um vergangene Verbrechen dadurch büßen zu lassen, und um dem übrigen Volke ein Beispiel aufzustellen, sondern auch um den Verbrecher zu bessern. Die Maaßregeln, die man trifft, sind ganz darauf berechnet, daß dieser Zweck sobald als möglich erreicht werden könne; und deswegen verdient das Haus eher den Namen eines Bußhauses, als eines Kerkers. Sobald ein Verbrecher dem Gefängnisse überliefert ist, muß er sich baden; sein Haar wird ihm geschnitten, und er bekömmt, wenn auch nicht zierliche, doch reinliche Kleidung. Hierauf setzt man ihn, von allen Uebrigen abgesondert, in eine etwa 9 Fuß lange und 4 Fuß breite Zelle, wo er kein anderes lebendes Geschöpf zu sehen bekommt, als den

Kerkermeister, der ihn mit dem, was seine Natur fordert, versehen muß, aber ohne dringende Ursache kein Wort mit ihm reden darf. Zeigt sich der Gefangene durchaus widerspänstig, oder ist das Verbrechen, weshalb er im Gefängnisse sitzt, empörend, so wird ihm in seiner Zelle auch das Tageslicht entzogen, welches das härteste ist, was ihm begegnen kann.

Zweimal die Woche wird von zwölf dazu angesetzten Männern, die jährlich aus den Bürgern von Philadelphia gewählt werden, eine Untersuchung des Gefängnisses angestellt. Es hält gar nicht schwer, diese Männer zu bekommen; sie unterziehen sich dem lästigen Geschäfte mit Bereitwilligkeit, ohne daß sie den geringsten Vortheil davon zu erwarten haben. Sie theilen sich in Kommissionen, deren jede, wenn sie die Reihe trifft, auf eine bestimmte Zeit, alle Theile des Gefängnisses untersuchen muß, wovon alsdann den Inspektoren, die an bestimmten Tagen zusammenkommen, ausführlicher Bericht abgestattet wird. Nach diesem Berichte der Kommission wird von den Inspektoren ein Gutachten ausgefertiget, und alsdann, mit Einwilligung der Richter, die Behandlung jedes einzelnen Gefangenen bestimmt. — Das Einsperren in eine dunkele Zelle wird als die härteste Strafe betrachtet; auf diese folgt das Einsperren mit Zulassung des Lichts; dann das Einsperren mit der Erlaubniß, irgend eine Arbeit zu verrichten, und endlich, als die gelindeste Strafe, das Arbeiten in Gesellschaft anderer

Gefangenen. Uebrigens müssen sich alle Gefangenen zweimal wöchentlich baden — wozu innerhalb der Mauern gehörige Vorrichtungen getroffen sind — und ihre Wäsche wechseln. Die, welche allein sitzen, bekommen Wasser und Brod; diejenigen aber, welche Arbeit verrichten, erhalten Brühen, Suppe, Pudding u. s. w. Fleisch wird nur zweimal die Woche, und zwar in geringer Menge gegeben. Alle bekommen Wasser zu trinken; kein anderes Getränk darf, unter welchem Vorwande es auch sei, in das Gefängniß gebracht werden. — Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Diät den Gefangenen hinlängliche Kräfte verschafft, die Arbeiten zu verrichten, die ihnen aufgelegt werden; nahrhaftere Speisen würden sehr dazu beitragen, sie wild und hartnäckig zu machen. Die, welche arbeiten, beschäftigen sich mit demselben Gewerbe, bei welchem sie auferzogen sind, wenn es anders im Gefängnisse getrieben werden kann; haben sie gar keins, so wird ihnen irgend eine Arbeit angewiesen, die sie verrichten können. Ein Gemach ist da für Schuhmacher, ein anderes für Schneider, ein drittes für Zimmerleute u. s. w. In den Höfen arbeiten Steinhauer, Schmiede und viele andere Handwerker.

Wenn man die Zellen ausnimmt, die sich in einem abgelegenen Theile des Gebäudes befinden, so hat das Gefängniß das Ansehen einer großen Fabrik. Ordnung und Reinlichkeit sind hier zu Hause, und nie wird das Auge des Zuschauers durch die gräßlichen

chen Schreckensgestalten beleidigt, die man in andern Gefängnissen allenthalben erblickt; auch ist man sicher vor Beleidigungen und wird, wenn man durch die verschiedenen Abtheilungen geht, kaum bemerkt. Die Gefangenen dürfen nicht mit einander reden, ausgenommen wenn es die höchste Noth erfordert; auch ist es ihnen verboten zu lachen, zu singen, oder auf eine andere Art den geringsten Lärm zu machen. Der Aufseher sorgt dafür, daß ein jeder fleißig bei seiner Arbeit ist; widersetzt sich einer den Befehlen nur im geringsten, so wirft man ihn sogleich in eine Zelle, wo er bei Wasser und Brot so lange sitzen muß, bis er zur Erkenntniß seines Vergehens gekommen ist. Diejenigen, welche diese Strafe bereits erfahren haben, hüten sich so sehr davor, daß es selten nöthig wird, sie zu wiederhohlen. Die Weiber leben gänzlich von den Männern getrennt, und werden mit Arbeiten beschäftigt, die ihrem Geschlechte angemessen sind. — Die Arbeiter essen zusammen in einem großen Saale, in welchem Sonntags regelmäßig Gottesdienst gehalten wird, wobei keiner fehlen darf. Es ist die Pflicht des Kaplans, sich dann und wann mit den Gefangenen zu unterhalten, und sich zu bemühen, ihre Herzen und Grundsätze zu bessern. Die Inspektoren thun, bei ihren Besuchen, ein Gleiches; so daß, wenn ein Gefangener seine Freiheit wieder bekommt, er gleichsam neu gebohren weggeht; er ist zur Arbeitsamkeit gewöhnt und hat gute Lehren empfangen. Man sorgt auch jedesmal dafür, daß es

ihm, wenn er das Gefängniß verläßt, nicht an Arbeit fehle. — Den Gesetzen zu Folge darf niemand, ohne Erlaubniß der Inspektoren, das Gefängniß besuchen. — Für die Gesundheit der Gefangenen ist aufs Beßte gesorgt, und diejenigen, die krank werden, bekommen besondere Gemächer und die Hülfe eines Arztes. Die längste Gefängnißstrafe steht auf Nothzucht; sie darf auf nicht weniger, als 10 Jahre sein, aber auch nicht über 21 hinausgehen. Für Hochverrath dauert die Gefangenhaltung nicht unter 6, und niemals länger als 12 Jahre. Es giebt in jedem Kanton (County) von Pennsylvanien Gefängnisse, aber bis jezt ist noch keins nach dem Plane des hiesigen eingerichtet worden *). Oft schickt man Verbrecher von entfernteren Gegenden nach Philadelphia, damit sie hier ins Gefängniß gesteckt werden.

Die Einrichtung dieses Gefängnisses ist so musterhaft, daß es dem Staate nicht nur keine Kosten verursacht, sondern ihm auch jährlich ansehnliche Einkünfte bringt.

*) Seit kurzer Zeit ist zu Norristown, 7 Meilen von Philadelphia, ein Gefängniß aufgeführt worden, welches vollkommen die Einrichtung des hiesigen hat.

d. Ueb.

Zweiter Brief.

Volksmenge in Philadelphia. — Charakter und Sitten der Einwohner. — Privatbelustigungen. — Die Amerikaner verlieren ihre Zähne frühzeitig. — Schauspiele sind nur seit einiger Zeit erlaubt. — Quäker. — Audienz beim Präsidenten. — Kirchen. — Fuhrwerke. — Tavernen. — Schwierigkeit, sich Bedienten zu verschaffen. — Charakter der niedrigen Volksklassen in Amerika.

Theurer Freund

Philadelphia im November 1795.

Philadelphia hatte, nach der Berechnung vom Jahre 1790, an 42,000 Menschen; jezt, da die Bevölkerung natürlicherweise zugenommen hat, und der Zufluß der Fremden sehr groß ist, soll die Zahl bis auf 50,000 angewachsen sein, obgleich das gelbe Fieber, welches im Jahre 1793 wüthete, 4000 dahin gerafft hat. Die Einwohner bestehen aus Engländern, Irländern, Deutschen, Franzosen und aus gebohrnen Amerikanern, welche letztere, wie man einsieht, bei weiten die zahlreichste Klasse ausmachen. Fast alle Einwohner haben irgend ein Gewerbe, nur einige wenige leben von dem Vermögen, welches sie sich erworben haben; indeß sind auch diese Leute keineswegs un-

beschäftigt oder unaufmerksam auf die Vermehrung ihres Eigenthums; sie suchen beständig durch den Verkauf der Ländereien, die sie an sich gebracht haben, zu gewinnen, und immer mehr anzukaufen. Es würde wirklich schwer halten, im ganzen Lande einen Gutsbesitzer zu finden, der nicht Ländereien kauft und verkauft; denn dieser Handel ist in Amerika äußerst vortheilhaft.

In einer großen Hauptstadt, wie Philadelphia, wo sich Menschen aus allen Gegenden der Erde versammelt haben, muß nothwendig eine große Verschiedenheit der Sitten getroffen werden; indeß ist es eine Bemerkung, die nicht allein von Ausländern, sondern auch von Bewohnern anderer Gegenden der vereinigten Staaten gemacht wird, daß es den Philadelphern, fast ohne Ausnahme, an Gastfreundschaft und Höflichkeit gegen Fremde fehlt. In den Zirkeln der vornehmern Philadelpher herrscht Stolz und Praleréi, und es scheint wirklich, daß sie nichts glücklicher machen würde, als wenn sie sich in den Adelstand erhoben sähen, blos um zu beweisen, daß sie aus besserem Thone geformt sind, als die übrigen ihrer Mitbürger; wovon sie, für ihren Theil, vollkommen überzeugt sind. Es herrscht in dem Benehmen dieser Leute, im Allgemeinen, eine Kälte, eine Zurückhaltung, als ob sie argwöhnten, man habe böse Absichten auf sie; welches nothwendig dem, der sie besucht, durch Mark und Bein gehen muß. In ihren Privatgesellschaften findet man eine gewisse Traurigkeit, welche Frohsinn

und Heiterkeit nie aufkommen läßt. Es ist gar nicht ungewöhnlich, in den vornehmsten Häusern 20 bis 30 Personen bei einander im Zimmer herum sitzen zu sehen, die keine andere Unterhaltung kennen, als die, welche die gewöhnlich ins Ohr geflüsterte Unterredung den beiden Personen gewährt, die der Zufall gerade neben einander gesetzt hat. Die Gesellschaft kommt Abends zwischen 6 und 7 Uhr zusammen; Thee wird mit vielen Formalitäten herum gegeben, und um 10 Uhr, wenn der größte Theil der Gesellschaft, die sich nicht von der Stelle bewegt hat, ermüdet ist, begeben sich alle nach Hause zurück. Musik, Kartenspiel und Tanzen sind indeß Vergnügungen, die ihnen nicht unbekannt sind. Freilich sind sie in der Musik noch sehr zurück, aber desto größere Meister sind sie im Tanzen, welches eins ihrer ersten Vergnügungen ausmacht.

Die Frauenzimmer sind, im Allgemeinen, und so lange sie jung sind, sehr schön; sobald sie aber Mütter einer kleinen Familie geworden sind, verliehren sie alle ihre Reize, ihre Gesichtsfarbe schwindet, ihre Zähne gerathen in Verfall, kurz sie scheinen nicht mehr dieselben Geschöpfe zu sein. Nur sehr selten sieht man eine Frau, die 40 Jahre alt ist, viele Kinder gebohren hat, und dabei noch auf Schönheit Anspruch machen könnte *). Das plötzliche Verderben ihrer Zähne ist ein Umstand, der die Aufmerksamkeit

*) Auch in der alten Welt sind die Ninons selten. — Uebrigens widersprechen andere Reisebeschreiber, als Brissot, dieser Behauptung geradezu. d. Ueb.

der Aerzte auf sich gezogen hat; denn wirklich verliehren sie die gebohrnen Amerikaner beiderlei Geschlechts sehr früh. Einige schreiben dies der gewaltsamen und plötzlichen Veränderung des Wetters zu, das bald heiß, bald kalt ist. Dagegen kann man einwenden, daß die Neger, die demselben Wechsel des Klimas ausgesetzt sind, sich ganz besonders durch Schönheit und Weiße ihrer Zähne auszeichnen. Auch die Indianer, die dem Wetter mehr ausgesetzt sind, als Amerikaner und Neger, behalten ihre Zähne in einem guten Zustande. Andere schreiben es dem unmäßigen Genusse des Zuckerwerks zu. Freilich essen die Amerikaner in den Städten gezuckerte Sachen bis zum Uebermaße, aber auf dem Lande, wo die Leute keine Gelegenheit haben, solche Sachen zu bekommen, verliehren die Männer, vorzüglich aber die Weiber, ihre Zähne ebenfalls sehr früh. Mir ist es am wahrscheinlichsten, daß die Ursache in dem häufigen und allgemeinen Genusse der gesalzenen Speisen zu suchen sey. Vorzüglich lebt man auf dem Lande, das ganze Jahr hindurch, fast von nichts anderm, als eingesalzenen Fischen und Pöckelfleische.

Erst seit einigen Jahren, seit 1779, hat man in Philadelphia öffentliche Schauspiele geduldet. Die alte Korporation, welche größtentheils aus Quäkern und aus Männern bestand, die eben nicht unter die aufgeklärtesten der Stadt zu zählen waren, hatten sich bis dahin der Einrichtung eines Hauses zu diesem Zwecke geradezu widersetzt. Jezt sind indeß zwei Büh-

nen für das Schauspiel und ein Amphitheater vorhanden. Des alten Theaters, welches von Holz und äußerst schlecht gebauet ist, bedient man sich jezt wenig oder gar nicht. Das neue ist von Steinen aufgeführt und inwendig sehr artig eingerichtet, nur scheint es für eine so große Stadt zu klein zu sein. Eine abscheuliche Gewohnheit herrscht hier: man raucht nämlich Taback im Schauspielhause, welches zuweilen so weit getrieben wird, daß mancher, dem der Rauch unangenehm ist, sich nothgedrungen fortbegeben muß. Den Zuschauern im Parterre wird, zwischen den Aufzügen, Wein und Porter gebracht, gerade als ob sie im Weinhause wären. Die Schauspieler verschafft man sich größtentheils von Großbrittannien und Irland; keine derselben sind Meister ihrer Kunst, sondern etwa so, wie man sie in Englischen Provinzialstädten vorfindet. Das Amphitheater ist von Holz; man braucht es zu Reitkünsten und zu andern Vorstellungen, wie sie Astley zu London giebt. Bälle werden hier im Winter regelmäßig alle 14 Tage gegeben, und auch zu Zeiten öffentliche Konzerte.

Während des Sommers begiebt sich jeder, der es möglich machen kann, nach den Landhäusern in der Nachbarschaft der Stadt, und nun hören alle öffentliche und Privatbelustigungen gänzlich auf. Nur der Winter ist die Zeit für diese, denn alsdann ist der Kongreß versammelt, und der Handel geht noch nicht

so stark, weil die Schiffahrt auf dem Flusse gewöhnlich durch das Eis verhindert wird.

Der Präsident hält es fast immer für nothwendig, noch vor der Zusammenkunft des Kongresses nach Philadelphia zu kommen, wo er sich, so lange die Sitzungen dauern, aufhält. Während seines Hierseins giebt er wöchentlich einmal, zwischen 3 und 4 Uhr, Audienz, wobei er immer in Gallakleidern erscheint. Er erwartet dagegen, daß die fremden Minister auf dieselbe Art ihre Aufwartung machen; welches sie auch alle thun, bis auf den Französischen Minister, der es sich zum Gesetz gemacht zu haben scheint, nie anders als im Hauskleide zu erscheinen. Andere Leute haben die Freiheit, zu ihm zu gehen, wie sie es für gut halten. Mad. Washington hat gleichfalls wöchentlich einen Hoftag. Die Damen setzen sich, mit großen Formalitäten, in einen Kreis, und werden mit Thee, Kaffe u. s. w. bedient *).

Philadelphia ist der große Wohnort der Amerikanischen Quäker; indeß ist die Zahl derselben, im Verhältniß zu den übrigen Bürgern, nicht mehr so groß,

*) Ob dieses Hof-Machen bei dem jetzigen Präsidenten fortgesetzt wird, oder nicht, ist mir unbekannt. Die demokratische Parthei hatte, während der Administration des Generals Washington, sehr viel dagegen einzuwenden, weil sie der Meinung war, es vertrage sich nicht wohl mit dem Geiste einer republikanischen Verfassung, und untergrabe die Gleichheit, die hier billig unter den Bürgern jeder Klasse herrschen sollte.

als sie ehedem war. Sie machen jezt etwa ein Viertel der Einwohner aus. Die Ursache dieser Verringerung liegt nicht in ihrer Abnahme, denn sie haben sich wirklich vermehrt; sondern in dem großen Zusammenflusse von Leuten, die sich zu andern Religionssekten bekennen. Es giebt hier 4 Kirchen für die Quäker; die Presbyterianer und Seceder haben 6; die von der Bischöflichen Kirche 3. Außer diesen sind noch 2 Kirchen für deutsche Lutheraner, 4 für Römischkatholische, und mehrere für verschiedene andere Religionsverwandte da; so wie auch 1 Judensynagoge. Sonntags erscheint jeder Bürger wohl gekleidet; vorzüglich sind die Leute der niedern Klassen sehr geputzt. Auch ist der Sonntag der vorzüglichste Tag, um kleine Streifereien und Spaziergänge auf das Land zu machen.

Die Fuhrwerke, deren man sich in Philadelphia bedient, sind Kutschen, Chaisen, Kohtschies (coachees) und leichte Wagen, die größtentheils alle in Philadelphia verfertiget werden. Die Fuhrwerke einiger wenigen einzelnen Personen sind wirklich sehr prunkend, aber den Geschmack für einfache Schönheit, den man doch bei Leuten erwarten könnte, welche die Englischen Moden so gerne nachahmen, und sich beständig Muster aus England kommen lassen, sucht man hier vergebens. Der Kothschi ist ein Fuhrwerk, welches, wie ich glaube, nur in Amerika zu finden ist. Der Kasten ist etwas länger, als der einer Kutsche, aber eben so gestaltet. Nach vorne ist er, bis ganz hin-

unter, offen, und der Fuhrmann sitzt unter der Decke des Wagens auf einer Bank. Außer dieser sind zwei Bänke für die Fahrenden da. Die Decke wird durch dünne Stäbe unterstützt, die sich an den Ecken befinden. Oberhalb beider Seitentheile über den Thüren ist alles offen, doch sind Vorhänge angebracht, die von der Decke herabgerollt, und festgeknüpft werden können. Auch ist ein lederner Vorhang da, den man, wenn man will, zwischen sich und den Fuhrmann herablassen kann.

Die leichten Wagen sind auf gleiche Art gebauet; sie können 4 bis 12 Menschen fassen. Der einzige Unterschied zwischen einem leichten und einem Kutschwagen (Coachee) besteht darin, daß dieser feiner gearbeitet ist, und lackirte Seitentheile und Thüren hat, die jenem fehlen. Man klettert in leztern, so gut man kann, über den Sitz des Fuhrmannes. Uebrigens geben diese Wagen allgemein die Postfuhrwerke ab.

Die Einrichtuug der Tavernen — so nennt man alle Gasthöfe u. s. w. — ist zu Philadelphia, so wie, mit einigen Ausnahmen, durch das ganze Land, sehr schlecht, und die Behandlung, welche man in denselben empfängt, um nichts besser. Kommt ein Reisender, so weist man ihm ein Zimmer an, das gemeinschaftlich ist, und zum Frühstücken, so wie auch zum Mittags = und Abendessen dienet. Alle Fremden im Hause setzen sich in Gesellschaft zu diesen Mahlzeiten nieder, und in kleinern Städten und Dörfern schließt sich auch die Familie des Wirthes mit an. Nur sehr

selten kann man, selbst in Stadt-Tavernen, ein Zimmer für sich allein bekommen, und mit Mühe bringt man es dahin, daß man das Frühstück oder Mittagsessen von den Andern abgesondert bekommt. Kann man ein Schlafzimmer mit Einem Bette bekommen, so hat man Ursache zufrieden zu seyn, denn dies Glück trifft man nur selten. Man muß, wenn man das Land durchreiset, oft vorlieb nehmen, in Kammern gepackt zu werden, wo man kaum Platz genug findet, sich zwischen den Betten durchdrängen zu können *). Fremde, die längere Zeit in großen Städten zubringen wollen, müssen gewöhnlich nach Privat-Speisehäusern gehen, deren es in denselben sehr viele giebt. Es hält immer schwer, möblirte Zimmer zu bekommen, ohne zugleich für den Tisch mitbezahlen zu müssen.

In allen Tavernen, sowohl in den Städten, als auf dem Lande, vorzüglich aber in den letztern, ist die Bedienung äußerst schlecht. Freilich ist es allenthalben, außer in den südlichen Staaten, wo so viele

*) Als ich, auf meiner Reise nach Baltimore, des Nachts zu Elkton ankam, fragte ich den Wirth beim Aussteigen aus dem Postwagen, der ganz mit Reisenden angefüllt war, was man für Bequemlichkeiten in seinem Hause haben könne? Meine Frage schien ihn sehr zu befremden; er antwortete mit wichtiger Miene: ich dürfe wegen der Bequemlichkeit nicht besorgt sein, denn er habe nicht weniger als eilf Betten in einer Kammer stehen.

Neger sind, sehr schwer, Hausgesinde irgend einer Art zu bekommen. Der größere Theil der Bedienten, die man in Philadelphia trifft, besteht in ausgewanderten Europäern. Diese bleiben fast alle nur so lange im Dienste, bis sie sich eine kleine Summe erspart haben, alsdann verlassen sie ihre Herren. Die, jedem Menschen angeborne, Liebe zur Unabhängigkeit, und der Umstand, daß man in Amerika, als fleißiger Mann, leicht sein eigener Herr werden kann, sind die Beweggründe, welche sie dazu verleiten. Die wenigen, die bei den Herren, von welchen sie gemiethet sind, längere Zeit bleiben, lassen sich übertrieben theuer bezahlen. Von den Amerikanern gehen nur die in Dienst, die nicht viel taugen und keinen guten Namen haben; denn sie sind der Meinung, das Dienen komme nur den Negern zu. Die Neger, von der andern Seite, haben in Pennsylvanien und andern Staaten, wo man Schritte zur Abschaffung der Sklaverei gethan hat, von den Quäkern gehört, daß sie in jeder Hinsicht ihren weißen Brüdern gleich seien, deswegen bemühen sie sich, es ihnen auch in Ansehung der Unverschämtheit gleich zu thun. Dies ist der Fall so gut bei den Männern, wie bei den Weibern. — Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß sich bei dem größten Theile der unteren Volksklassen der vereinigten Staaten, und vorzüglich bei dem gemeinen Manne zu Philadelphia, ein Mangel an guten Sitten findet, der jedem Fremden auffallen muß. Ich hoffe, man wird nicht glau-

ben, daß ich diese Bemerkung gemacht habe, weil Leute von höherm Stande hier nicht mit der Unterthänigkeit von Geringern behandelt werden, wie man es in England findet; ich beklage mich hier einzig und allein über den Mangel an ganz gewöhnlicher Höflichkeit, die ein Mensch dem andern, unter allen Verhältnissen, schuldig ist; Höflichkeit, die weder der menschlichen Natur, noch der wahren Freiheit entgegen läuft, und die man selbst in dem Betragen des wilden Indianers, welcher, als das freieste und unabhängigste aller menschlichen Wesen, die Wälder seines Landes durchstreicht, nie vermissen wird. In den vereinigten Staaten giebt der gemeine Mann grobe, unverschämte Antworten auf Fragen, die mit der größten Höflichkeit vorgelegt werden, und beleidigt Jeden, der das Ansehen eines feinen Mannes hat, blos um anzuzeigen, daß er die Gleichheit, die zwischen ihnen beiden statt findet, sehr wohl kenne. Höflichkeit ist von diesen Leuten durch kein Mittel zu erringen; sie sind der Meinung, Artigkeit sei unverträglich mit Freiheit, und es gebe kein anderes Mittel, einen Fremden zu überzeugen, daß er sich wirklich in einem Lande der Freiheit befindet, als wenn sie sich in seiner Gegenwart mürrisch und ungesittet betragen.

Dritter Brief.

Reise nach Baltimore. — Beschreibung des Landes um Philadelphia. — Schwimmende Brücken über den Schuylkill. — Ihre Einrichtung. — Mühlen im Brandywine-Krihk. — Verbesserung des Mechanismus der Mehlmühlen in Amerika. — Stadt Wilmington. — Blockhäuser. — Schlechte Wege. — Schöne Aussichten. — Tavernen. — Susquehannah-Fluß. — Stadt Baltimore. — Hafen. — Oeffentliche und Privatgebäude. — Einwohner. — Gegend zwischen Baltimore und Washington. — Abscheuliche Wege.

Theurer Freund

Washington im November.

Am 16ten November verließ ich Philadelphia, um mich nach Baltimore zu begeben. Die einzige Art dort hin zu kommen, wenn man kein eigenes Fuhrwerk hat, oder nicht zu Fuße gehen will, ist der öffentliche Postwagen. Man könnte vielleicht in Philadelphia einen Privatwagen zu dieser Reise bekommen, aber die Leute fordern eine unmäßige Bezahlung dafür. Extraposten, mit denen man von Station zu Station fährt, kennt man hier gar nicht. — Die Gegend um Philadelphia ist gut angebauet, und hat einen Ueberfluß an freundlichen Landhäusern; da man aber bei-

nahe alle Bäume ohne Gnade umgehauen hat, theils um sie zur Feurung zu benutzen, vorzüglich aber um Pflugland zu bekommen, so hat sie ein sehr kahles Ansehen. Hecken sieht man nirgends, denn man wähnt, daß sie da, wo sie angelegt werden, das Land aussaugen. Die Zäune, welche man hier sieht, bestehen entweder, wie die gewöhnlichen, aus Pfählen und Queerhölzern, oder sie sind winklicht. Die letzteren werden aus Sparren gemacht, die 8 bis 9 Fuß lang sind, und die man wagerecht, wie die Latten zu einer Gitterthüre, über einander legt. Anstatt daß aber die so übereinander gelegten Queerhölzer, oder wenn man will, jede dieser Gitterthüren, mit der folgenden in einer graden Linie fortlaufen sollten, richtet man sie so, daß sie mit dieser einen Winkel bilden, und daß das Ende des einen Queerholzes, auf dem des nächstfolgenden ruhet — u. s. w. Da diese Zäune im Zickzack laufen, folglich sechsmal so viel Platz, und auch weit mehr Holz erfordern, als die gewöhnlichen, so bedient man sich ihrer nicht, wenn man auf Schonung des Holzes und Landes Rücksicht zu nehmen hat; welches in der Nachbarschaft großer Städte gewöhnlich der Fall ist.

Der Weg nach Baltimore geht über die unterste der drei schwimmenden Brücken, die, in der Nachbarschaft von Philadelphia, über den Schuylkill geworfen sind. Die Aussicht, welche man hat, wenn man diesen, etwa 750 Fuß (250 Yards) breiten Fluß passirt, ist sehr schön. Die Ufer beider Seiten sind hoch

und geben, auf viele Meilen weit, die angenehmsten Gegenden für Landhäuser her. Eine sehr schöne, im Englischen Geschmacke angelegte, Villa sieht man, wenn man oberhalb der Brücke den Fluß hinangeht. Daneben sind öffentliche Gärten, und ein Haus für Lustbarkeiten, mit verschiedenen guten Zimmern, wohin die Bürger von Philadelphia, während des Sommers zu walfahrten pflegen.

Die schwimmenden Brücken bestehen aus großen Bäumen, die queer über das Wasser gelegt, und durch Ketten an einander gehalten werden. Auf diese legt man, der Länge nach, Balken, die dann wieder mit Brettern bedeckt werden, so daß man mit großer Bequemlichkeit sowohl hinüber gehen als fahren kann. An jeder Seite befindet sich ein Geländer. Fahren sehr schwere Wagen über diese Brücken, so sinken sie einige Zoll unter die Oberfläche des Wassers, doch ist die Ueberfahrt niemals gefährlich. Sie werden durch Ketten und Anker in gerader Richtung erhalten, und sind an beiden Ufern sehr genau befestigt; auch findet die Einrichtung statt, daß in der Mitte ein Stück der Brücke weggenommen, und so jedes Schiff ungehindert hindurch fahren kann. Oft geschieht es bei eintretenden Fluthen, oder wenn der Frost aufhört und sich viel Floßeis im Flusse befindet, daß diese Brücken sehr beschädigt oder gar fortgerissen werden. Um dies zu verhindern, macht man, wenn Gefahr bevorsteht und die Fluth nicht zu schnell herab kommt, alle Ketten, welche die Brücke in ihrer

Lage

Lage erhalten, los, und läßt sie mit dem Strohme bis zu einer bequemen Stelle des Ufers hinabfließen, wo sie alsdann ans Ufer gezogen, und in Sicherheit gebracht wird.

Ist man den Schuylkill hinüber, so erblickt man eine Gegend, in welcher erhabener Boden und Holzungen angenehm mit einander wechseln, so wie auch sehr gut bestellte Felder. Die erste Stadt von einiger Bedeutung, zu der man kömmt, ist Chichester, 15 Meilen von Philadelphia. Sie hat etwa 60 Wohnhäuser, und ist dadurch merkwürdig, daß sie der Ort ist, wo sich die erste Kolonistengesellschaft ansiedelte. In der Nähe dieser Stadt hat man eine weite Aussicht auf den Delaware-Fluß.

Etwa eine halbe Meile vor Wilmington fließt der Brandywine-Fluß, der wegen seiner Mühlen merkwürdig ist, die, 13 an der Zahl, dicht neben einander gebauet sind. Das Wasser stürzt sich, oberhalb einer Brücke, mit großer Gewalt über eine Felsenreihe hinab. Schiffe, die 1000 Scheffel (bushels) Weitzen führen, können bis dicht an die Mühlen fahren, wo vermittelst eigener Maschinen, mit der größten Leichtigkeit auf- und abgeladen wird. Einige der Mühlen sind für Korn, andere sägen Holz und Steine. Die Verbesserungen, die man in Amerika in Ansehung der Kornmühlen getroffen hat, sind beträchtlich. Die vorzüglichste besteht in einer neuen Anbringung des Schraubenganges, und in der Einführung dessen, was man das Hebewerk nennt, und wozu die Idee augen-

scheinlich von der Kettenpumpe erborgt ist. Um die Schraube zu machen, nimmt man dünne, etwa 3 Zoll lange und 2 Zoll breite Stückchen Holz, und bringt sie so in einen Cylinder neben einander, daß sie einen Schneckengang bilden. Diese Schraube hat eine wagerechte Lage, und treibt, wenn sie sich um ihre Axe dreht, den Weizen oder das Mehl von einem Ende eines Troges zum andern. Man denke sich in dem Troge, der das Mehl, so wie es vom Steine kömmt, aufnimmt, eine Schraube, von der Art, wie sie beschrieben ist; vermittelst derselben wird das Mehl, 6 bis 8 Fuß weit, in einen Behälter getrieben; aus diesem Behälter wird es, ohne Beihülfe von Menschenhänden, bis zum Gipfel der Mühle geführt, und zwar durch das Hebewerk, welches aus einer Anzahl kleiner Eimerchen, von der Größe einer Theeschale besteht, die an einem langen Bandstreife, welcher rund um ein Rad im obern Theil der Mühle, und um ein anderes auf dem Boden der Mühle geht, befestiget sind. So wie sich nun dieser Streifen um die Räder dreht, so tauchen die kleinen Schalen in den unten befindlichen Waizen- oder Mehlbehälter, nehmen ihre Ladung mit sich hinauf, und wenn sie sich um das obere Rad gedrehet haben, entladen sie sich. Die Schalen sind in viereckige hölzerne Röhren (tubes) eingeschlossen, damit nichts hineinfalle und damit der Staub verhütet werde. Diese äußerst einfache Einrichtung gewährt den Vortheil, daß von dem Augenblicke an, da der Weizen in die Mühle gebracht,

bis zu dem Zeitpunkte, wo er in Mehl verwandelt und zum Einpacken fertig ist, keine weitere Hülfe von Menschenhänden erfordert wird.

Wilmington ist die Hauptstadt des Staates Delaware, und hat etwa 600, größtentheils steinerne, Häuser. Die Straßen sind beinahe nach demselben Plane angelegt, wie die zu Philadelphia. Die Stadt hat nichts, was die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich ziehen könnte, und die Gegend umher ist flach und einförmig. — Elkton, die vornehmste Stadt in Maryland, liegt 21 Meilen von Wilmington, hat an 90 unregelmäßig gebauete Häuser, und ist ein schmutziger, unangenehmer Ort. In diesen Gegenden bemerkte ich zuerst die Balkenhäuser. Die Häuser, welche ich bis jezt gesehen hatte, waren entweder aus Ziegel = oder Bruchsteinen oder aus irgend einem andern Baumaterial aufgeführt, hatten hölzerne Einfassungen, und waren von außen mit Brettern ausgelegt. Die Balkenhäuser sind in einem Lande, wo Ueberfluß an Holz ist, die wohlfeilsten, und auch gewöhnlich die ersten, welche von neuen Amerikanischen Ansiedlern aufgebauet werden. Die Seiten bestehen aus viereckig gehauenen Bäumen, die wagerecht auf einander gelegt werden. Die Enden der Balken der einen Seite ruhen wechselsweise auf denen der andern Seite, und zwar in Einschnitten oder Kerben. Die Räume zwischen den Balken werden mit Lehm ausgefüllt, und das Dach wird mit kleinen Brettern oder Schindeln gedeckt, deren man sich beinahe durch

ganz Amerika bedienet. Diese Wohnungen thun keine besonders schöne Wirkung auf das Auge, doch sind sie, wenn man im Bauen nichts versehen hat, warm und angenehm, und stehen eine geraume Zeit.

In dieser Gegend wird auch eine ansehnliche Menge Waizen aus Mais gebauet, wozu sich der Boden sehr gut eignet. Die fruchtbarsten Theile des Landes wird man indeß von der Heerstraße aus nicht gewahr, weil sie größtentheils über unfruchtbare, bergichte Landstriche geht, die man hier ridges nennt. Der Grund, warum man die Heerstraße diesen Weg hat nehmen lassen, ist in dem Umstande zu suchen, daß so angelegte öffentliche Wege länger dauern, als wenn man sie durch das platte Land laufen läßt, wo der Boden tief ist. Diesen Umstand ziehen die Bewohner von Maryland beständig in Erwägung, weil sie sich nie die Mühe geben mögen, eine Landstraße, wenn sie einmal angelegt ist, in gutem Stande zu erhalten. Die Heerstraßen sind hier schlechter, als in irgend einem andern Staate von Amerika; ja so schlecht, daß auf dem Wege von Elkton bis zur Susquehannah-Fähre, der Fuhrmann, um in den tiefen, unordentlich laufenden Gleisen nicht umzuwerfen, den Passagieren im Postwagen immer zurufen mußte, nach welcher Seite sie sich hinlehnen sollten. „Jezt rechts meine Herren!“ — worauf wir uns mit der Hälfte des Körpers aus dem Wagen legten, um dieser Seite das Gleichgewicht zu halten: „jezt links meine Herren!“ — und nun wurde dasselbe Manöver auf der

andern Seite gemacht; auf einem Wege von 6 Engli=schen Meilen mußten wir wenigstens zwölfmal solche Vorkehrungen treffen. Denkt man zuweilen an die Ausbesserung der Straßen, so besteht sie doch nur darin, daß man die Löcher mit jungen Zweigen und Büschen ausfüllt, und diese alsdann mit Erde bedeckt; und selbst dieses geschieht nur dann, wenn sich an beiden Seiten der Heerstraße Felder befinden. Läuft die Straße in der Nähe eines Gehölzes, so bahnt man sich, statt sie auszubessern, wenn sie schlecht ist, einen Weg durch die Bäume, welches man „eine Straße machen" nennt. Es ist etwas sehr gewöhnli=ches, in Maryland 6 oder 7 verschiedene Straßen zu sehen, die von Einer auslaufen, und allesamt zu Ei=nem Orte führen. Auf diese Art ist ein Fremder, der nicht Bescheid weiß, beständig in Verlegenheit, wel=chen Weg er einschlagen soll. Die Geschicklichkeit, mit welcher die Postknechte auf diesen neuen Wegen, die ganz voll von Baumstumpfen sind, zu fahren wis=sen, ist unbegreiflich, und doch sind sie, dem Anscheine nach, die unbehülflichsten Menschen von der Welt. Sie lenken übrigens ihre Pferde mehr durch Schreien, als vermittelst der Zügel.

Charleston liegt nur wenige Meilen von Elkton. Es hat etwa 20 Häuser, deren Bewohner sich mit der Heeringsfischerei beschäftigen. Ueber Charleston hin=aus wechseln Berge und Thäler mit einander ab. Der Boden ist hier äußerst mittelmäßig, und so ver=wachsen, daß sich in vielen Gegenden, die Straße 4

bis 5 Meilen weit ununterbrochen durch Holzungen zieht. Die Gegend ist hier ungemein reizend; man erblickt von den Gipfeln der Berge unzählige, wirklich kühne und große Aussichten, welche die Tschesapihk= (Chesapeak) Bai und der Fluß Susquehannah darbieten; und selten kommt man durch ein Thal, ohne in den Vertiefungen der Gehölze kleine Gießbäche und Wald=ströme zu erblicken, die sich in schönen Kaskaden von den Rändern der Felsen hinabstürzen. — Die mehr=sten Amerikaner sind außer sich vor Verwunderung, wenn sie einen Menschen sehen, der, beim Anblicke solcher Gegenden, Freude empfinden kann. Der An=blick eines Waizenfeldes oder eines Gemüsegartens be=geistert sie bei weitem mehr, als die romantischste Aussicht. Sie haben einen unüberwindlichen Haß ge=gen Bäume. Siedeln sie sich irgendwo an, so hauen sie alles vor sich nieder; kein Bäumchen wird ver=schont, es wird ein Opfer ihrer Wuth. Es ist wirk=lich ein abentheuerlicher Gedanke, wenn man in einem Lande, wo die Sonnenstrahlen ihre Kräfte in einem so hohen Grade zeigen, nicht einmal einige Bäume, in der Nachbarschaft der Häuser, stehen läßt, in deren kühlem Schatten man sich vor der sengenden Hitze des Sommers beschützen kann. Ich habe oft deshalb meine Verwunderung an den Tag gelegt, und jedes=mal zur Antwort bekommen, daß es gefährlich sei, die Bäume in der Nähe des Hauses stehen zu lassen. Es scheint, als ob die Bäume in den Amerikanischen Wäldern keine, ihrer ungeheuren Höhe angemessene,

Haltung in der Erde haben, deswegen geschieht es oft, daß wenn einigen einzeln stehenden ausgewachsenen Bäumen, durch das Fällen der herumstehenden, der Schutz geraubt wird, diese durch den ersten Sturm, der sich erhebt, mit der Wurzel ausgerissen und niedergeworfen werden. Dies würde indessen mit Bäumen von geringerm Wuchse nicht der Fall sein; man sollte diese daher verschonen, so würde man dafür bald durch den angenehmsten Schatten belohnt werden. — Der eigentliche Grund, warum die Amerikaner so verfahren, liegt in dem Umstande, daß das Land einen zu großen Vorrath an Waldungen hat, deren Anblick zulezt für die Augen seiner Bewohner ermüdend wird *) Ferner kann der Boden nicht beackert werden, so lange sich noch Bäume darauf befinden; daher sieht man sie auch von dieser Seite als nachtheilig an, und derjenige, welcher die größte Menge umhauen, und die Felder am besten davon reinigen kann, wird als der fleißigste Bürger angesehen, der zur Verbesserung des Landes am mehrsten beiträgt.

Alle 10 bis 12 Meilen trifft man Wirthshäuser auf dieser Straße an, die ohne Ausnahme, von Holz und zwar ziemlich schlecht gebauet sind. Sie sind alle

*) Amerikaner, die an unfruchtbaren Gegenden der nordwestlichen Küste von Irland landeten, waren verwundert und entzückt, ein Land zu erblicken, das, wie sie sich ausdrückten, „so schön, so fruchtbar, so frei von Bäumen," war.

mit Schirmdächern, von der Länge des Hauses, versehen. Die wenigsten haben Schilder; sie unterscheiden sich von den übrigen Häusern durch nichts, als die Menge der Anschlagezettel, die neben der Thüre an die Wand geklebt sind, und werden nach dem Namen ihrer Besitzer, nicht nach den Schildern genannt. Eins ist wie das andere beschaffen; in jedem sind bestimmte Stunden zum Frühstücken, zum Mittags- und Abendessen angesetzt. Kommt nun ein Fremder vor der bestimmten Zeit an, so ist alles Bitten um eine besondere Mahlzeit vergebens; er muß die festgesetzte Stunde mit Geduld erwarten, und sich sodann mit allen Gästen, die im Hause sind, zu Tische setzen. Das Frühstück ist gewöhnlich sehr vollständig; man bekommt Thee, Kaffee und verschiedene Arten Brot, kaltes Pöckelfleisch, so wie auch oft geröstetes Rindfleisch, gebratene Fische u. dergl. m. *)

Dieser Theil von Maryland hat einen Ueberfluß an Eisenerz, das gutes Gußeisen giebt. Man findet das Erz so nahe unterhalb der Oberfläche der Erde, daß man niemahls nöthig hat, zur Gewinnung desselben Schachten anzulegen. In der Nachbarschaft von Charleston befindet sich eine kleine Stückgießerei. Das Bohren der Kanonen geschieht hier mit Hülfe des

*) Die Wirthin präsidirt gewöhnlich bei Tische, um Thee zu machen, oder eine Magd versieht das Amt ihrer Frau beim Frühstücke und des Abends. In vielen Wirthshäusern setzt sich, mit den Gästen, die ganze Familie zu Tische.

Wassers. Als ich vorbeikam, machte man eben Vier=undzwanzigpfünder, deren, wie ich höre, wöchentlich 2 Stück gemacht werden können. Das Eisen ist auf=serordentlich zähe; nur sehr wenige Kanonen bersten, wenn sie versucht werden.

Auf dem Wege nach Baltimore geht über den Fluß Susquehannah, etwa 5 Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Tschesapihk (Chelapeak), eine Fähre. Der Fluß ist hier etwa $1\frac{1}{4}$ Meile breit, und für jedes Fahrzeug tief genug. Die Ufer sind hoch und dick mit Bäumen bewachsen und die Gegend ist mah=lerisch schön. Bei der Fähre über den Fluß liegt ein Flecken, der Havre de Grace heißt, und etwa 40 Häuser hat. Im verwichenen Jahre trug man dem Kongreß die Bitte vor, diesen Ort zum Eingangsha=fen zu machen — aber jezt ist der Handel daselbst sehr unbedeutend. Einige wenige Schiffe werden jährlich in dieser Gegend gebauet. — Von hier nach Balti=more ist das Land äußerst ärmlich; der Boden be=steht aus einem gelblichen mit Klai gemischtem Sande, und die Heerstraßen sind abscheulich.

Baltimore soll an 1600 Einwohner haben, und ist, obgleich nicht die Hauptstadt, doch der größ=te Ort in Maryland, und nach Philadelphia und Neu=York die ansehnlichste Handelsstadt. Der Plan der Stadt hat mit dem von Philadelphia Aehnlichkeit, auch durchschneiden sich die mehrsten Straßen unter rechten Winkeln. Die Hauptstraße ist etwa 80 Fuß

breit, die übrigen haben eine Breite von 40 zu 50 Fuß. Die Straßen sind nicht alle gepflastert, und daher, wenn es stark geregnet hat, äußerst unbequem, denn der steife gelbe Klaiboden hält das Wasser lange Zeit an sich, und macht das Gehen beinahe unmöglich. An der Südseite der Stadt ist ein Hafen, der gemeiniglich das Becken (balon) genannt wird. Er hat etwa 9 Fuß Wasser, und ist groß genug, 2000 Kauffartheischiffe zu fassen. An demselben befinden sich Kai's und Magazine, welche die ganze Länge der Stadt einnehmen; da aber ein besonderer Wind erforderlich ist, der allein die Schiffe aus diesem Becken fortschaffen kann, so kehren bei weiten die mehrsten von denen, die in den Hafen von Baltimore wollen, in einem kleinern Hafen ein, der nahe an der Mündung des Beckens durch eine Erdzunge gebildet wird, welche die Fell's-Spitze heißt. Auch hier hat man Kai's angelegt, bei denen Schiffe mit 600 Tonnen Last, mit vollkommener Sicherheit liegen können. Sehr viele Leute haben sich, um dem Schiffsplatze nahe zu sein, an dieser Spitze niedergelassen. An 700 Häuser sind hier bereits gebauet, und regelmäßige Straßen mit einem großen Marktplatze angelegt worden. Gewöhnlich werden diese Häuser als ein Theil von Baltimore angesehen; aber sie bilden augenscheinlich eine besondere Stadt, denn sie sind über eine Meile von dem andern Theile der Stadt entfernt. Die Fell's-Spitze ist vorzüglich der Aufenthalt derer, die sich mit Seefahrt abgeben, und jüngerer Handlungs-Mitge-

nossen, die sich hier aufhalten, um beim Aus = und Einschiffen der Waaren gegenwärtig zu sein.

Die mehrsten Privathäuser zu Baltimore sind aus Ziegelsteinen gebauet, viele, aber vorzüglich die nicht ganz im Innern der Stadt gelegenen, sind von Holz. In den neueren Straßen sieht man einige gut gebauete Häuser; die übrigen sind im Allgemeinen klein, plump und unbequem. Von öffentlichen Gebäuden weiß ich keins, das angeführt zu werden verdiente. Kirchen und Bethäuser giebt es hier 10 an der Zahl, für Religionsverwandten jeder Art. Die Kirche der Presbyterianer, die erst neuerlich aufgeführt ist, hat, in Ansehung der Bauart, große Vorzüge, so wie sie auch sicher das schönste Gebäude der ganzen Stadt ist. Sie ist aus Ziegelsteinen gebauet, und hat an der Vorderseite einen Bogengang, der von 6 steinernen Säulen unterstützt wird.

Es giebt nicht weniger als drei inkorporirte Banken in dieser Stadt, und die Anzahl der Noten, die aus ihnen kommt, ist so groß, daß die Cirkulation des baaren Geldes beinahe gänzlich aufgehört hat. Man hat hier Noten bis zu einem Thaler, die, da sie leichter mitzuführen sind als Silber, diesem gewöhnlich vorgezogen werden. Gold ist sehr selten; ich bekam während meines zweimonatlichen Aufenthalts in Maryland, nur wenig davon zu sehen.

Unter den Einwohnern von Baltimore finden sich Engländer, Irländer, Schotten und Franzosen. Die Irländer scheinen am zahlreichsten zu sein, auch sind

die reichsten Kaufleute der Stadt unter ihnen. Seit dem Kriege sind auch eine große Anzahl Franzosen, sowohl aus Frankreich, als von den Westindischen Inseln, hierher gekommen. Die Einwohner beschäftigen sich größtentheils alle mit dem Handel, der hier sehr stark getrieben wird. Sie sind im Ganzen sehr schlichte Leute, doch aber unter sich gesellig, und gastfreundschaftlich und artig gegen Fremde. Kartenspiel und Tanz sind ihre Lieblingsvergnügungen, sowohl in öffentlichen, als Privatassambleen, die hier alle 14 Tage gegeben werden. Auch 2 Schauspielhäuser giebt es hier, in welchen zuweilen Vorstellungen gegeben werden. Das ältere, welches auf der Straße nach der Fell's-Spitze steht, ist in höchst elenden Umständen, und sieht einem Haufen loser Bretter nicht unähnlich. Es wurde eine Zeitlang gänzlich vernachlässiget, ist aber neuerlich für eine Gesellschaft Französischer Schauspieler, die einzige dieser Gegend, wovon ich gehört habe, in Stand gesetzt worden. Baltimore hat, wie Philadelphia, sehr durch die Verheerungen des gelben Fiebers gelitten. Den Sommer hindurch ist der Aufenthalt in der Stadt der Gesundheit nicht zuträglich, weshalb sich auch diejenigen, welche die Mittel dazu haben, in dieser Jahreszeit auf nahe Landgüter begeben, deren einige eine äußerst angenehme Lage haben.

Von Baltimore bis Washington, eine Strecke von 40 Meilen, hat das Land ein gar ärmliches Ansehen. Der Boden ist an einigen Stellen ein gelber

Klai mit Sande gemengt, an andern ist er fast durchaus sandig. In der Nachbarschaft der Waldströhme und zwischen den Bergen giebt es einige Stellen, die sehr reichen, schwarzen Boden haben, und Bottoms genannt werden; auf diesen wachsen die Bäume zu einer ansehnlichen Höhe empor; wo Sand ist, bleiben sie sehr klein. Die Wege, welche über solche schwarze, fette Stellen hingehen, sind von allen andern, die ich gesehen habe, die schlechtesten. Als ich einige Tage nach einem heftigen Regen, einen derselben passirte, versanken die Räder meines Sulky *) bis an die Nabe. Ich verzweifelte anfänglich daran, ohne fremde Hülfe wieder heraus zu kommen, aber mein Pferd, welches sehr muthig war, nahm sich zusammen, arbeitete sich und das Fuhrwerk hindurch, und erlösete mich glücklich. Nachher hörte ich, daß General Washington, als er sich, kurz vorher, zum Kongreß hatte begeben wollen, an derselben Stelle ein gleiches Schicksal gehabt hatte, und daß sein Wagen mit Stricken und Hebebäumen wieder losgemacht worden war. Einige dieser Stellen hat man, durch queer über den Weg an einander gelegte Bäume, fest gemacht, welches wohl auf einige Zeit sehr gut ist, aber nicht lange dauern kann, weil viele dieser Bäume in dem weichen Boden versinken, andere aber durch das beständige Reiben der Wagenräder allenthalben zerbrochen werden. Man sieht hieraus, daß

*) Eine Art Kabriolet mit Einem Platze. d. Ueb.

jemand, der nicht vollkommen mit der Straße bekannt ist, große Gefahr läuft, wenn er sich mit einem Fuhrwerke allein auf dieselbe wagt. Die Brücken der Waldströhme, die aus lose liegenden Brettern bestehen, sind so gefährlich, als die mit Bäumen belegten Wege, und wanken, wenn ein Wagen hinüberfährt, hin und her. Wie die Legislatur von Maryland so unthätig sein, und diese große Straße von Norden nach Süden, die eine der ersten im Staate, und die Heerstraße nach der Stadt Washington ist, immer mehr verfallen lassen kann, ist mir unbegreiflich.

Vierter Brief.

Gründung der Stadt Washington. — Wahl des Platzes ward dem General Washington überlassen. — Wählt den Mittelpunkt der gesammten Staaten. — Vortheilhafte Lage — Beschaffenheit des Handels nach den hintern Gegenden des Landes — Uebersicht der vorzüglichsten Handelsstädte der vereinigten Staaten. — Ihr blühender Zustand hängt vom Handel mit dem hintern Lande ab. — Beschreibung des Patowmac-Flußes — Seine Verbindung mit andern Flüssen. — Ungeheurer Umfang der Wasserkommunikation der Stadt Washington nach allen Richtungen. — Lage der Stadt. — Plan. — Oeffentliche Gebäude. — Das Präsidentenhaus. — Hotel. — Steine und andre Baumaterialien in der Nachbarschaft. — Gegenwärtige Privathäuser und Bewohner der Stadt. — Verschiedene Meinungen wegen der zukünftigen Größe der Stadt. — Hindernisse, die man dem Gedeihen derselben in den Weg zu stellen sucht. —

Theurer Freund

Washington im November 1795.

Die Stadt Washington, oder wie sie auch sonst genannt wird, die Bundesstadt, wurde im Jahre 1792 angelegt, und ist ausdrücklich zur Hauptstadt der vereinigten Staaten und zum Sitze der Föderalregierung bestimmt worden. Im Jahre 1800 wird sich der

Kongreß daselbst zum erstenmahle versammlen. Da die Gründung dieser Stadt die Aufmerksamkeit so vieler Menschen in Europa auf sich gezogen hat, und da die Meinungen darüber so verschieden ausfallen, so werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen von dem Ursprunge und weitern Gedeihen derselben etwas weniges mittheilen darf.

Bald nach dem Ende des Amerikanischen Krieges umringte zu Philadelphia eine ansehnliche Menge der Pennsylvanischen Miliz, mit Waffen in den Händen, den Saal, in welchem sich der Kongreß versammlet hatte, und forderten, unter den heftigsten Drohungen, daß man ihnen den rückständigen Sold für ihre geleisteten Dienste auf der Stelle auszahlen solle. Die Glieder des Kongresses geriethen durch diese Gewaltthätigkeit in Schrecken, und beschlossen, einen Staat zu verlassen, wo ihnen, statt Schutz, Beleidigungen zu Theil würden; sie begaben sich daher schleunigst nach Neu-York, wo die Sitzung beendigt wurde. Einige Zeit nachher kam es im Kongreß ernstlich zur Sprache, daß es zweckmäßig sei, einen Ort zur Zusammenkunft der Legislatur zu bestimmen, so wie auch für den Sitz des Generalgouvernements, welches den Gesetzen und Anordnungen des Kongresses allein untergeordnet sein sollte, damit die Mitglieder zukünftig in Ansehung ihrer persönlichen Sicherheit, und ihrer Freiheit zu deliberiren, nicht von der guten oder schlechten Verfassung eines einzelnen Staates abzuhängen brauchten. Der Gedanke, den Ort, welcher zur Zusammenkunft der

Legis-

Legislatur bestimmt werden sollte, von dem besondern Staate, zu dem er gehören möchte, unabhängig zu machen, wurde noch durch folgenden Grund unterstützt: Die verschiedenen Staaten der Union waren, obgleich ein gewisses Band sie mit einander verknüpfte, gewissermaßen eifersüchtig und neidisch auf einander; es war daher zu befürchten, daß wenn einer von ihnen vorzugsweise zum Sitze des Generalgouvernements bestimmt, und auf diese Art vorgezogen würde, dies leicht die Eifersucht unter den übrigen noch mehr anflammen könne. Jedermann war überzeugt, wie nöthig es sei, die Einigkeit der Staaten zu unterhalten, wie sehr man daher dafür sorgen müsse, jede Ursache zum Neide von ihnen zu entfernen, weil dadurch früher oder später zu einer Trennung Gelegenheit gegeben werden könnte. Es war ferner unumgänglich nothwendig, den Sitz des Gouvernements bleibend zu machen, weil es ausgemacht war, daß die öftere Verlegung eines Kollegiums und das Hin- und Hertragen der Archive mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft sein würde.

Ob nun gleich diese Maaßregeln augenscheinlich der ganzen Union zum Vortheile gereichten, so dauerte es dennoch bis nach der Revolution, durch welche die gegenwärtige Föderalkonstitution festgesetzt wurde, ehe alle Staaten ihre Einstimmung dazu gaben. Pennsylvanien, als ein Haupt- und Central-Staat, der, wenn dieses neue Vorhaben nicht ausgeführt werden sollte, große Hoffnung hatte, selbst der Sitz des Gou-

vernements zu werden, widersetzte sich vorzüglich. Endlich willigte auch dieser Staat ein; doch nur mit der Bedingung, daß der Kongreß, bis die neue Stadt zu seiner Aufnahme bereit sein würde, zu Philadelphia zusammen kommen solle. Er schmeichelte sich nämlich, es würden nachher der Verlegung des Gouvernements und überhaupt der Ausführung des ganzen Plans, so viele Hindernisse in den Weg kommen, daß man ihn aufgeben würde. Der tiefen Urtheilskraft des General Washington, des damaligen Präsidenten, war es vorbehalten, den Platz zu bestimmen, der sich zur Föderalstadt am besten eignete. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß er sich zu einer Gegend an den Ufern des Patowmac-Flusses, die nicht allein zu einer großen Stadt, sondern ausdrücklich zur Hauptstadt der vereinigten Staaten von der Natur selbst bestimmt zu sein scheint.

In Ansehung der Wahl des Fleckes gab es zweierlei zu betrachten: Erstlich sollte dieser so viel als möglich, den Mittelpunkt aller vereinigten Staaten ausmachen; zum andern sollte er eine für den Handel vortheilhafte Lage haben, ohne welchen Umstand man nicht erwarten durfte, daß sich die Stadt jemals durch ihre Größe oder ihren Glanz auszeichnen würde; welches doch, wie man glaubte, der Wunsch jedes Bürgers der vereinigten Staaten sein mußte. Diesen beiden wesentlichen Forderungen entspricht der gewählte Platz vollkommen.

Die nördlichsten und südlichsten Theile der verei-

nigten Staaten liegen im 46° und 31° N. Breite. Die Breite der neuen Stadt ist 38° 53′ N.: sie liegt folglich, mit einem Unterschiede von 23′, vollkommen zwischen den beiden Extremen in der Mitte. Auch giebt es in keinem Theile von Nordamerika einen Hafen, der so weit westwärts hinauf liegt, ausgenommen der am Flusse St. Laurenz, dessen Entfernung vom Ozean 280 Meilen beträgt. — Die Größe aller Amerikanischen Städte hat sich bis jetzt immer nach ihrem Handel gerichtet, vorzüglich aber nach dem, welchen sie mit den hintern Niederlassungen (back settlements) treiben. Dieser Handel besteht darin, daß die Bewohner des westlichen Theils der vereinigten Staaten, oder die Hinterniederlassungen, mit solchen ausländischen Fabrikaten versorgt werden, deren Selbstbereitung sie bis jetzt nicht vortheilhaft gefunden haben, und wozu sie sich auch, wenn die Ländereien wohlfeil bleiben, und man die genannten Waaren unter billigen Bedingungen an sie absteht, wahrscheinlich noch in vielen Jahren nicht entschließen werden. Die Waaren, welche vorzüglich von den hintern Niederlassungen gebraucht werden, sind: Eisenwaaren, wollene Tücher, gedruckte baumwollene Zeuge, irdene Waaren u. s. w. aus England; Kaffee, Rum, Zucker *) aus Westindien; Thee, grobe Mousline und Kattune aus Ostindien. Dafür geben sie die verschiedenen

*) Zucker wird nicht besonders in das Hinterland versendet, weil man ihn, mit weit geringern Kosten, aus dem Ahorne gewinnen kann.

Produkte ihres Landes zurück, als Waitzen, Waitzenmehl, Pelzwerk, Häute, Reiß, Indigo, Taback, Pech, Theer und viele andere Sachen. Es ist diesem zu Folge einleuchtend, daß es sehr vortheilhaft für eine Handelsstadt ist, wenn sie an einem großen schiffbaren Flusse liegt, durch welchen ihr die See offen ist, und der sie in den Stand setzt, eines Theils auswärtigen Handel zu treiben, andern Theils durch eine ausgebreitete Wasserkommunikation in entgegengesetzter Richtung, mit den entfernteren Theilen des Landes zu handeln. Von allen inländischen Städten hat bis jetzt noch keine eine besondere Größe erlanget; selbst Lancaster, die größte derselben, hat nur 900 Häuser. Auch die Seehafenstädte, welche, ihrer Lage wegen, nicht auch zugleich nach dem Innern des Landes handeln können, blühen nicht besonders. Die Wahrheit des Gesagten wird einleuchtend sein, wenn wir die vorzüglichsten Städte der vereinigten Staaten näher untersucht haben werden.

Fangen wir mit Boston an. Diese Stadt ist von allen, nordwärts von Neu-York gelegenen, Städten der vereinigten Staaten, die älteste und größeste. Sie hat den vortrefflichsten Hafen, und ihre Bewohner sind von jeher fleißig und unternehmend gewesen, und dennoch steht sie jetzt, sowohl in Ansehung der Größe als des Handels, der Stadt Baltimore — die vor 30 Jahren nicht vielmehr, als der Wohnort einiger Fischer war — bei weitem nach. Die Ursache ist, weil sich kein Fluß in ihrer Nachbarschaft befindet,

der auf mehr als 7 Meilen schiffbar wäre, und weil die westlichen Gegenden des Musachuset=Staates, des=sen Hauptstadt sie ist, mit allem was sie brauchen, durch den Nordfluß versehen werden, und zwar auf eine weit wohlfeilere Art, als wenn sie ihre Waaren von Boston mit Landfracht bekämen. Auch nimmt Boston keinesweges in demselben Verhältnisse zu, als die andern Städte, die starken Verkehr mit den hin=tern Niederlassungen haben. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die Seehafen= oder andere Städte in Konnektikut und Rhode=Island so sehr zu=rückbleiben, und daß Newport, die Hauptstadt des Staates Rhode=Island, die den besten Hafen der vereinigten Staaten hat, jetzt gänzlich in Verfall ge=räth. Newport hat an 1000 Häuser, da hingegen kein anderer Ort, zwischen Boston und Neu=York, mehr als 500 zählt.

Wir kommen zu Neu=York. Diese Stadt hat den doppelten Vortheil eines vortrefflichen Hafens und eines großen schiffbaren Flusses, der ihr Verbin=dung mit den inneren Gegenden des Landes verschafft; aber hier sehen wir auch eine blühende große Stadt, die 40,000 Einwohner hat *) und noch immer, über alle Berechnung, zunimmt. Der Nord= oder Hudson=Fluß, an dessen Mündung Neu=York liegt, ist von da, für große Schiffe, auf 130, und für Schaluppen

*) Man kann auf jedes Haus in den vereinigten Staaten sechs Einwohner rechnen.

bis nach Albany schiffbar; kleinere Fahrzeuge können noch weiter hinaufkommen. Etwa 9 Meilen über Albany fällt der Mohawk-Fluß in den Hudson, durch welchen, mittelst des Wud-Krihk (Wood Creek), des Oneida-Sees und Oswego-Flusses, auch eine Verbindung mit dem Ontario-See statt findet. Auf diesem Wege kommt man freilich an Plätze, wo umgeladen werden muß; aber es ist eine Route, die viel besucht wird, und eine große Anzahl Boote beschäftigen sich damit, die Waaren zu transportiren, wenn anders das Wasser nicht gar zu seicht ist. Bei anhaltender Dürre fällt es so sehr, daß oft nicht genug für ein unbeladenes Boot da ist. Alle diese Hindernisse werden aber gewiß, früher oder später, durch die Hand der Kunst fortgeschafft werden. Ehe sich der Oswego-Fluß in den Ontario-See ergießt, verbindet er sich mit dem Seneka-Flusse, wodurch denn zuletzt ein Eingang in den Cayuga-Seneka- und Kanadaqua-See eröffnet wird. Der Seneka-See ist der größte, denn er hat eine Länge von 40 Meilen; auf demselben ist eine Art Schooner von 70 Tonnen ohne Unterlaß beschäftiget. Die Ufer dieser Seen sind stärker bevölkert, als die übrigen umliegenden Gegenden; aber auch die Volksmenge der ganzen Fläche zwischen den Flüssen Dschenesi (Genesee) und Hudson, die etwa 250 Meilen auseinander sind, nimmt mit Riesen-Schritten zu. Dieses ganze Land, westwärts vom Hudson-Flusse, (so wie auch das östlich liegende) das die hintern Gegenden der Staaten Massachusetts

und Konnectunt, nebst dem ganzen Staate Vermont in sich begreift, wird mit Europäischen Fabrikaten, westindischen Produkten u. s. w. von Neu-York aus versorgt; zwar nicht unmittelbar von dieser Stadt, sondern von Albany, Hudson und andern Städten am Nordflusse die mit Neu-York handeln, und die, als dazwischen liegende Oerter, den Waaren, die nach dem Hinterlande abgesandt werden und von daher ankommen, zur Niederlage dienen. Freilich fängt Albany an, Waaren von Westindien zu importiren, indeß bleiben doch immer die ansehnlichsten Handelsgeschäfte für Neu-York. Nichts kann den Vortheil, der den Städten durch den Verkehr mit den hintern Gegenden erwächst, besser beweisen, als das schnelle Aufblühen der sekundairen Handelsplätze am Nord-Flusse. Zu Albany wächst die Anzahl der Häuser eben so schnell, als zu Neu-York; es hat deren über 1100. Auch in der Stadt Hudson, die im Jahre 1783 angelegt ist, sind jetzt mehr als 320 Wohnhäuser. Diese Stadt liegt an der östlichen Seite des Nordflusses, 130 Meilen oberhalb der Mündung desselben. Vermittelst des Nord-Flusses und Tschamplän- (Champlain) Sees, wird auch von hier nach Montreal und Kanada gehandelt.

Fahren wir fort die Städte südwärts zu untersuchen. In Neu-Yersey finden wir Amboy, das am obern Ende der Raritan-Bai liegt, einer Bai, welche keiner andern in den vereinigten Staaten nachzusetzen ist. Die Staats-Legislatur hat diejenigen Kaufleute,

die sich hier niederlassen wollten, auf alle Art zu unterstützen gesucht, und dennoch bleibt diese Stadt beinahe immer in demselben Zustande, worin sie um die Zeit der Revolution war: sie hat nicht mehr als 50 Häuser. Neu-Braunschweig, welches am Raritan-Flusse, etwa 15 Meilen über seiner Vereinigung mit der Bai, liegt, treibt etwas inländischen Handel mit den angränzenden Ländern; aber beiweiten der größere Theil von Neu-Yersey wird natürlicherweise von Neu-York an der einen, und von Philadelphia an der andern Seite mit fremden Waaren versehen, weil diese Städte die zweckmäßigste Lage hierzu haben. Neu-Braunschweig hat etwa 200 Häuser, und Trenton am Delaware, die Hauptstadt des Staates, hat ungefähr dieselbe Anzahl.

Philadelphia, die größte Stadt der vereinigten Staaten, ist sichtbarlich zu dem Vorrange vor den übrigen Städten durch ihren ausgebreiteten inländischen Handel gekommen. An der einen Seite fließt der Delaware, der bis auf 35 Meilen oberhalb der Stadt für Jachten, und für Boote, die acht bis neun Tonnen führen, noch 100 Meilen weiter schiffbar ist. An der andern Seite ist der Schuylkill, der, ausgenommen bei den Wasserfällen, auf 90 Meilen schiffbar ist. Aber das Land, das an diese Flüsse gränzt, ist gerade der geringste Theil von dem, womit Philadelphia Handel führt. Es werden Waaren nach Harrisburgh, einer Stadt am Susquehannah, abge-

setzt, und von da in das ganze umliegende Land versendet. Der östliche Arm des Susquehannah ist auf 250 Meilen über Harrisburgh schiffbar. Dieser Ort, der im Jahre 1786 kaum ein Dorf genannt zu werden verdiente, hat jetzt über 300 Häuser. Zu Lande handelt Philadelphia auch nach den westlichen Theilen Pennsylvaniens, nach Pittsburg, welches am Ohio liegt, nach Hinter-Verginien, und was wirklich merkwürdig ist, nach Kentucky, welches 700 Meilen entfernt liegt.

Philadelphia besitzt indeß den Handel nach Virginien und Kentucky nicht ausschließlich; auch Baltimore, welches mehr südlich liegt, hat einen ansehnlichen, wo nicht den größeren, Theil daran, und verdankt ihm sein schnelles Steigen und seine Superiorität über Annapolis, die Hauptstadt von Maryland. Obgleich Annapolis einen guten Hafen hat und schon seit 1694 zu einem Eingangshafen gemacht worden ist, so hat es doch jetzt kaum einigen Handel mehr, weil Baltimore, welches mehr im Herzen des Landes liegt, nach und nach alles an sich gezogen hat. Beinahe ganz Maryland wird von Baltimore mit Europäischen Waaren versehen. Der blühende Zustand dieses Ortes ist bereits erwähnt worden.

Da der Patowmac-Fluß und die Städte an demselben, weiter unten besonders vorkommen werden, so wollen wir jetzt zu den andern Städten in Virginien übergehen. In Ansehung Virginiens ist zu be-

merken, daß die unweisen Gesetze *) in diesem Staate dem Handel großen Schaden gethan haben; auch sind die Virginier jederzeit mehr für den Ackerbau, als für den Handel gewesen. Dies sind die Gründe, warum ihre Städte, deren einige eine ganz vortheilhafte Lage haben, nicht so blühend geworden sind, als es der Fall gewesen sein würde, wäre dieser Staat von andern Menschen bewohnt gewesen, und hätten andere Gesetze statt gefunden. So viel werden wir indeß finden, daß die wohlhabendsten Städte in Virginien der See offen sind, und zugleich eine solche Lage haben, daß sie Handel nach dem Hinterlande treiben können. Am Rappahannoc-Flusse z. B. wurde Tappahannoc oder Hobb's-Hole zu gleicher Zeit mit Philadelphia angelegt; Fredericksburgh wurde viele Jahre später an demselben Flusse, aber 30 Meilen höher hinauf, in der Gegend, wo er für Seefahrzeuge schiffbar ist, aufgebauet. Die Folge hiervon ist gewesen, daß Friedericksburg, eben weil es tiefer im Herzen des Landes liegt, jetzt viermal größer ist als Hobb's-Hole.

Der York-Fluß giebt keine gute Lage für eine große Stadt ab, weil er von der einen Seite zu nahe am James-Flusse, und von der andern zu nahe am Rappahannock fließt. Die größte Stadt an diesem Flusse, nähmlich York, hat nicht mehr als 70 Häuser.

*) S. den 12ten Brief.

Williamsburg war vormals die Hauptstadt des Staates, und hat etwa 400 Häuser; aber statt zuzunehmen, kommt diese Stadt immer mehr und mehr in Verfall, viele Häuser stehen ledig, und zwar aus keinem andern Grunde, als wegen der unvortheilhaften Lage des Ortes. Der nächste schiffbare Strom ist doch anderthalb Meilen von der Stadt entfernt, und eigentlich nichts anders als ein kleiner Krihk, der sich in den James-Fluß ergießt. Dahingegen ist Richmond, die jetzige Hauptstadt von Virginien, sehr schnell in Flor gekommen, weil sie an einem großen schiffbaren Flusse liegt; und doch ist diese Stadt nichts weiter, als ein Ort, wo die Waaren, die von dem Hinter-Lande hin und hergehen, niedergelegt werden; Schiffe, die tiefer als 7 Fuß im Wasser gehen, können gar nicht zu ihr hinkommen.

Die vornehmste Handelsstadt Virginiens ist Norfolk. Diese Stadt hat einen guten Hafen, und ist, vermöge ihrer Lage an der Mündung des James-Flusses, im Stande, mit den obern Theilen des Landes Handel zu treiben. Auch zu Lande treibt sie mit den hintern Gegenden von Nord-Karolina, das keine wichtige Städte hat, starken Handel. Die Einfahrten aus der See in die Flüsse von Nord-Karolina haben allesammt Untiefen und Sandbänke, und in keiner ist über 11 Fuß Wasser. Wilmington, welches der größte Handelsort darin ist, hat nur 250 Häuser. — Damit der Handel Virginiens desto besser von Statten gehen möge, zieht man jezt von Norfolk einen

Kanal durch den Dismal swamp (leidigen Sumpf) in den Albemarle-Sund, wodurch, vermöge der Flüsse, die sich in denselben ergießen, eine Wasserkommunikation bis zu den entfernten Theilen des Staats eröffnet werden wird. Hierzu kommt, daß Norfolk, wegen seiner Lage am Dismal-Swamp, in den Stand gesetzt wird, die westindischen Märkte mit allerlei Holz-Waaren, und zwar unter bessern Bedingungen zu versehen, als es irgend einer andern Stadt der vereinigten Staaten möglich ist. Diese Stadt kommt auch wirklich, ungeachtet der Gesetze, die dem Handel so großen Abbruch thun, immer mehr in Flor. Sie hat jezt über 500 Häuser, die alle seit den letzten 20 Jahren gebauet sind; denn im Jahre 1776 wurde sie, auf Befehl des damahligen Königlichen Gouverneurs von Virginien, Lord Dunmore, von Grund aus zerstört.

Die mehresten Flüsse in Süd-Karolina sind, beinahe wie in Nord-Karolina, an ihren Mündungen übel zu befahren; indeß findet sich doch zu Charleston ein sicherer und bequemer Hafen; ein Umstand, der dieser Stadt beinahe den ganzen Handel des Staates, worin sie liegt, und auch einen ansehnlichen Theil des Nord-Karoliniaschen Handels verschafft hat. Der Vortheil, welcher der Stadt Charleston hieraus erwächst, ergiebt sich daraus, daß sie in der Reihe der Handelsstädte der vereinigten Staaten die vierte ist. An beiden Seiten dieser Stadt ergießen sich zwei Flüsse, der Kuper und Aschly, die beide freilich nur auf eine geringe Strecke schiffbar sind; man wird indeß

vom Kuper zum Santi (einem großen schiffbaren Flusse, der sehr weit ins Land hineinläuft) einen Kanal ziehen. Charleston hatte das Unglück, vor nicht langer Zeit vom Feuer fast gänzlich zerstöhrt zu werden, aber es wird sehr geschwind wieder aufgebauet, und kann nach einigen Jahren größer sein, als es vorher gewesen ist.

Diese kurze Uebersicht wird, glaube ich, hinlänglich sein, zu beweisen, daß das Gedeihen der Städte in den vereinigten Staaten von dem Handelsverkehr, vorzüglich von dem, welchen sie mit dem innern Lande haben, beinahe allein abhange; und daß diejenigen Städte, welche am bequemsten dazu gelegen sind, den größten Vortheil haben können. Wir wollen jezt untersuchen, ob die Lage der Bundesstadt für den Handel vortheilhaft sei, oder nicht. Vorher noch einiges über den Patowmac-Fluß, an dem sie liegt, und über die andern Flüsse, mit denen sie in Verbindung steht.

Der Patowmac entspringt an der nördlichen Seite der Alleghenny-Berge, läuft in geschlängelter Richtung etwa 100 Meilen weit, und ergießt sich alsdann in die Tschesapihk-Bai. Da, wo er sich mit der Bai verbindet, beträgt seine Breite $7\frac{1}{2}$ Meile; etwa 30 Meilen höher, bei Nominy-Bai, ist er $4\frac{1}{2}$; bei Aquia 3; bei der Hallowing-Spitze $1\frac{1}{2}$, und bei Alexandrien und von da bis zur Bundesstadt $1\frac{1}{4}$ Meile breit. Die Tiefe seines Wassers ist von 7 zu 3 Klafter. Von der Tschesapihk-Bai bis zur Stadt, eine

Strecke von 140 Meilen, ist er äußerst sicher, und fließt so sanft, daß ein Schiffer, der nur etwas Geschicklichkeit besitzt, ihn mit einem Fahrzeuge, das 12 Fuß im Wasser geht, ohne Lootsen hinabfahren kann; welches sich — vom St. Laurenz an bis zum Missisippi — von keinem andern Flusse sagen läßt. Er nimmt verschiedene ansehnliche Ströme auf, deren größter sich in der Nachbarschaft von Washington in ihn ergießt, und der östliche Arm des Patowmac genannt wird; ob er gleich diesen Namen nicht wohl verdient, da er sich nicht weiter als 30 Meilen in das Land erstreckt. An seiner Mündung ist er beinahe so breit, als der Hauptarm des Flusses, und dicht an der Stadt ist er an mehrern Stellen 30 Fuß tief. Tausende von Schiffen würden hier liegen, und vor aller Gefahr, die Winde und Eis beim Abzuge des Winters mit sich zu bringen pflegen, vollkommen sicher sein können. Man sieht hieraus, daß Washington Ein Erforderniß zu einem wichtigen Orte besitzt, nämlich einen guten Hafen, aus dem man mit Leichtigkeit in den Ozean kommen kann. Es wird sich zeigen, daß sie auch für den Handel mit dem Innern des Landes eine sehr gute Lage hat.

In der Entfernung einer Meile von der Stadt erhebt sich, in der Mitte des Flusses, ein großer Felsen, an dessen beiden Seiten sich Sandbänke befinden. Zwischen diesem Felsen und dem Ufer soll sich ein tiefer Kanal befinden, der aber für große Schiffe gefährlich ist. Fünf Meilen weiter befinden sich Was-

ferfälle *). Man hat die Absicht, hier einen Kanal zu ziehen; ein Theil desselben ist schon gemacht, und man giebt sich sehr viel Mühe, das Ganze geschwind ins Werk zu stellen. Von hier bis zum Fort Cumberland, 191 Meilen über die Bundesstadt hinaus, kann man ungehindert und mit aller Sicherheit fahren. Weiter hinauf ist, an vielen Stellen des Flusses, die Durchfahrt vollkommen unmöglich; doch kann sie wieder hergestellt werden, und wird es auch sicher, so bald die Gesellschaft, die dafür sorgt, einen hinlänglichen Fond haben wird. Von der Stelle des Patowmac, die, wie gesagt ist, den Schiffen wieder geöffnet werden kann, hat man nur 37 Meilen weit auf dem Lande zu gehen, um zum Tschiht-(Cheat) Flusse zu kommen, welcher von seiner Mündung an, für jezt nur auf 50 Meilen weit schiffbar ist, aber es doch für Boote so weit werden kann, daß nur der erwähnte kleine Landweg, zwischen den schiffbaren Theilen beider Flüsse, einen Aufenthalt verursachen wird. Man nennt Sachen, blos in Vergleichung mit andern, groß oder klein, deswegen wird man einen Trageplatz (portage) von 37 Meilen für kurz halten, wenn die Schiffahrt, welche er unterbricht, über 2,700 Meilen weit geht. Der Tschiht-Fluß ist, an seiner Mündung, 600 Fuß breit; er fällt in den Monongahela, der nach Pittsburg zu läuft, und da-

*) Eine ausführliche Beschreibung findet man im 31sten Briefe.

selbst den Allegheny-Fluß in sich aufnimmt. Vereint machen sie den Ohio (Oheijo) aus, der sich, nachdem er einen Lauf von 1,183 Meilen zurückgelegt, und 24 andere ansehnliche Flüsse, (deren einige an den Mündungen 1,800 Fuß breit, und mehrere hundert Meilen in das Land hinein schiffbar sind) in sich aufgenommen hat, in den Mississippi ergießt.

Wenn wir die Wasserkommunikation der gegenüber befindlichen Gegend untersuchen, so finden wir in der ungeheuren Ausdehnung derselben noch größere Ursache zu erstaunen. Geht man den Allegheny-Fluß, von Pittsburgh bis French creek (Frendsch-Krihk) hinan, und verfolgt man alsdann diesen letztern Strom, so kommt man zu Fort le Boeuf. Dieser Ort liegt 15 Meilen von Presqu' Isle, einer Stadt am Erie-See, die einen Hafen hat, welcher Schiffe zulassen kann, die 9 Fuß im Wasser gehen. So kann man auch zum See kommen, wenn man den Great Miami-Fluß hinanfährt, der sich 550 Meilen unter Pittsburg in den Ohio ergießt. Von Great Miami bis zum Sandusky-Fluß, der in den Erie-See fließt, findet sich nur ein Landweg von 9 Meilen.

Der Erie-See ist 300 Meilen lang uud 90 breit, und zwischen ihm, dem Huron- und Mitschigan-See findet eine freie Kommunikation statt. Der Huron-See hat etwa 1000 Meilen im Umfange; der Mitschigan ist etwas kleiner. Eine Menge großer Flüsse ergießen sich in diesen See, nachdem sie ungeheure Landstriche, nach allen Richtungen, durchwan-

dert

dert haben. Einige dieser Flüsse sind auch, auf eine sonderbare Art, mit anderen verbunden, die in einer ganz verschiedenen Richtung laufen. Wenn man z. B. über die See'n Erie, S. Clair und Mitschigan, bis zum obern Ende der Puans-Bai gefahren ist, so kommt man zum Fox-Flusse. Hier trifft man einen Trageplatz, von nicht mehr als 3 Meilen bis zum Ouisconsing-Flusse, der sich in den Missisippi ergießt. Ist das Wasser hoch, und treten die Flüsse aus ihren Betten, so wird es oft möglich, vom Fox-Flusse zum Ouisconsing hinüber zu kommen, ohne einmal aus dem Boote zu steigen. So ist es auch, wenn man einen Trageplatz von höchstens 3 Meilen abrechnet, sehr wohl möglich, den ganzen Weg von Presq' Isle nach Neu-Orleans, an der Mündung des Missisippi, auf dem Erie-See, zu machen, welches eine Strecke von 4000 Meilen ausmacht. Es würde eine endlose Arbeit sein, wenn man den Verbindungen der Gewässer nach allen andern Richtungen nachspüren wollte.

Wenn man auch annimmt, daß die ungeheuer weitläuftigen Gegenden, die an diese Seen und Flüsse gränzen, schon bevölkert sind, so folgt daraus nicht, daß die Bundesstadt der große Markt sein müsse, der ihnen die verschiedenen Produkte des ganzen Landes liefert. Es giebt verschiedene Seehafen, nach welchen die Einwohner lieber handeln, je nachdem jeder besondere Theil des Landes eine verschiedene Lage hat. Quebek, am St. Laurenz-Flusse, wäre einer; Neu-York, durch die Verbindung, in welcher es

mit dem Ontario steht, ein zweiter, und Neu-Orleans, an der Mündung des Missisippi, ein dritter. Die Bundesstadt wird aber auch ihren Theil bekommen; und worin dieser bestehe, soll jezt angegeben werden.

An den Ufern des Potowmack befinden sich bereits 2 Städte, und zwar beide in der Nachbarschaft der Bundesstadt; nämlich Georgetown mit 250, und Alexandria mit etwa 500 Häusern. Die Erstere liegt etwa 1 Meile über Washington, dem großen Felsen im Flusse, dessen schon Erwähnung gethan ist, gegen über; die andere 7 Meilen weiter unten. Sehr viele Produkte sind bereits den Potowmac hinab, jeder dieser Städte zugeschickt worden, und die Leute vom Lande fangen jezt an, sich in denselben nach fremden Waaren umzusehen. Hieraus hat man bewiesen, daß diese 2 Städte, die schon länger Handel mit den Kolonisten der hinteren Gegenden getrieben haben, nun auch den größeren Theil des Landhandels an sich ziehen, und also der Stadt Washington sehr zum Nachtheil gereichen würden. Beide Städte, sagt man, haben in Ansehung ihrer Lage eben so große Vortheile, als die Bundesstadt; sie werden also mit ihr in häufige Konkurrenz gerathen müssen. Dies ist alles richtig; indeß kann man doch nicht zweifeln, daß die Bundesstadt, nach einigen Jahren, die beiden andern vollkommen verdunkelt haben wird. Georgetown kann die hintern Gegenden nur durch die zweite Hand, von Baltimore und Philadelphia aus, mit fremden Waaren versehen; Ale-

xandria bekommt seine Waaren unmittelbar aus Europa, aber nur in sehr geringer Menge; mehr als zwei Drittel von Artikeln, die man von hier aus in das Hinterland versendet, verschaft man sich auf dieselbe Art, wie es zu Georgetown geschieht. Die Kaufleute beider Oerter haben keine große Kapitalien, und der Fond der Banken — jede Stadt hat deren Eine — ist nicht ansehnlich genug, ihnen beträchtliche Unterstützung zukommen zu lassen; dahingegen werden sich in der künftigen Hauptstadt Kaufleute mit großen Kapitalien niederlassen. Sobald der Sitz des Gouvernements dahin verlegt worden ist, wird auch zugleich die Nationalbank, oder wenigstens ein großer Zweig derselben, daselbst etablirt werden; ein Umstand, der allein hinlänglich wäre, der Stadt einen entscheidenden Vortheil vor Alexandria und Georgetown zu verschaffen. Hierzu kommt noch, daß der Kongreß diejenigen, die sich in der Bundesstadt niederlassen wollen, auf alle Weise unterstützen wird.

Die ganze Gegend, die an den Patowmac gränzt, und an die Flüsse, die sich in ihn ergießen, werden sicher nach Washington handeln. Der Shenandoah, der längste der Flüsse, die sich mit dem Patowmack verbinden, ist jezt nicht schiffbar; aber die Gesellschaft zur Beförderung der Schiffahrt auf dem Patowmack hat angegeben, daß er es auf 100 Meilen weit werden könne. Auf diese Weise würde man Staunton, welches hinter den blauen Bergen, an der Heerstraße liegt, die von Kentucky und von dem

neuen Staate Teneſſi nach Philadelphia führt, ſehr nahe kommen. Frankfort, die Hauptſtadt des erſteren dieſer Staaten, liegt etwa 800 Meilen, Knoxville, die Hauptſtadt des letzteren (Teneſſi), 728 Meilen von Philadelphia. Beide Städte bekommen ihre fremden Waaren von Philadelphia zu Lande. Sollte nun die Schiffahrt des Shenandoah eingerichtet werden, ſo würde man 436 Meilen erſparen, wenn man, ſtatt nach Philadelphia zu gehen, auf dem Shenandoah und Patowmack nach Waſhington führe; ein Vortheil, der dieſer Stadt den ganzen Handel zuführen müßte. Ob die zwei weſtlichen Staaten, Kentucki und Teneſſi, in Zukunft lieber nach Neu-Orleans handeln werden, wollen wir ſogleich unterſuchen.

Ich habe gezeigt, daß vermittelſt des Cheat- (Tſchiht) und Monongahela-Fluſſes eine Paſſage nach Pittsburg eröffnet werden kann. Dies wird von Waſhington eine Route von etwa 150 Meilen ſein, auf welcher, vom Patowmack bis zum Cheat-Fluſſe, ein Trageweg (portage) *) von etwa 7 Meilen, und vielleicht noch einige unbedeutende andere, vorgefunden werden. Es iſt jezt vollkommen erwieſen, daß der

*) Finden ſich Stellen in einem Fluſſe, die zu wenig Waſſer haben, als daß belaſtete Fahrzeuge hinüber fahren könnten, ſo packt man die Waaren um, und transportirt ſie bis an die Stelle, wo der Fluß wieder ſchiffbar wird. Die Amerikaner nennen dergleichen Stellen, wo dies geſchehen muß: Portages; welches man durch Tragepläze oder Landwege überſezen kann. d. Ueb.

Pittsburger Kaufmann Waaren, vermittelst des Hudson- und Mohawk-Flusses, von Neu-York nach Oswego, und von da auf dem Ontario- und Erie-See und dem Flusse Allegheny nach Pittsburg, für ein Drittel der Summe transportiren lassen kann, die es ihn kostet, wenn er sie von Philadelphia zu Lande kommen läßt. Indeß zieht er doch die Landfracht vor, weil die Fahrt von Neu-York unsicher ist; die Waaren können verloren gehen, beschädiget werden, oder Monate lang liegen bleiben. Vom Hudson-Flusse nach dem Mohawk findet sich ein Trageweg von 10 Meilen und darüber; und ehe man nach Oswego kommt, trifft man noch 2 bis 3 andere. Zu Oswego müssen die Waaren auf Schiffe gebracht werden, die sich zur Schiffahrt auf den Seen eignen, wo sie Stürmen und widrigen Winden ausgesetzt sind. Bei den Wasserfällen von Niagara ist noch ein Trageweg von 9 Meilen; hier müssen die Waaren wieder auf den Erie-See eingeschifft und, wenn sie zu Presq' Isle angekommen sind, nochmahls über einen Trageweg gebracht werden; worauf man sie dann in einem Boote den Alleghenŷ-Fluß hinabfährt. Der ganze Weg von Neu-York nach Pittsburg beträgt etwa 800 Meilen; der von Washington nicht mehr als die Hälfte. Kann der Pittsburger Kaufmann seine Waaren von Neu-York für den dritten Theil der Summe bekommen, die sie ihn, von Philadelphia zu Lande transportirt, kosten, so hat er, wenn er sie sich von der Bundesstadt kommen läßt, nicht mehr als den

sechsten Theil der Summe zu bezahlen. Es ist also diesem zu Folge keinem Zweifel unterworfen, daß er sich lieber des letztern Weges bedienen wird, da er auf demselben, in Ansehung der Unsicherheit der Ueberkunft der Waaren, die durch Stürme und widrige Winde veranlaßt werden könnte, nicht das Geringste zu befürchten hat.

Die Bewohner von Pittsburg und des westlichen Landes längs dem Ohio, bekommen den größten Theil ihrer Bedürfnisse von Philadelphia und Baltimore; aber sie schicken die Produkte ihres Landes, die sich nicht wohl zu Lande transportiren lassen, auf dem Ohio und Missisippi nach Neu-Orleans hinab. Die Entfernung von Pittsburg nach Neu-Orleans beträgt 2,183 Meilen; mit dem Strome braucht man, in der Regel, 28 Tage zu dieser Reise; die Rückfahrt zu Wasser dauret 2 bis 3 Monate, doch ist sie so beschwerlich und langweilig, daß man selten daran denkt, die Boote wieder nach Pittsburg zurück zu fahren, sondern man schlägt sie lieber zu Neu-Orleans auseinander, und verkauft die Bretter. — Diese Boote werden mit so wenig Kosten als möglich und allein für diese Fahrt verfertigt. — Ist nun eine Passage vom Ohio zum Patowmack geöffnet, so läßt es sich nicht denken, daß die Bewohner von Pittsburg und der umliegenden Gegenden länger ihre Produkte nach Orleans bringen werden, von wo sie nichts zurückbringen können; sie werden sicher nach Washington fahren, von wo sie alles, was sie brauchen, zu-

rücknehmen können, und welches ihnen so viel näher ist, daß sie, wenn die Schiffahrt vollkommen in Stand gesetzt ist, die Hin- und Herfahrt in demselben Zeitraume werden verrichten können, welcher erfordert wird, wenn sie nur nach Neu-Orleans hinab fahren wollen.

Obgleich die Bewohner des Landes, welches in der Nachbarschaft von Pittsburg an den Ohio gränzt, es vortheilhaft finden werden, nach Washington zu handeln, so dürften doch die, welche in der Gegend der Mündung dieses Flusses wohnen, es eben so vortheilhaft finden, nach Neu-Orleans Handel zu treiben; denn der Ohio ist nicht weniger als 1,183 Meilen lang. Wie weit den Ohio hinab man mit der Bundesstadt Verkehr haben werde, dies wird wahrscheinlich nicht allein von der Entfernung, sondern auch von vielen andern Umständen abhängen. Auf die Jahreszeit wird sehr viel ankommen; denn zu bestimmten Zeiten schwellt sowohl der Mississippi als der Ohio an, welches, in Ansehung des schnellern Auf- und Abfahrens, einen großen Unterschied ausmacht. Im Mississippi wird dieses Anschwellen durch das Zerschmelzen ungeheurer Schnee- und Eismassen verursacht, welche sich in diesen nördlichen Gegenden, durch die der Fluß läuft, den Winter über angesammelt haben. Es fängt gewöhnlich regelmäßig im März an, und läßt im Julius nach. Das Schwellen des Ohio fängt gewöhnlich zwischen Weihnachten und dem Monat Mai an, ist aber nicht regelmäßig, wie im Mississippi. Es

wird durch heftiges Regenwetter im Anfange des Winters und durch das Aufthauen des Eises verursachet.

Der Mississippi hat einen schlangenförmigen Lauf, und in jeder Krümmung *) (bend), die er macht, ist eine Nier **) im Wasser. Diese sind während des Anschwellens des Wassers am stärksten, folglich ist es alsdann weniger schwierig, den Fluß hinan zu fahren. Mit dem Ohio ist es gerade umgekehrt; er hat keine solche Nier, weshalb das Anschwellen die Fahrt hinab sehr erleichtert, die Fahrt gegen den Strom aber sehr erschwert. Sei indeß die Jahreszeit zur Schiffahrt auf dem Mississippi oder auf dem Ohio günstig, (welches auch beides zu gleicher Zeit statt finden kann) so ist alsdann Louisville in Kentucky der Ort, durch welchen eine Linie gezogen

*) Im Jahre 1722 fuhr eine Gesellschaft Kanadier den Fluß hinab, und fand einen so großen Bogen, daß, obgleich die Entfernung des einen Theiles des Flusses vom andern nur etwa, wenn man queer über das Land ging, 600 Fuß betragen mochte, man zu Wasser nicht weniger als 40 Meilen machen mußte, um dahin zu kommen. Diese Leute zogen, aus Neugierde, einen schmalen Graben durch das Land. Da der Boden am Mississippi besonders fett und weich, der Strom des Wassers aber sehr heftig ist, so bahnte sich der Fluß gar bald einen neuen Weg, durch welchen die Kanadier ihr Boot glücklich hindurch brachten. Diese Stelle heißt jezt Pointe coupée. Es giebt noch viele ähnliche Krümmungen des Flusses, keine aber ist so ansehnlich als diese.

**) Nier (Eddy), zurückströmendes Wasser. d. Ueb.

werden kann, die das Land, welches von Natur mit Washington zusammen hängt, genau von dem trennen wird, das zu Neu-Orleans gehört. Es werden im Durchschnitte, beim günstigsten Wetter, 20 Tage erfordert, um von Louisville nach Neu-Orleans zu fahren, und 40 zur Rückfahrt; das Ganze macht also 60 Tage aus. Von den Stürzungen (rapids) im Ohio, in deren Nähe Louisville liegt, bis nach Pittsburg ist ein Weg von 703 Meilen, so daß, wenn man täglich 30 Meilen zurücklegt, 24 Tage erfordert werden, dahin zu kommen. Von Pittsburg bis zum Patowmack hat man einen Weg von 160 Meilen gegen den Strom, worauf man, wenn die Fahrt mit der angegebenen Geschwindigkeit vor sich geht, und einige Zeit auf den Aufenthalt bei den Trageplätzen gerechnet wird, noch 7 Tage, und 290 Meilen den Patowmack hinunter, (täglich 60 Meilen gerechnet) wieder 5 Tage verwenden muß. Auf diese Art werden 35 Tage zur Hinfahrt erfordert; nimmt man nun an, daß die Rückfahrt 25 Tage hinnimmt, so kommen 59 Tage für das Ganze heraus; rechnet man noch einen Tag auf zufällige Verweilung, so hat man 60 Tage voll, und folglich wird die Fahrt nach beiden Orten, hin und her, sich genau das Gleichgewicht halten. Nun scheint aber der Schluß richtig zu sein, daß wenn die Bestellungen auf Landesprodukte eben so groß zu Washington als zu Neu-Orleans sein werden — woran keinesweges zu zweifeln ist — alle Produkte desjenigen Landes, welches am

Ohio und an den Flüssen, die mit ihm in Verbindung stehen, liegt, bis nach Louisville hinab, dem ersteren der genannten Oerter zugesendet werden wird. Dieser ganze Landstrich ist 700 Meilen lang, und von 100 bis 200 Meilen breit. Nebst diesen muß auch natürlicherweise die ganze Gegend am Alleghenny-Flusse, und an den Strömen, die sich in diesen ergießen, so wie auch ein großer Theil des Landes, welches bei Presq' Isle an den Erie-See gränzt, von der Hauptstadt versorgt werden.

Erwäget man nun die große Menge von Ländern, die der Bundesstadt, durch die Wasserkommunikation, eröffnet sind; bedenkt man, daß ihr Gebiet, wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, dreimahl mehr Einwohner ernähren kann, als jezt in allen vereinigten Staaten gefunden werden, und daß es, in Ansehung der Bevölkerung, jezt schneller zunimmt, als irgend ein anderer Theil des ganzen festen Landes; so hat man die größte Ursache anzunehmen, daß Washington, sobald die Schiffahrt in Richtigkeit ist, Riesenschritte machen, und in Zukunft die große Handelsstadt in Westen und Nebenbuhlerin der größten und prächtigsten Städte der Welt werden wird.

Washington ist auf einer Landzunge, zwischen der Gabelung (fork) des östlichen und westlichen Armes des Patowmack, angelegt. Diese Landzunge, mit dem angränzenden Gebiete, das 10 Quadratmeilen begreift, wurde dem Kongresse von den Staaten Maryland und Virginien abgetreten. Der Grund, auf

dem die Stadt jezt steht, war das Eigenthum einiger Privatmänner, die mit Bereitwilligkeit die eine Hälfte dem Kongresse abtraten, weil sie wußten, daß der Werth dessen, was ihnen noch übrig blieb, steigen, und sie so vollkommen für ihren Verlust entschädigt werden würden. Die Summe, welche durch den Verkauf desjenigen Theils, der so dem Kongreß abgetreten ist, herauskommt, wird, wie man vermuthet, zur Erbauung öffentlicher Gebäude, zur Wässerung der Stadt, und auch zur Pflasterung und Erleuchtung der Straßen hinreichend sein. Der Plan der Stadt ist von einem Franzosen, mit Namen l'Enfant, entworfen, und zwar nach einem Maßstabe, der mit der Größe des Landes, dessen Hauptstadt sie ist, und welches 1,200 Meilen lang und 1,000 breit ist, im vollkommenen Verhältnisse steht; denn der Grund, der bereits für sie abgestochen ist, hat nicht weniger als 14 Meilen im Umfange. Die Straßen laufen nach allen 4 Hauptweltgegenden; um aber die Einförmigkeit zu vermeiden, die nothwendig statt findet, wenn sich alle Straßen unter rechten Winkeln durchkreutzen, sind an verschiedenen Theilen der Stadt Queerstraßen (avenues) angebracht. An verschiedenen Stellen, wo sich die Queerstraßen durchkreutzen, werden große Plätze angelegt. Die Straßen, die sich einander unter rechten Winkeln durschneiden, sind von 90 bis 100 Fuß, die Queerstraßen 160 Fuß breit. Jede der leztern ist nach einem Staate benannt. Die großen Plätze sind für Standbilder, Säulen u. s. w. be-

stimmt, die in der Folge das Volk eines oder des andern dieser Staaten, dem Andenken großer Männer zu setzen wünschen könnte. Auf einem kleinen Hügel, genau westwärts vom Kapitol, wird das Standbild des Generals Washington zu Pferde angebracht werden.

Das Kapitol wird jezt in der erhabensten Gegend der Stadt erbauet, und es trifft sich, daß dies gerade der Mittelpunkt der Stadt ist. Von dieser Stelle hat man eine vollkommene Uebersicht der ganzen Stadt und der umliegenden Gegend. Im Kapitol werden große Zimmer für den Kongreß und für die verschiedenen Gerichte eingeräumt werden. Der Plan, wonach dieses Gebäude aufgeführt wird, ist erhaben und groß. Man schätzt die Baukosten auf 1 Million Thaler (dollars), oder 225,000 Pfd. Sterling.

Das Wohnhaus des Präsidenten steht, $1\frac{1}{2}$ Meile vom Kapitol, auf einer Anhöhe, nicht weit vom Patowmack, und gewährt die schönste Aussicht auf den Fluß und auf die fruchtbaren Gefilde, über denselben hinaus. Hundert Morgen (acres) Land, die nach dem Flusse zu liegen, dienen dem Hause zu Gärten und Lustplätzen. Südwärts von diesem Gebäude soll ein großer Park angelegt werden, der sich in einer östlichen Richtung vom Flusse bis zum Kapitol erstrecken wird. Die Gebäude an beiden Seiten dieses Parks, sollen alle besonders schön ausfallen; unter andern werden hier, auf öffentliche Kosten, Häuser für fremde Minister u. s. w. gebauet. Am östlichen Arme des

Patowmack ist ein großer Platz für ein Marinehospital nebst Garten abgestochen. Noch verschiedene andere Plätze sind für Kirchen, Schauspielhäuser, Lehranstalten u. s. w. bestimmt. Der Boden innerhalb der Stadt ist, im Allgemeinen, sanft wellenförmig, doch nicht so sehr, daß das Gehen dadurch mühsam gemacht würde. Er besteht größtentheils aus einer gelblichen Lehmerde, die mit Sand gemischt ist. In der Stadt selbst sind vortrefliche Quellen, und an den mehrsten Plätzen stößt man, beim Nachgraben, sogleich auf Wasser. Auch laufen 2 Wasserströme durch die Stadt: der Reedy-Arm und der Tiber-Krihk *).

Den öffentlich bekanntgemachten Anordnungen zu Folge, sollten alle Häuser aus Ziegel- oder Bruchsteinen aufgeführt werden; die Mauern sollten 30 Fuß hoch seiu, und in paralleler Richtung mit denen der andern Seite laufen. Sehr viele Häuser sind indeß von Holz gebauet, doch ist den Eigenthümern eine Zeit bestimmt, wie lange sie stehen dürfen; nach Verlauf dieses Termins werden sie niedergerissen.

*) Wenn Jemand Grundstücke zum Anbauen erhält, (welches location of lands genannt wird) so ist es gewöhnlich, daß die verschiedenen Plätze, so wie auch die Ströme und Flüsse eigene Nahmen bekommen. Bei Abtretung des Grundes für die Bundesstadt, erhielt dieser Strom den Namen Tiber-Krihk, und der Platz, wo jezt das Kapitol steht, wurde Rom genannt. Dies wird von Vielen als eine gewisse Vorherverkündigung des künftigen Glanzes dieser Stadt angesehen; gleichsam als ob sie ein anderes Rom werden würde.

Eine Bau=Kommission ist vom Präsidenten mit Be=soldung angesetzt, welche die Aufsicht über alle, zur Stadt gehörige, öffentliche und Privatgebäude hat.

Die öffentlichen Gebäude, mit deren Bau man jezt beschäftiget ist, sind: das Haus des Präsidenten, das Kapitol und ein großer Hotel. — Das erste Gebäude, welches von außen beinahe fertig ist, hat 2 Stockwerke und ist aus Quadersteinen gebauet. Das vorzüglichste Zimmer darin hat eine ovale Ge=stalt. Sicher ist dieses Haus das schönste im ganzen Lande, und Leute, die nichts Besseres gesehen haben, erheben die Bauart desselben über alle Maßen. In=deß hält es die Kritik keinesweges aus. Viele haben daran auszusetzen, daß es zu groß, zu prächtig für ein Wohnhaus eines republikanischen Bürgers sei; und wirklich ist es auch lächerlich, wenn einem Man=ne, dessen jährliche Einkünfte sich kaum auf 5,625 Pfd. Sterl. belaufen, in einem Lande, wo die Theu=rung größer ist, als selbst in London, eine solche Wohnung angewiesen wird.

Der Hotel ist ein großes Gebäude aus Ziegelstei=nen, das Verzierungen von Stein hat, und zwischen dem Präsidentenhause und dem Kapitole steht. Im Jahre 1796, als ich es zulezt sah, wurde eben das Dach aufgesetzt, und aller Fleiß angewendet, um so geschwinde als möglich damit fertig zu werden. Schön ist es auf keine Weise zu nennen.

Die Steinart, welche man zum Baue des Präsi=dentenhauses gewählt hat, und welcher man sich zu

allen öffentlichen Gebäuden bedienen wird, kommt derjenigen sehr gleich, die zu Portland in England gebrochen wird; doch habe ich von einem Bildhauer, der häufig in Portlandsteinen gearbeitet hat, gehört, daß die hiesigen große Vorzüge haben, da sie so fein wie Marmor bearbeitet werden können, und überdieß dem Regen und Froste trotzen. An den Ufern des Patowmack giebt es unerschöpfliche Steinbrüche dieser Art, auch hat man gute Marmorarten gefunden, so wie auch vortrefflichen Schiefer, nebst Kalk = und Pflastersteinen. Auch an guten Steinkohlen ist kein Mangel.

Die Privathäuser sind alle sehr einfach, und die mehrsten von ihnen auf Spekulation gebauet und noch ledig. Die größte Anzahl Häuser neben einander befindet sich bei der Grihn=Lihfs=(Green-leafs) Spitze, am Haupt=Flusse, gerade über der Einfahrt in den östlichen Arm. Diese Gegend halten Viele sehr bequem für den Handel, doch ziehen andere das Ufer des östlichen Armes vor, weil der Hafen daselbst vortrefflich und die Tiefe des Wassers, nahe am Ufer, ansehnlich ist. Es giebt noch andere Lieblingsgegenden, deren Wahl jezt blos Sache der Spekulation ist. Einige bauen neben dem Kapitol, weil hier die bequemste Gegend für die Kongreßglieder ist; Andere neben der Wohnung des Präsidenten; noch Andere ziehen das westliche Ende der Stadt, in der Nachbarschaft von Georgetown, vor, weil sie der Meinung sind, daß der Handel, der an diesem Orte schon im

Gange ist, sich von dort über die Stadt verbreiten müsse. — Lägen die Häuser, die man aufgebauet hat, alle beisammen, so würde dies eine große Wirkung hervorbringen; da sie aber hin und wieder zerstreuet liegen, so entdeckt das Auge kaum etwas, was eine Stadt genannt zu werden verdiente. Die Straßen und Queergassen und einen kleinen Theil des Bodens, der an die öffentlichen Gebäude gränzt, ausgenommen, sind alle Zwischenplätze mit Bäumen bedeckt. Ich halte es wirklich für etwas Merkwürdiges und Originelles, wenn man in einer Stadt, vielleicht um seinen nächsten Nachbar zu besuchen, ein Paar Meilen weit durch dicke Holzungen gehen muß; und dies ist hier der Fall. — Die Zahl der Einwohner dieser Stadt belief sich, im Frühling des Jahres 1796 auf etwa 5000, mit Einschluß der Künstler und Handwerker, die bei weitem den größten Theil der Volksmenge ausmachen.

Zum Beschluß alles dessen, was ich über die Stadt Washington gesagt habe, mache ich noch die Bemerkung, daß, ungeachtet alles dessen, was für die Stadt gethan ist, es doch noch viele Leute in den vereinigten Staaten, vorzüglich in Philadelphia giebt, die nichts von der Verlegung des Gouvernements wissen wollen, und alles thun, das Fertigwerden der Gebäude der Stadt zu verspäten, damit sich der Kongreß nicht zur bestimmten Zeit daselbst versammeln könne. Als ich mich im Frühjahre 1796, zum lezten Mal hier befand, war der Bau des Kapitols, wegen

Mangel

Mangel an Geld völlig in Stocken gerathen. Da die Loose außerordentlich im Werthe gefallen waren, so wandte man sich an den Kongreß, und bat sich vom Assekuranzhause eine Anleihe von 300000 Dollars aus, ohne welche man mit dem Bau des öffentlichen Gebäudes nicht fortfahren konnte. Die Herren waren indeß so sehr darwider, daß sie die Petition mehrere Wochen auf dem Tische liegen ließen, ohne sich weiter darum zu bekümmern; auch wurde das Ansuchen nicht eher erfüllt, als bis einige Männer, denen das Gedeihen der Stadt sehr am Herzen lag, bei verschiedenen Gliedern umhergingen und sie, durch ihre Fürsprache, zulezt dahin brachten, daß sie zu den zu treffenden Maaßregeln ihre Einwilligung gaben. — Die Leute, welche der Stadt Washington nicht wohl wollen, behaupten, sie könne nie ein Ort von Wichtigkeit werden, und diejenigen, die anders dächten, wären durch die Vorstellungen einiger enthusiasmirten Köpfe irre geleitet worden. Sie gehen gar so weit, zu behaupten, die Völkerschaften nach Osten zu würden es niemals zugeben, daß der Sitz der Regierung so weit von ihnen entfernt werde, und daß sich der Kongreß an einem Orte versammle, der nicht viel mehr als ein Wald sei, wo man, wenn wichtige Handels-Angelegenheiten vorfallen sollten, den Rath und die Einsichten desselben gar nicht benutzen könne. Auch bestehen sie darauf, daß, wenn die Verlegung von Philadelphia nach einem andern Orte, vor sich gehen würde, dies unvermeidlich eine Trennung der

Staaten zur Folge haben müsse. So pflegen diese Leute zu sprechen, aber es ist offenbar, der Neid, der sie dazu treibt, und der bei Handelsleuten nur zu leicht aufgeweckt wird, wenn sie sich einander in Ansehung des Vortheils zu nahe treten. Diese Leute wünschen die Stadt Washington noch in der Wiege zu unterdrücken, weil sie wissen, daß sie, sobald der Sitz der Regierung dahin verlegt ist, aufblühen und einen ansehnlichen Theil des Handels an sich ziehen wird, der bis jezt noch Philadelphia, Baltimore und Neu-York zu Brennpunkten gehabt hat. Es ist übrigens thöricht anzunehmen, daß dieses ihren verschiedenen Städten großen Schaden thun wird; im Gegentheile läßt sich vermuthen, daß ihr Verkehr, wenn die Volksmenge in dem Theile des Landes, welchen sie, der Natur der Sache nach, versorgen müssen, zunimmt, durch die Gründung der Bundesstadt größer werden wird, als er jemals gewesen ist.

Derjenige Theil der Einwohner der vereinigten Staaten, der es wünschet, daß der Sitz der Regierung verlegt werden möge, (welches auch sicher zur bestimmten Zeit geschehen wird) ist bei weitem der größere. Sollte man die Verlegung aufgeben wollen, so würde die Unzufriedenheit, die dadurch in Süden verursacht werden müßte, von bösen Folgen begleitet sein, und wo nicht eine gänzliche Trennung der südlichen von den nördlichen Staaten, doch sicher eine wesentliche Störung des guten Vornehmens bewirken, welches bis jezt unter ihnen statt gefunden hat.

Fünfter Brief.

Einige Nachricht von Alexandria. — Mount Vernon, Wohnort des Generals Washington. — Schwierigkeit, den Weg dahin durch das Gehölz zu finden. — Beschreibung des Berges und der Aussichten von demselben. — Beschreibung des Hauses und der Ländereien. — Sklaven. — Einige Gedanken darüber. — Bewirthung auf dem Berge. — Rückkehr nach Washington.

Theurer Freund

Washington im Dezember.

Von Washington begab ich mich nach Alexandria, welches an demselben Flusse, 7 Meilen weiter hinunter, liegt, und eine der hübschesten Städte der vereinigten Staaten ist. Die Häuser sind größtentheils von Ziegelsteinen, und einige derselben sehr schön gebauet. Die Straßen durschneiden sich unter rechten Winkeln und sind bequem und gut gepflastert. Neun Meilen weiter hinunter liegt an den Ufern des Patowmack, Mount Vernon, der Wohnort des Generals Washington. Der Weg, der von Alexandria zu Lande dahin führt, ist, wegen der vielen Waldströme, die sich in den Patowmack ergießen, und über die man, nahe an ihren Mündungen, unmöglich hinwegkommen kann, ansehnlich weiter.

Vier bis fünf Meilen vor Mount Vernon fangen dicke Holzungen an, die sich bis ganz hin erstrekken. Die Wege, welche durch dieselben führen, sind sehr schlecht, und durchkreuzen sich einander in so verschiedenen Richtungen, daß es sehr schwer hält, den richtigen zu treffen. Ich machte mich von Alexandria mit einem Herrn auf den Weg, der die Straße genau zu kennen wähnte; hätte er sie gekannt, so würden wir mit geringer Mühe, noch vor der Dämmerung, den Ort unserer Bestimmung erreicht haben, so aber überraschte uns die Nacht, und wir irrten noch immer im Walde umher. Keine Spur von einem menschlichen Wesen war zu sehen, durch die wir hätten auf den rechten Weg kommen können. Schon machten wir uns bereit, in unserm Wagen zu übernachten, als wir glücklicher Weise in einiger Entfernung ein Licht durch die Bäume schimmern sahen. Es kam von dem kleinen Hause eines Pächters, dem einzigen, welches mehrere Meilen weit zu finden war. Sogleich nahmen wir unsern Weg dahin, halb zu Fuß, halb zu Wagen, und mietheten uns einen Neger, mit dem wir, nach Verlauf einer Stunde, glücklich bei Mount Vernon ankamen. Den folgenden Morgen hörte ich, daß vor einigen Tagen ein Mann, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, zu Pferde umher geirrt sei; er war die ganze Zeit 3 bis 4 Meilen vom Berge entfernt gewesen, hatte ihn aber dennoch nicht finden können.

Der Berg ist ein hoher Theil des Patowmack-

Ufers, welches hier, in sehr steiler Richtung, etwa 200 Fuß über die Wasserfläche emporsteigt. Der Fluß ist an dieser Stelle 3 Meilen breit, und bildet, dem Berge gegenüber, eine Bai von derselben Breite, die sich ansehnlich weit in das Land erstreckt. Der Patowmack dreht sich, 2 — 3 Meilen oberhalb des Hauses, plötzlich nach der linken Seite, und entzieht sich dem Blicke auf Einmal. Weiter rechts nach unten kann man ihn auf 12 Meilen weit mit den Augen verfolgen. Das Maryland-Ufer an der entgegengesetzten Seite hat sehr schöne Berge, die größtentheils mit Bäumen überwachsen sind; doch sieht man auch hin und wieder einiges Ackerland, und auf demselben artige Häuser. Die Ansicht des Ganzen ist äußerst schön. — Das Haus, welches etwa 60 Schritte von dem Abhange des Berges steht, ist von Holz, aber so gemahlt, daß es aus gehauenen Steinen aufgebauet zu sein scheint. Die Hinterseite geht zum Flusse; an derselben ist ein 96 Fuß langer Bogengang mit acht Säulen. Die Vorderseite ist einförmig, und nimmt sich in der Ferne sehr gut aus. Der bewohnte Theil des Gebäudes befindet sich im Mittelpunkte desselben, und steht, durch einen bedeckten Gang, der in einer gekrümmten Richtung läuft, mit den Flügeln beider Seiten in Verbindung. Hinter diesen Flügeln befinden sich, an der einen Seite die verschiedenen ökonomischen Gebäude, und an der andern die Hütten *)

*) Diese Hütten sind die ersten Gegenstände, welche man erblickt, wenn man zum Berge Vernon kommt. Mit Er

für die Sklaven. Nach vorne ist ein grüner Platz, der die Breite des Hauses hat und rund um denselben läuft ein mit Sandkies bestreueter Lustweg, der mit Bäumen bepflanzt und von dem Meierhofe und Garten an beiden Seiten durch Hecken getrennt ist. Der Garten hat vollkommen das Anſehen eines Pflanz=

staunen und Unwillen betrachtet sie der Fremde, der noch ganz voll ist von den Hochgefühlen, die ihn beseelten, als er sich der Wohnung des glorreichen Verfechters der Freiheit näherte. Schön und groß wäre es gewesen, wenn der Mann, der, als Held seiner Nation, für die Freiheit derselben kämpfte, und der der ganzen Welt zurief: „Alle Menschen sind einander gleich, alle beschenkte der „Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten, von „denen Leben, Freiheit und Glücklichsein die vornehmsten „sind;“ schön und groß wäre es gewesen, wenn dieser Mann bewiesen hätte, daß er allen niedern Eigennutz verachte; wenn er seinen Sklaven die Freiheit geschenkt, und so dem Volke, für welches er focht, gezeigt hätte, daß es Jedermanns Pflicht sei, nach Gründung eigener Unabhängigkeit, auch denen die Freiheit zu geben, die bei ihm in Knechtschaft gelebt hatten!

Wir müssen annehmen, daß wesentliche Hindernisse den General Washington abgehalten haben, seinen Mitbürgern mit einem solchen Beispiele vorzugehen. Vielleicht hielt er es dem allgemeinen Besten zuträglicher, wenn der erste Schritt zur Abschaffung der Sklaverei von dem gesetzgebenden Körper gethan würde; oder vielleicht hatte er zu befürchten, daß die Befreiung seiner eignen Sklaven eine Empörung ihrer nicht freigelassenen Mitbrüder verursachen könnte; ein Umstand, der nothwendig von üblen

Gartens und ist, so wie alles um ihn her, mehr auf Nutzen als Vergnügen berechnet. Aus dem Boden vor der Hinterseite des Hauses hat man gleichfalls einen Grasplatz gemacht. An der zum Wasser herabführenden Seite des Berges befindet sich ein Park.

Folgen begleitet sein würde, da in diesem Lande die Zahl der Sklaven die der freien Bürger übertrifft. — Weder von Privatmännern, noch von der Legislatur in Virginien sind bis jetzt Maaßregeln zur Abschaffung der Sklaverei getroffen worden; auch hat man in Maryland noch nichts dazu gethan, und am allerwenigsten hat man in den südlicheren Staaten daran gedacht. In Pennsylvanien und einigen andern Staaten sind bereits Gesetze zur allmähligen Abschaffung gegeben worden. Freilich war in diesen Staaten die Zahl der Sklaven nur geringe, diese Maaßregeln waren daher leichter zu treffen und auszuführen: in den andern wird es schon mehr Mühe kosten. — Der Plan, den man zur Freilassung der Wenigen gemacht hat, ist mit gutem Erfolge gekrönt, warum versucht man es nicht mit einer größern Anzahl? Sollte es sich nicht thun lassen, so könnte man, denke ich, den Plan so modifiziren, daß er sich auf die Freilassung der Unglücklichen in den südlichen Theilen des Landes anwenden ließe. — Daß auf jeden Fall die Sklaverei in den vereinigten Staaten, später oder früher, ihr Ende erreichen werde, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Neger werden nicht immer taub gegen die einladende Stimme der Freiheit bleiben; sicher werden sie, wenn ihnen ihre geizigen Zwingherren nicht von selbst das drückende Joch abnehmen, sich die Freiheit eigenhändig zu verschaffen und sich zu rächen wissen.

Die Zimmer des Hauses sind sehr klein, bis auf Eins, das, nach Beendigung des Krieges, zu allerlei Belustigungen angelegt worden ist. Sie sind nichts weniger als prachtvoll möblirt; ja in einigen fallen bereits die Geräthschaften in Stücken. Da die ununterbrochenen Staatsgeschäfte den General vorzüglich an Philadelphia gefesselt haben, so hat natürlicherweise Mount Vernon sehr vernachlässigt werden müssen. Das Haus ist, sammt allen andern Nebengebäuden, sehr in Verfall gerathen, und der ältere Theil desselben in einem so elenden Zustande, daß der Besitzer wünscht, er hätte es lieber, statt aller Veränderungen, die er damit vorgenommen hat, gleich anfangs niedergerissen und ein neues gebauet. Die Gegend um Mount Vernon hat gute Ländereien, doch befinden sich die vorzüglichsten Grundstücke und Meiereien in einer Entfernung von 2 bis 3 Meilen.

Da sicher jeder Fremde, der dieses Land durchreiset, auch den Berg Vernon besucht, so wird hier Jemand gehalten, der, während der Abwesenheit des Generals, die Ankommenden aufnimmt, welches seine einzige Beschäftigung ausmacht. So wie wir angekommen waren, sorgte man auch sogleich für unsere Pferde, setzte die Betten in Stand, und richtete ein vortreffliches Abendessen an, wobei Rhein- und andere Weine nicht gespart wurden.

Da jetzt die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt war, als daß das Land sich noch in einer vortheil-

haften Gestalt hätte zeigen können, so setzte ich meine Reise in Virginien nicht weiter fort, als bis zum Berge Vernon, und kehrte von da wieder zur Stadt Washington zurück.

Sechster Brief.

Ankunft zu Philadelphia. — Einige Bemerkungen über das Klima der mittlern Staaten. — Ueble Beschaffenheit der Wege zwischen Baltimore und Philadelphia. — Abreise von Baltimore während des Frostes. — Amerikanische Reisende. — Vorrichtungen, welche sie trafen, ehe sie den Gasthof verließen. — Ankunft an den Ufern des Susquehannah. — Passage über den zugefrornen Fluß. — Gefährliche Lage der Ueberfahrenden. — Die Amerikanischen Reisenden in einer Taverne, an der andern Seite des Flusses. — Politische Zänkereien. —

Theurer Freund

Philadelphia im Februar.

Nachdem ich einige Wochen in Washington, Georgetown und Baltimore zugebracht hatte, reisete ich nach Philadelphia ab, wo ich mich bereits seit vier Tagen aufhalte.

Die Monate October und November sind, in den mittlern und südlichen Staaten, die angenehm-

sten des ganzen Jahres; die Veränderungen des Wetters sind alsdann minder häufig, die Luft hat die gehörige Temperatur und der Himmel ist heiter. Dieses Jahr war das Wetter so mild, daß es selbst in der zweiten Woche des Dezembers, um welche Zeit ich mich in George=town aufhielt, angenehm war, beim Mittagsessen die Fenster offen zu haben. Dies war indeß etwas sehr ungewöhnliches.

In Maryland hatten wir vor Ende des Dezembers einige kalte Tage und im Januar zwei bis drei Mahl Schnee; im ganzen blieb das Wetter aber doch sehr mild, bis zu Ende des Januars, da sich ein schneidender Nord=Westwind aufmachte. Die Schärfe dieses Windes im Winter ist außerordentlich groß, und läßt sich geradezu mit nichts, was wir von solchen Winden in England wissen, in Vergleichung bringen. Sobald er sich in den Wintermonaten erhebt, so tritt auch augenblicklich Frost ein. In drei Tagen waren, in dem gegenwärtigen Falle, der Susquehannah und Delaware vollkommen zugefroren; es fiel Schnee, der über zwei Fuß hoch auf dem Boden liegen blieb, und wir hatten die größte Ursache, einen strengen langwierigen Winter zu erwarten. Kaum waren indeß fünf Tage verflossen, so drehte sich der Wind wieder, und es trat ein so plötzliches Thauwetter ein, daß schon am zweiten Tage die ganze Schneelage und mit ihr jede Spur des Frostes verschwunden war, wenn ich die Flüsse ausnehme, auf welchen noch immer große Eismassen umherschwammen.

Es war um die Mitte des Dezembers, als ich Baltimore erreichte; aber die schlechte Beschaffenheit der Wege bewog mich, nicht eher nach Philadelphia abzureisen, als bis der Frost eintreten würde. Selbst die Postwagen konnten, 10 bis 12 Tage hindurch, nicht fahren; sie mußten warten, bis der Frost die Wege wieder trocken und fest gemacht hatte; welches denn auch bald geschah. Bei meiner Abreise von Baltimore war die Kälte sehr heftig, und am folgenden Morgen stand das Fahrenh. Thermometer auf 7°. Diesen Grad der Kälte habe ich, den ganzen Winter hindurch, zu keiner andern Zeit wahrgenommen.

Verschiedene Reisende, die sich in demselben Gasthofe befanden, in welchem ich am ersten Abend nach meiner Abreise eingekehrt war, setzten sich am folgenden Morgen mit mir zum Frühstücke nieder. Die Amerikanischen Reisenden ließen, ehe sie sich wieder auf den Weg machten, Egg-Nog, ein Gemisch aus frischer Milch, Eiern, Rum und Zucker bringen, und jeder von ihnen that einen sehr herzhaften Zug. Auch ließen sie es nicht fehlen, sich von Außen, gegen die Strenge der Kälte gehörig zu verwahren, zu welchem Ende sie Oberröcke und Mantel verdoppelten, wollene Socken und Oberhosen über die Stiefel, und Faust-handschuhe über die Fingerhandschuhe zogen. Die Gesichter verhüllten sie mit seidenen Tüchern, so daß man, Nasen und Augen ausgenommen, nichts weiter von ihnen zu sehen im Stande war. Es gereichte wirklich mir und einem jungen Herrn, der eben von West-Indien

angekommen war, und mit mir von Baltimore nach Philadelphia reisete, zur größten Belustigung, dieses Vermummen mit ansehen zu können. Wir selbst fühlten uns in unsern gewöhnlichen Kleidern hinlänglich warm. Es scheint wirklich der Fall zu sein, daß Fremde, die an keine große Kälte gewöhnt sind, selbst West-Indianer, nicht so sehr von der Kälte in Nord-Amerika angegriffen werden, als die weißen Eingebornen dieses Landes. Jedermann, der uns auf dem Wege begegnete, war auf dieselbige Art eingehüllt, als die Reisenden, mit denen wir gefrühstückt hatten, und trug, so wie sie, seidene Schnupftücher um Mund und Ohren.

Als wir etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, kamen wir zum Susquehannah, der, wie wir es erwartet hatten, gänzlich zugefroren war. Jezt entstand die Frage, wie wir hinüber kommen sollten? Die Leute im Fährhause waren der Meinung, das Eis sei noch nicht stark genug, um an allen Stellen des Flusses zu halten, aber doch an den Ufern dick genug, um mit dem Aufhauen desselben einen ganzen Tag hinzubringen. Wir überlegten, was zu thun sei. — Die mehrsten Passagiere, deren Menge zugenommen hatte, bezeugten keine große Lust bis zum folgenden Morgen (um diese Zeit, glaubte man, würde das Eis an allen Stellen stark genug sein) im Fährhause zu bleiben; wir überredeten daher die Leute, das Eis aufzuhauen, wozu denn auch bald die nöthigen Vorrichtungen getroffen wurden.

Der Passagiere waren zwölf an der Zahl, die vier Pferde bei sich hatten; die Mannschaft im Boote bestand aus sieben Negern, von denen drei mit großen Keulen auf dem vordern Bogen des Bootes standen nnd das Eis aufschlugen; die andern rückten, vermittelst großer, mit Eisen beschlagener Stangen, das Boot aus der Stelle. Die Arbeit der drei Männer am vordern Bogen war so mühsam, daß sie immer, nach 10 Minuten, von andern abgelöset werden mußten. Nach Verlauf einer halben Stunde waren ihnen die Hände, Arme, Gesichter und Hüte mit einer dicken Eisborcke überzogen, die durch das Wasser verursachet wurde, welches bei jedem Keulenschlage unter dem Eise hervorsprang. Zwei Stunden vergingen, ehe noch das Eis zur Hälfte aufgebrochen war, denn es war viel dicker, als man geglaubt hatte. Die Keulen waren zerschmettert, die Kräfte der Menschen vollkommen erschöpft, und da sie, an einer Stelle wo das Eis besondes dick war, das Boot einige Minuten still halten ließen, so fror es so fest, daß es, ungeachtet der vereinten Bemühungen der Neger und der Passagiere, nicht wieder frei gemacht werden konnte. Jezt war unsre Noth groß. Wir überlegten, was zu thun sei — es war vollkommen unmöglich, weder vor- noch rückwärts zu fahren — keiner wollte es wagen, zu Fuß an das Ufer zu gehen, denn es war noch eine halbe Meile entfernt, — eine Uebernachtung im Boote war der Tod selbst. Glücklicherweise hatte ich ein Paar Pistolen bei mir, ich

feuerte sie einigemal ab, um Signale zu geben; die Leute am Ufer hörten die Nothschüsse und kamen mit einem kleinen batteau (einem leichten Boote mit flachen Boden), das uns Hülfe leisten sollte. Man hatte indeß diesen Kahn nicht abgesendet, um uns wieder zurückzubringen, sondern um uns behülflich zu sein, zum entgegengesetzten Ufer zu gelangen. Man schob ihn an das Vordertheil des großen Bootes, zwei bis drei Männer stiegen hinein, und rüttelten ihn so lange hin und her, bis das Eis hinlänglich zerbrochen war, und unser Fahrzeug dem Kahne folgen konnte. Da der Kahn jezt im Wasser war, so setzten sich die darin befindlichen Männer so weit als möglich nach hinten, und hoben so das Vordertheil desselben ziemlich hoch über das Eis hinaus, alsdann zogen sie es mit Boothaken auf die Oberfläche desselben, rüttelten es wieder wie vorher, und machten so, mit geringer Mühe, eine Durchfahrt. Da es immer so fortging, so befanden wir uns, nach Verlauf von drei Stunden und zehn Minuten, wieder auf trocknem Lande, und sahen mit Ungeduld den Freuden eines hellen Kaminfeuers entgegen. Die Leute der Taverne, die uns hatten herüberkommen sehen, waren artig genug gewesen, sich zu unserer Anfnahme vorzubereiten. Da jeder von uns der Meinung war, er sei für diesen Tag weit genug gereiset, so blieben wir alle, bis zum folgenden Morgen, bei einander. In den Amerikanischen Gasthöfen werden, wie ich schon oben gesagt habe, Menschen jeder Art, wie sie sich einfinden, in ein ge-

meinschaftliches Zimmer gestopft, wo sie sich mit einander vertragen müssen, so gut sie es können. Diesmal bestand die Gesellschaft aus etwa dreizehn Mann, worunter einige Rechtsgelehrten aus Virginien, nebst einem Richter des Obergerichts waren, die, der bald zu haltenden Sitzung wegen, nach Philadelphia reiseten. Erst nachdem sie die Gesellschaft verlassen hatten, hörte ich, wer sie wären, denn diese Herren sind, sowohl in Ansehung ihres Aeußern als ihres Betragens, so anspruchslos, daß ein Fremder den Rang, den sie wirklich in Amerika behaupten, nicht leicht ahnen kann. Auch waren einige Pächter aus der Nachbarschaft, bäuerische, unwissende und unverschämte Menschen, in der Gesellschaft. Es ist eine Sache der Unmöglichkeit, ein Dutzend Amerikaner bei einander zu sehen, die sich nicht über politische Gegenstände zanken sollten. Der Brittische Traktat, der so eben ratificirt war, gab jezt Gelegenheit zu langen und heftigen Debatten. Die Pächter waren Einer Meinung, und schwatzten nach Herzenslust; die Rechtsgelehrten waren darwider und standen einer nach dem andern auf, um ihre Opponenten mit aller Beredsamkeit, die sie aufbringen konnten, zu Boden zu schlagen. Kein Theil war übrigens im Stande, die Meinung des andern umzustimmen; der laute Zwist dauerte bis spät in die Nacht, da sie sich denn endlich herzlich abgematiet — nicht auf ihre besondern Schlafzimmer, sondern zu der gemeinschaftlichen Kammer begaben, die fünf oder sechs Betten enthielt, worin sie Paarweise schlafen

mußten. Hier wurde der Faden der Unterhaltung von neuem angesponnen, und zwar mit eben so großem Ungestüme, als unten. Endlich verschloß ihnen der Schlaf die Augen und glücklicherweise auch zugleich den Mund; hätten sie sich im Schlafe unterhalten können, so würden sie sicher bis zum Morgen fortgeplaudert haben. Meinem Freunde und mir gab man — Dank unsern Sternen! — eine besondere Schlafkammer mit zwei Betten. — Den folgenden Morgen verließ ich die Ufer des Susquehannah, und gelangte einen Tag darauf zu Philadelphia an.

Siebenter Brief.

Philadelphia, lebhafter im Winter als in jeder andern Jahreszeit. — Geburtstagsfeier des Generals Washington. — Nachricht von General Washington's Person und Charakter. — Die Amerikaner sind unzufrieden mit seinem Betragen als Präsident. — Ein Geist der Unzufriedenheit herrscht unter ihnen.

Theurer Freund

Philadelphia im Februar.

Philadelphia hat jezt eine Gestalt angenommen, die sehr verschieden von der ist, welche es im Monate November hatte, als ich daselbst landete. So-

wohl

wohl der Kongreß und die Staatsversammlung, als auch das Oberbundesgericht halten ihre Sitzungen. Jezt ist die Stadt mit Fremden angefüllt; die Schauspielhäuser sind eröffnet, und allerlei öffentliche und Privatbelustigungen gehen vor sich. Am Geburtstage des Generals Washington, der vor einigen Tagen gefeiert wurde, war die Stadt ungewöhnlich lebhaft *). Alle vornehmern Einwohner von Philadelphia, Quä-

*) An diesem Tage trat der General in das 64ste Jahr. Er hat ein weit älteres Ansehen, obgleich er ziemlich gesund ist. Die unzähligen Verdießlichkeiten, die ihm in den verschiedenen öffentlichen Aemtern, welche er bekleidet hat, begegnet sind, haben ihn, bei seinem sonst festen Körper, wirklich geschwächt, und vor der Zeit alt gemacht. Erscheint er indeß öffentlich in Gallakleidern, so sieht man deutlich, wie das, was die Zeit zerstöret hat, wieder durch Kunst ersetzt werden kann: er scheint alsdann um vieles jünger zu sein. Man wird selten Jemanden finden, dem nicht bei Erblickung dieses Mannes, der durch seine Klugheit und Mäßigung so große Bewunderung erregt hat, und dessen Nahmen die Nachwelt mit Ruhm nennen wird, die tiefste Ehrfurcht eingeflößt wird, die bei näherer Bekanntschaft unfehlbar zunehmen muß. Er ist äußerst ernst und zurückhaltend. Ich selbst habe von einigen Officieren, die im Amerikanischen Kriege unmittelbar unter ihm dienten, gehört, daß sie ihn die ganze Zeit über niemahls haben lächeln sehen. Man weiß von Niemanden, der durch engere Bande der Freundschaft mit ihm verbunden gewesen ist; nur sehr wenige können sich rühmen, auf etwas vertrautem Fuße mit ihm umgegangen zu sein.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ker allein ausgenommen, machten es sich zur Pflicht, dem Generale an diesem Tage ihre Aufwartung zu

Seine Höhe ist 5 Fuß 11 Zoll; seine Brust ist breit, und seine Arme und Beine sind wohlgebildet und fleischig. Sein Kopf ist klein, in welcher Rücksicht er den mehrsten seiner Landsleute gleicht; sein Auge hellgrau, und seine Nase, im Verhältnisse zu der Länge des Gesichts, ziemlich groß. Der berühmte Portraitmahler Stewart sagte mir, er habe Züge in seinem Gesichte entdeckt, die ihm noch bei keinem andern Menschen vorgekommen wären; die Augenhöhlen z. B. sind größer, und der obere Theil der Nase ist breiter, als er sie jemals zuvor sahe. In allen seinen Zügen mahlen sich die heftigsten, unbezwingbarsten Leidenschaften, und nach Stuarts Meinung würde er, wenn er in den Wäldern geboren wäre, unter allen Wilden der Wildeste gewesen sein. Herr Stuart hat hierdurch einen Beweiß seiner großen Urtheilskraft und tiefen physiognomischen Kenntnisse abgelegt; denn ob man gleich den General wegen seiner überaus großen Mäßigung und Sanftmuth in Fällen, wo er von Rechts wegen hätte aufgebracht werden können, mit Lob überhäuft hat, so hört man doch von denen, die am längsten und genauesten mit ihm bekannt gewesen sind, daß er von Natur wild und reitzbar sei, es aber, wie Socrates, durch seine große Selbstbeherrschung dahin zu bringen gewußt habe, daß Jedermann vom Gegentheile überzeugt zu sein glaubt. Er spricht mit einiger Aengstlichkeit, und oft fehlt ihm ein Wort; doch findet er bald eins, das dem Sinne desjenigen, was er ausdrücken will, vollkommen entspricht. Seine Sprache ist männlich und voll Ausdruck. Mit Fremden unterhält er sich gern über Amerika; da er das Land genau kennt, und mit großer Freimüthigkeit

machen. Schon um 11 Uhr des Morgens fing die Audienz an, und dauerte bis Nachmittags um 3 Uhr.

spricht, so ist die Unterhaltung sehr angenehm und lehrreich. Beim Levée ist er offener und freimüthiger, als wenn man ihn allein besucht; so wie er auch in Damengesellschaften weniger zurückhaltend ist, als wenn er sich blos unter Männern befindet. Er giebt keine große Gastereien oder andere Festins, ausgenommen den Herren vom diplomatischen Korps, und einigen Familien, die auf vertrautem Fuße mit seiner Gemahlin leben. Fremde, mit denen er über Ackerbau und dergleichen zu reden wünscht, werden zu Zeiten zum Thee eingeladen. Dieses schreiben einige auf Rechnung seiner zu großen Sparsamkeit; billiger ist es aber, wenn man den Grund dieser Lebensart in seiner Klugheit und Vorsicht aufsucht; denn da, wie ich schon bemerkt habe, die jährlichen Einkünfte des Präsidenten sehr geringe, und einer prunkvollen Lebensart keinesweges angemessen sind, so könnte man, wenn der jetzige Präsident sehr großen Aufwand machen wollte, dasselbe von seinen Nachfolgern erwarten, deren Vermögen es vielleicht nicht erlauben würde. Es ist sehr warscheinlich, daß der General Washington diese und keine andere Beweggründe hat, um so mehr, da Jedermann von ihm, wenn er als Privatmann auf Mount Vernon lebt, mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen wird.

Ein Umstand, der den Gesinnungen des Generals überaus viel Ehre macht, ist, daß er, so lange er Präsident der vereinigten Staaten ist, keinen seiner Verwandten zu einem wichtigen oder einträglichen Posten verholfen hat, da doch wirklich Männer unter ihnen sind, die durch ihre Talente zur Bekleidung der wichtigsten Aemter vollkommen berechtigt wären.

Die Gesellschaft der Cincinnati, die Geistlichkeit, das ganze Officierkorps und verschiedene andere Bürgerklassen kamen, jede für sich; auch die fremden Minister erschienen im größten Glanze. Zwei große Zimmer standen zur Aufnahme der Besuchenden offen; die Fenster des einen gingen zur Straße, und waren von außen mit Zuschauern besetzt. Ein Tisch war, zur Bewirthung der Glückwünschenden, mit allerlei Weinen und Backwerke versehen. Nie bemerkte ich so viel Fröhlichkeit in dem Gesichte des Generals, als jezt; aber es mußte ihm auch wirklich unmöglich sein, bei der Aufmerksamkeit und Liebe, die man ihm bezeigte, ungerührt zu bleiben. Die Damen der Stadt machten, mit gleicher Ehrerbietung, seiner Gemahlin die Aufwartung; so wie auch mehrere Herren, nach abgelegtem Besuche beim Generale. Ein öffentlicher Ball und ein Souper beschlossen das Fest dieses Tages.

Sicher war in den vereinigten Staaten kein einziger bedeutender Ort, wo nicht wenigstens etwas zur Feier dieses Tages angestellt wurde. Unglaublich mag es scheinen, daß es Amerikaner giebt, die auf die Konstitution, welche sie dem Muthe und der Klugheit des Generals zu verdanken haben, stolz sind; dennoch aber seine Verdienste so wenig zu schätzen wissen, oder die Gefühle der Dankbarkeit so sehr verläugnen, daß sie sich weigern, den Talenten dieses Mannes, denen sie so vieles schuldig sind, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich selbst habe mehrere, übrigens

achtenswerthe, Männer gekannt, die sich durchaus weigerten, seine Gesundheit bei Tische zu trinken. Sie sagen, der Präsident der vereinigten Staaten, nicht der General Washington sei ihnen verhaßt; diese Rechtfertigung ist aber weiter nichts, als eine elende Ausflucht, der sie sich bedienen müssen, wenn ihre Undankbarkeit nicht in ihrer ganzen Größe erscheinen soll. Während des Krieges haben sich verschiedene Männer, die nichts weniger als Anhänger der alten Verfassung waren, alle erdenkliche Mühe gegeben, den Generale das Kommando zu nehmen, wodurch er sich so sehr viel Ehre erwarb. Der Geist der Unzufriedenheit, der einen Hauptzug im Charakter des Amerikaners ausmacht, hat wie ehemahls, auch jezt diesen Haß erzeugt; und ich bin überzeugt, wenn zur Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten Jemand vom Himmel herab käme, so würde dennoch die Zufriedenheit nicht allgemein sein, sondern von Vielen würden die Absichten dieses Gesandten für verrätherisch und bübisch gehalten werden.

Achter Brief.

Gelinder Winter vom Jahre 1795 bis 96. — Abreise nach Lancaster. — Hochweg zwischen Philadelphia und Lancaster. — Uebersicht Pennsylvaniens. — Beschreibung der Meiereien zwischen Lancaster und Philadelphia. — Armuth des Landmannes. — Schlechte Gasthöfe. — Wagen. — Verfahren der Frachtfuhrleute. — Lancaster. — Sitz des Staatsgouvernements. — Fabriken. — Gezogene Büchsen. — Geschicklichkeit, mit welcher sich die Amerikaner derselben bedienen — Anekdote von zwei Virginischen Scharfschützen.

Theurer Freund

Lancaster im März.

Dieser Winter ist einer der mildesten gewesen, die man jemahls hier erlebt hat. Nur im verwichenen Monate fiel einigemahl etwas Schnee, der aber nicht länger als 2 bis 3 Tage liegen blieb. Da das Wetter so schön und sehr einladend zum Reisen war, so wollte ich nicht länger zu Philadelphia verweilen; ich bestieg mein Pferd, und machte mich auf den Weg nach Lancaster, wo ich nach Verlauf von zwei Tagen glücklich anlangte. Von hier denke ich weiter nach Süden zu reisen, um dort den herannahenden Frühling zu begrüßen.

Die Straße zwischen Philadelphia hat seit einiger Zeit eine große Verbesserung erfahren; man erlegt jezt einen Zoll, der, unter der Aufsicht einer dazu bestimmten Gesellschaft, zur Erhaltung derselben angewendet wird. Wenn die Summe, die so einkommt, angewachsen ist, so ist die Gesellschaft gehalten, den Zoll herabzusetzen. — Dieser ist der einzige Hochweg mit Schlagbäumen, den man bis jezt in Pennsylvanien hat. Die Leute sind im Allgemeinen nicht damit zufrieden, am wenigsten die Frachtfuhrleute, welche auf diesem Wege in großer Menge, aus den hintern Gegenden des Staates, nach Philadelphia fahren.

Pennsylvanien hat beinahe die Gestalt eines Parallelograms, dessen größere Länge die von Osten nach Westen ist. Dieses Parallelogram ist schräg, von Nord-Ost nach Süd-West, von verschiedenen Bergreihen durchschnitten, die etwa 100 Meilen breit sind. Die Thäler zwischen diesen Bergreihen haben einen fetten, schwarzen Boden; auch in den südwestlichen und nordöstlichen Winkeln, an der Außenseite der Berge, ist das Erdreich sehr gut. Die nördlichen Gegenden dieses Staates sind bis jezt nur sehr schwach bevölkert; desto stärker aber der südliche Theil von Philadelphia bis nach Pittsburg. Der Theil, welcher die allerstärkste Volksmenge besitzt, ist der südöstliche Winkel, der zwischen den Bergen und dem Flusse Delaware liegt. Durch diesen Theil läuft der Hochweg, der nach Lancaster führt. Das Land an beiden Seiten dieser Straße wechselt auf die ange-

nehmste Art mit Bergen und Thälern ab. Auf die Anbauung des platten Landes, welches am ergiebigsten ist, hat man den mehrsten Fleiß verwendet; den Bergen hat man alle Bäume, mit denen sie bedeckt sind, gelassen, wodurch das Ganze eine Abwechselung bekommen hat, die dem Auge sehr wohl thut. Je weiter man sich von Philadelphia entfernt, desto fruchtbarer und mahlerischer wird auch das Land.

Auf dem ganzen Wege von Philadelphia nach Lancaster sieht man nicht zwei Häuser bei einander stehen, ausgenommen in einem kleinen Orte, Downing's-Town, der etwa auf der Hälfte des Weges liegt; indeß sind eine Menge einzeln stehender Pächterhäuser über die ganze Gegend ausgestreuet, so weit das Auge nur reichen kann. Die Häuser sind größtentheils aus Bruchsteinen gebauet, und etwa von derselben Beschaffenheit, wie diejenigen, welche man, auf Pachtland von 50 Morgen, in gut angebaueten Gegenden von England findet. Jedes dieser Häuser hat etwa 200 Morgen (acres) Landes, welches, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, das Eigenthum des Bebauers ist. In den angebaueten Gegenden von Pennsylvanien befindet sich bei den Pächtereien selten über 300 Morgen Landes; nach Norden hingegen, wo die Bevölkerung nicht besonders stark ist, sind sehr große Landstriche in den Händen von Individuen, die, als Landmäkler, Wucher damit treiben. An diese Häuser stößt gewöhnlich ein Pfirsich- oder Apfelbaumgarten. Aus dem Obste bereiten sie Cyder und Brannt-

wein; auch trocknen sie es wohl an der Sonne, und machen Pasteten und Pudding davon; doch verliert es durch diese Bereitung vieles von seinem Wohlgeschmacke. Die Pfirsichen sind, selbst in ihrem frischen Zustande, sehr mittelmäßig; es fehlt ihnen an Größe und Saftigkeit. Man sagt, das Klima habe sich so sehr verändert, daß sie nicht mehr, wie vorher, gedeihen können. Im April und Mai sind die Fröste sehr gewöhnlich, wovon man ehemals um diese Zeit nichts wußte. Gärten sind in Pennsylvanien, auf dem Lande, sehr selten zu treffen, weil die Pächter der Meinung sind, der Ertrag, den sie bringen, stehe mit der Mühe, die man auf die Anbauung derselben verwenden muß, nicht im Verhältnisse. In der Nachbarschaft der Städte findet man sie sehr häufig, und die Gemüse, die man in denselben bauet, trifft man in der ganzen Welt nicht schöner; doch sind hiervon die Kartoffeln auszunehmen, die einen erdichten, unangenehmen Geschmack haben.

Obgleich der südöstliche Theil von Pennsylvanien besser bebauet ist, als jede andere Gegend von Amerika, so ist man doch, in Ansehung der vortheilhaften Betreibung des Landbaues, noch sehr daselbst zurück. Ich darf dreist behaupten, daß die hiesigen Pächter von 300 Morgen keinen höhern Ertrag zu ziehen im Stande sind, als ein geschickter Pächter in Norfolk, Suffolk, Essex, oder einem andern wohlbebaueten Theile von England, aus 50 Morgen zu ziehen versteht. Auch lebt in England der Pächter, der 50

Morgen Landes besitzt, bei weitem besser und anständiger, als ein Pächter in Pennsylvanien, oder in irgend einem andern der Mittelstaaten, der in Besitz von 200 ist; das Haus des erstern ist bequemer eingerichtet und sein Tisch bei weitem besser und besetzter. Daß die Pächter in Amerika auf keinem bessern Fuße leben, ist ihrer Begierde Geld zu sammeln, oder ihrer Gleichgültigkeit gegen eine anständigere Lebensart, oder vielleicht beiden Ursachen zugleich zuzuschreiben.

Die Tavernen dieser Gegend des Landes werden von Pächtern gehalten, und sind äußerst schlecht eingerichtet. Kann der Reisende einige Eier mit etwas Speck bekommen, so hat er Ursache, sehr zufrieden zu sein; in zwanzig Fällen trifft es sich sicher nur Einmahl, daß man etwas frisches oder gesalzenes Fleisch, (Schweinepöckelfleisch ausgenommen) bekommen kann. Gemüse scheint gleichfalls sehr selten zu sein; bekömmt man ja etwas, so sind es gewöhnlich Runkelrüben, oder das Grüne davon, welches gekocht und als Gemüse aufgetragen wird. Das Brot ist schwer und sauer, ob man gleich hier das beste Mehl von der Welt hat; der Fehler liegt allein in der Bereitung. Zu Hefen bedienen sie sich eines Hopfenabsudes, der Sots genannt wird. — Man darf sich keinesweges darauf verlassen, in diesen Tavernen einen Hausknecht zu finden, der die Pferde striegelt, oder ihnen nur Futter besorgt; gewöhnlich muß man dies alles, wenn man keinen Bedienten mit sich führt, selbst verrichten. Trifft man eine Taverne, die einen Kerl zu

dergleichen Arbeiten hält, so benimmt er sich so tölpisch und grob, daß man lieber selbst Hand anlegt. Er ist unschlüssig, ob er für den Reisenden etwas thun soll oder nicht, und scheint bei sich zu überlegen, ob es wohl nicht zu sehr wider die Regeln der Gleichheit laufe, wenn er für das Pferd eines Andern sorge, und ob nicht ein Mann von Stande eben so gut seinen Rock ausziehen und Hand ans Werk legen könne, wie ein Hausknecht. Auch Geld ist nicht im Stande, diese Menschen zu einem bessern Benehmen zu bewegen. Höflichkeit ist, wie ich schon gesagt habe, in Amerika für keinen Preis zu erkaufen; die Leute nehmen hier das Geld sehr bereitwillig an, und stekken es in die Taschen, ohne dafür zu danken. Von allen menschlichen Geschöpfen sind sicher die Amerikaner die eigennützigsten und geitzigsten.

Es ist kaum möglich, eine Meile auf dieser Heerstraße zu gehen, ohne einer Menge Frachtwagen zu begegnen, die zwischen den hintern Theilen des Staates und Philadelphia hin = und herfahren. Sie werden gewöhnlich von 4 bis 5 Pferden gezogen, von denen 4 paarweise vorgespannt sind. Diese Wagen sind schwer, die Pferde klein, und die Fuhrleute unbarmherzig, wovon denn gewöhnlich die Folge ist, daß man beinahe in jedem Spanne ein lahmes oder blindes Pferd treffen kann. — Die Bewohner Pennsylvaniens sind bekannt dafür, daß sie sehr schlecht für ihre Pferde sorgen. Die Fuhrleute bringen die ihrigen nie unter ein Obdach, ausgenommen wenn die

Nächte stürmisch sind, und auch in diesem Falle werden sie nur unter einen Schoppen gebracht, der bei jeder Taverne, zu diesem Zwecke, anzutreffen ist. Market oder High-Street in Philadelphia, die Straße, auf welcher die Leute in die Stadt kommen, ist immer mit Wagen und Pferden angefüllt, die daselbst die ganze Nacht stehen bleiben. Hierdurch ersparen sie Geld; die Ausgabe, die ihnen ihre Pferde verursachen würden, wenn sie dieselben in Ställe brächten, ist nach ihrer Meinung viel zu groß. Das Futter führen sie immer bei sich im Wagen; sie spannen die Pferde aus und füttern und tränken sie, wenn sie noch erhitzt sind. Bei dieser Behandlung gehen viele der armen Thiere zu Grunde.

Lancaster, die größte inländische Stadt Nord-Amerika's, hat an 900 Häuser, die größtentheils aus Ziegeln und Bruchsteinen aufgebauet sind, 6 Kirchen, 1 Rathhaus und 1 Gefängniß. Die Straßen sind grade und durchschneiden sich unter rechten Winkeln.

Einer Akte der Assembly zu Folge ist Lancaster, statt Philadelphia, zum Sitze des Staats-Gouvernements gemacht worden. Man beabsichtigt hierdurch, die Stadt noch mehr in Flor zu bringen. Die Einwohner von Philadelphia, die mit diesen Maßregeln höchst unzufrieden waren, sprachen fast auf dieselbe Art davon, wie jezt von der Verlegung des Föderal-Gouvernements, und waren der Meinung, es müsse nothwendigerweise wieder nach Philadelphia verlegt werden. Daß es indeß nothwendig ist, den Sitz der Legislatur, in je-

dem Staate, so genau als möglich in dem Mittelpunkte desselben zu haben, ist einleuchtend; wenn daher nochmahls eine Veränderung des Sitzes statt finden sollte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß derselbe noch weiter von Philadelphia entfernt werden wird. Aus demselben Grunde kommt jezt die Assembly von Virginien (statt zu Williamsburg) zu Richmond, und die vom Staate Neu-York nicht in der Stadt Neu-York, sondern in Albany zusammen.

Verschiedene nützliche Artikel werden zu Lancaster von deutschen Handwerkern verfertiget, und vorzüglich in der Stadt und der Nachbarschaft derselben abgesetzt. Gezogene Büchsen (Rifle-guns) machen indeß eine Ausnahme. Diese sind zwar nicht so schön gearbeitet, wie die Englischen, werden aber dennoch von den Jägern vorgezogen, und in alle Theile des Landes versendet.

Die gezogenen Büchsen, deren man sich in Amerika gewöhnlich bedienet, haben beinahe die Länge einer Muskete, und schießen Kugeln, von denen 30 bis 60 auf ein Pfund gehen. Einige Jäger ziehen ein kleines Kaliber vor, weil sie Pulver und Blei dabei sparen; Andere halten größeres für besser, weil die Wunde, welche sie damit hervorbringen, tödlicher ist. Die innere Seite des Laufes hat ausgehöhlte Reifen, die spiralförmig von einem Ende desselben bis zum andern laufen; kommt die Kugel heraus, so dreht sie sich, indem sie ihre Richtung vorwärts nimmt, um ihre eigne Axe, und reißt, wenn

sie in den Körper eines Thieres fährt, das Fleisch auf eine fürchterliche Art auseinander. Man nimmt zu diesen Büchsen das beste Pulver, wirft davon beim Laden eine gehörige Menge in den Lauf, wickelt die Kugel in ein Stückchen, von außen mit Fett beschmierte, Leinewand, und stößt sie alsdann mit einen dicken Ladestock hinab. Das Fett und die Leinewandstückchen befinden sich in einem kleinen Behälter in der Kolbe der Flinte. Die besten Büchsen sind mit 2 Drückern versehen; man zieht den ersten auf, wodurch die Feder des andern so verändert wird, daß sie, bei der leisesten Berührung mit dem Finger, losspringt. Auch befindet sich auf dem Laufe ein doppeltes Korn, von der größten Feinheit. Ein geschickter Scharfschütze verfehlt mit einer solchen Flinte, in einer Entfernung von 300 Fuß, seinen Gegenstand niemahls, sei er auch nur von der Größe eines Laubthalers. Zwei Männer, die zu einem Virginischen Scharfschützenregimente (rifle-regiment) gehörten, wovon ein Bataillon, während des Krieges, in diese Stadt einquartirt war, konnten sich so sehr auf ihre Geschicklichkeit verlassen, daß der eine von ihnen ein Stückchen Holz von 4 Zoll ins Gevierte zwischen die Kniee nahm, wonach der andere, in einer Entfernung von 100 Schritten, mit einer Kugel schoß. Dieses wiederholten sie wechselsweise, zur Belustigung der Anwesenden, so oft, als man sie darum ersuchte. Viele Einwohner von Lancaster können die Wahrheit dieser Sache bestätigen. Wollte ich Ihnen indeß alle Ge-

schichten, die ich von der Geschicklichkeit dieser Scharfschützen gehört habe, wieder erzählen, so würden Sie geneigt werden, zu glauben, daß diese Leute die abscheulichsten Lügner wären. — Eine solche gezogene Büchse schießt kein Schrot, auch trägt sie mit Sicherheit nicht viel weiter als 300 Schritte.

Neunter Brief.

Viele Deutsche in der Nachbarschaft von York und Lancaster. — Weißer Sklavenhandel. — Grausamkeit, die oft dabei ausgeübt wird. — Vergleichung des Charakters der Deutschen mit dem der Amerikaner. — Ueberfahrt über den Susquehannah zwischen York und Lancaster. — Vortreffliche Gegenden am Flusse. — Beschreibung von York. — Dessen Gerichtshöfe. — Juristisches System in Pennsylvanien.

Theurer Freund

York im März.

Gestern kam ich zu York an, welches etwa 20 Meilen von Lancaster liegt. Die Einwohner dieser beiden Städte bestehen größtentheils aus Holländischen und Deutschen Ausgewanderten und ihren Abkömmlingen. Eine große Anzahl dieser Leute wandern alle Jahre nach Amerika, dem die Einführung derselben ein an-

sehnlicher Handelszweig ist. Die mehrsten werden aus den Hanse-Städten und von Rotterdamm hierher gebracht. Schiffe, die mit allerlei Produkten belastet sind, seegeln von Amerika dahin; die Eigenthümer derselben suchen alsdann diejenigen, welche Lust haben ihr Vaterland zu verlassen, an Bord zu bekommen und versprechen ihnen, sie unentgeldlich mit sich nehmen zu wollen. Wenn das Schiff wieder in Amerika angelanget ist, so läßt der Eigenthümer durch die Zeitungen bekannt machen, es sei eine Anzahl Schmiede, Schneider, Zimmerleute und andere Arbeiter angekommen, worauf diejenigen, die solcher Leute bedürftig sind, haufenweise zum Schiffe hinströmen. Diese armen Leute werden nun an den Meistbietenden verkauft, und der Kapitain des Schiffes steckt das Geld in die Tasche *).

Mehrere empörende Beispiele von Grausamkeit fallen bei diesem Handel vor, den man gewöhnlich den „weißen Sklavenhandel" nennt. Ich führe nur eins dieser Beispiele an. Im Jahre 1793, als das gelbe Fieber in Philadelphia so sehr wüthete, daß nur wenige Schiffe der Stadt näher als bis Fort Mifflin, 4 Meilen unterhalb der Stadt, fahren mochten, kam ein solcher Handelskapitain im Flusse an. Er hörte, die Krankheit habe so um sich gegriffen, und sei so ansteckend, daß man für keinen Preis Wärter für die Kranken

*) Tausende solcher Unglücklichen wurden vor dem Französischen Kriege auf dieselbe Art von Irland gebracht.

Kranken bekommen könne; sogleich kam ihm der menschenfreundliche Gedanke ein: es könne vielleicht diesem Mangel durch die Passagiere seines Schiffes abgeholfen werden. Er seegelte keck an die Stadt, und bot seine Ladung öffentlich zum Verkaufe aus. „Einige „gesunde Bedienten," hieß es, „beinahe alle zwischen „17 und 18 Jahren, sind so eben in der Brig — „angekommen; das Nähere kann man an Bord er„fahren." — Man kann leicht denken, daß er seine Ladung bald los wurde. Diese Anekdote ist mir von einem Manne mitgetheilt, der die Ankündigung im Originale besitzt.

Wenn ich Ihnen sage, daß man diese Leute auf solche Art verhandelt, so heißt dies nicht, daß sie auf Lebenszeit verkauft werden, denn es geschieht nur auf eine gewisse Zeit, deren Länge nach den Verdiensten derselben bestimmt wird. Ein guter Handwerker, der ein besonderes Gewerbe erlernt hat, dient eine kürzere Zeit, als ein Tagelöhner; weil man eine größere Summe für die Dienstzeit giebt, und doch die Ueberfahrt eines geschicktern Mannes dem Kapitain nicht mehr gekostet hat, als die jedes andern. Während der Knechtschaft kann sie ihr Herr wieder verkaufen, wem er will; sie sind eben so wohl Leibeigene wie die Neger, und können, wenn sie entlaufen wollen, wie Diebe ins Gefängniß geworfen werden. Man nennt sie Redemptioners, und die Gesetze, nach welchen sie gerichtet werden, haben die

Kriminalgesetze zum Grunde, welche vor der Revolution galten, und äußerst strenge sind.

Die Deutschen sind friedliche, mäßige und fleißige Leute, und schätzbare Bürger. Sie lassen sich gewöhnlich in großen Gesellschaften an Einem Orte nieder, weßhalb sie auch größtentheils die Sitten und die Sprache ihres Vaterlandes beibehalten. In Lancaster und seiner Nachbarschaft ist Deutsch die Hauptsprache, und viele der daselbst wohnenden verstehen keine andere. Die Deutschen geben die besten Landbebauer der vereinigten Staaten ab, und wo man sie trifft ist auch sicher der Boden vorzüglich gut. Sie halten besonders viel auf Religiosität; wo sie sich anbauen, errichten sie auch sogleich Kirchen. In diesen und andern Rücksichten zeichnen sich die Deutschen und ihre Abkömmlinge sehr vortheilhaft vor den Amerikanern aus, das heißt, vor den Abkömmlingen der Engländer, Irländer und anderer Nationen, die seit vielen Generationen das Land bewohnen, sich mit einander vermischt haben, und jezt Ein Volk ausmachen, das einerlei Sitten und Gewohnheiten hat.

Die Deutschen sind äußerst arbeitsam, und treiben ihre Geschäfte, ohne sich viel um andere Leute zu bekümmern. Wenn ein Fremder durch ihre Niederlassung kommt, so wird er nie von ihnen durch neugierige unnütze Fragen belästigt werden; läßt sich hingegen ein Ausländer bei den Amerikanern *) sehen,

*) Wenn ich hier und in den folgenden Zeilen von Amerikanern spreche, so verstehe ich darunter die niedrigen und

so verlangen diese sogleich zu wissen, woher er kommt? wohin er geht? wie er heißt? was er treibt? und bevor er nicht ihre Neugierde in Ansehung dieser und anderer wichtigen Punkte befriedigt hat, kann er sicher sein, daß man ihn keinen Augenblick in Ruhe lassen wird. In den Tavernen muß er entweder jedem von neuem hereintretenden auf dieselbe Art Auskunft geben, oder er verwickelt sich in Streitigkeiten; vorzüglich wenn man entdeckt, daß er kein Eingeborner ist — wozu denn nicht besonders viel Scharfsinn erfordert wird.

Die Deutschen bekümmern sich gar wenig um politische Angelegenheiten; sie erwählen ihre Repräsentanten, die im Kongreß und in den Staatsversammlungen erscheinen müssen, und zufrieden damit, daß verdienstvolle Männer vom ganzen Volke erwählt worden sind, haben sie das Vertrauen, daß diese für das allgemeine Beste sorgen werden, weshalb sie auch mit ihren Verfügungen wohl zufrieden sind. Sie verehren die Konstitution, weil sie wissen, daß sie glücklich dabei sein können, und wünschen keine Veränderung derselben. Die Amerikaner, im Gegentheile, verspotten fast jede öffentliche Anordnung; irgend etwas ist ihnen immer unrecht, und nie sind sie völlig zufrieden. Wenn in irgend einer wichtigen Angelegenheit vom Kongresse entschieden werden soll, so scheint es immer, als ob sie Mißtrauen in die Rechtschaffen-

mittlern Volksklassen, so wie man sie in kleinern Städten Pennsylvaniens findet.

heit oder Geschicklichkeit der Männer setzen, die sie erwählt haben; sie halten alsdann in ihren Städten oder Distrikten Zusammenkünfte, politisiren über die Sache, so gut sie können, und schicken alsdann ihren Repräsentanten Verhaltungsregeln zu. Sie bedenken nicht, daß in wichtigen Angelegenheiten von einer Versammlung der geschicktesten Männer aus allen Staaten, besser entschieden werden kann, als von einigen Individuen, die in einem dunkeln Winkel zusammenkommen und unmöglich von der Lage der Sache genaue Kenntniß haben können. Der Partheigeist stiftet ohne Unterlaß Zänkereien unter ihnen an; denn einer bemüht sich gewöhnlich, dem andern seine politische Meinung mit Gewalt aufzudringen. Finden sie, daß ein Fremder aus Großbrittanien oder Irland ist, so fangen sie sogleich an, ihre eigne Konstitution und Freiheit herauszustreichen, und geben ihm zu verstehen, daß sie jeden Engländer für einen Sklaven halten, weil er sich Unterthan nennen läßt. Ihr politisches Räsonnement ist gewöhnlich roh und entscheidend, und größtentheils aus Zeitungen entlehnt, die aus den Pamphlets des Tages zusammengeschmiert werden. Haben sie nur etwas von der Art gelesen, so glauben sie den Gipfel menschlicher Kenntniß erreicht zu haben, und vollkommen im Stande zu sein, sich in die Tiefen der Politik wagen zu dürfen.

Die Deutschen lieben es, wie oben bemerkt worden ist, sich nebeneinander anzusiedeln. Wenn die Jünglinge einer Familie herangewachsen sind, so be-

mühen sie sich gewöhnlich, ein Stück Landes in der Nachbarschaft ihrer Verwandten zu bekommen, welches sie dann, durch ihren Fleiß, sehr bald in guten Stand zu setzen wissen. Der Amerikaner hingegen findet Gefallen am Umherstreifen und achtet die Bande der Verwandschaft nicht. Er nimmt seine Frau mit sich, begräbt sich mit ihr in Wälder, wo er Hunderte von Meilen von seiner übrigen Familie entfernt ist, und vielleicht alle Hoffnung aufgeben muß, seine Verwandten jemals wieder zu sehen. In den hintern Theilen des Landes trifft man ohne Unterlaß Männer, die umherstreifen und wohlfeiles Land untersuchen und kaufen. Wenn sie gefunden haben, was ihnen ansteht, so verlassen sie ihr bisheriges Land und begeben sich sogleich zu dem neuen, vielleicht um es bald wieder gegen anderes zu vertauschen. Es ist kaum möglich, einen Amerikaner von mittlerem oder gemeinem Stande zu finden, der nicht schon mehrere Mahl seine Wohnung und sein Land gewechselt haben sollte. Daher kommt es, daß, ob es gleich nur 4 Millionen Menschen in den vereinigten Staaten giebt, diese doch von den Gränzen von Kanada bis zum entferntesten Theile von Georgien, und vom Atlantischen Meere bis zu den Ufern des Missisippi ausgebreitet sind. Schlechtes Land wird zu mehrern tausend Aeckern, in den ungesundesten und unfruchtbarsten Gegenden des Landes, jährlich urbar gemacht, obgleich die gesundesten und am besten bebaueten Theile der Mittel-Staaten fünfmal so viel Bewohner würden

erhalten können, als sie bis jezt haben. Es ist nicht bloß die Liebe zu einer Nomadischen Lebensart, die den Amerikaner von einem Ort zum andern treibt, sondern auch der Geiz: er hofft durch jede Veränderung, die er vornimmt, zu gewinnen. Wirklich ist die Liebe zum Gelde, sowohl bei den Deutschen als den Amerikanern jedes Standes, die Triebfeder aller Handlungen; Eigennutz mischt sich in alles, was sie unternehmen, denn er ist der Abgott, den sie ohne Ausnahme verehren.

Als ich von Lancaster hierher fuhr, ließ ich mich bei dem kleinen Dorfe Columbia, wo die besten Boote gehalten werden, über den Susquehannah setzen. Dieser Fluß, der etwa in der Mitte zwischen den beiden Städten läuft, ist hier etwas mehr als eine Viertel Meile breit, und hat sowohl unter als über der Fährstelle, eine Menge Inseln und große Felsen, über welche letztere das Wasser mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit hinwegläuft; das brüllende Getöse, welches dadurch verursacht wird, ist in einer großen Entfernung zu hören. Die Ufer beider Seiten steigen kühn empor, und sind dick mit Bäumen besetzt. Auch die Inseln haben viele kleine Bäume, und gewähren, mit den Felsen, die zwischen ihnen liegen, einen sehr schönen Anblick. Die Gegend ist allenthalben, wohin man sich wenden mag, wild und romantisch. Wenn man über den Fluß fährt, so ist es nothwendig, etwas gegen den Strom am Ufer hinan zu rudern, und alsdann, von einer der größesten Inseln beschützt,

quer hinüber zu rudern. Da so viele Stellen im Susquehannah sind, wo das Wasser mehrere Meilen weit reißend strömt, so wird hierdurch die Schiffahrt fast gänzlich gehindert; ausgenommen, wenn der Fluß angeschwollen ist, da dann große Flöße, die 700 Tonnen Mehl zu tragen vermögen, den Strom hinabfahren können. Man sagt, der Fluß könne in dieser Gegend schiffbar gemacht werden; aber die Kosten, die dadurch verursacht werden müßten, würden ungeheuer sein. Es ist überhaupt nicht wahrscheinlich, daß man je daran denken wird, da die Bewohner Pennsylvaniens bereits damit beschäftiget sind, einen Kanal unterhalb Harrisburgh zu graben, durch welchen der schiffbare Theil des Flusses mit dem Schuylkill in Verbindung gebracht werden wird; so wie auch einen andern vom Schuylkill zum Delaware. Beide Kanäle würden bereits fertig sein, wenn schon alle Subskribenten ihren Geldzuschuß gegeben hätten; da dieses nicht der Fall ist, so steht die Arbeit für jezt beinahe gänzlich still.

In allen Gegenden des Susquehannah findet sich ein außerordentlicher Ueberfluß an wilden Vögeln. Allenthalben in Amerika ist das wilde Geflügel vortrefflich und in Menge zu haben. Vorzüglich findet man aber auf diesem Flusse, so wie auch auf dem Patowmack und dem James-Flusse, eine Enten-Art, die alle andern übertrifft. Sie heißt die weißrückige oder Kanevaß-Ente, (white or canvals-back duck.) weil die Federn zwischen den Flügeln etwas

von der Farbe des Seegeltuches (Kanevaß) haben. Sie wird in Amerika so hoch geschätzt, daß man sie, als Geschenk, 100 Meilen weit versendet — aber es ist auch nicht zu läugnen, daß sie für den größten Epikuräer jedes Landes ein wahrer Leckerbissen sein würde.

York enthält etwa 500 Häuser und 6 Kirchen, und hat große Aehnlichkeit mit Lancaster. Seine Einwohner sind Deutsche, von denen dieselben Fabrik-Waaren verfertigt werden, die man zu Lancaster findet.

Da eben die gewöhnlichen gerichtlichen Sitzungen, und die allgemeinen Quartal-Zusammenkünfte gehalten wurden, als ich hieselbst ankam, so wurde es mir sehr schwer, ein Nachtquartier zu finden; zuletzt kam ich noch in einem Hause unter, das größtentheils von Rechtsgelehrten eingenommen war. Das sonderbare Gemisch von Personen, die diesen Morgen in einem elenden, für alle Fremden bestimmten Zimmer zusammengehäuft waren, machte mir nicht geringes Vergnügen. In diesem Winkel stand ein Advokat mit seinen Klienten, in jenem der andre mit den seinigen; ein dritter rasirte, ein vierter puderte sich, ein fünfter unterschrieb einen Kontrakt. In der Mitte des Zimmers stand der Tisch, an dessen einer Seite eine Anzahl alter schreiender Männer, und an der andern drei bis vier heulende Weiber saßen. Ich und die übrigen der Gesellschaft, die keine Rechtsgelehrten waren, saßen da und frühstückten.

Wenn ein Fremder in die Gerichtssäle tritt, so kann er sich, beim Anblicke des grotesken Kostums und des Benehmens der Richter, die daselbst präsidiren, kaum des Lächelns enthalten; aber es wird bald unterdrückt, wenn er bedenkt, daß es vielleicht in der ganzen Welt kein Land giebt, wo Recht und Gerechtigkeit auf eine so unpartheiische Art gehandhabet wird, oder von dem beleidigten Theile mit so wenigen Umständen erhalten werden kann, als hier. Die Richter in den kleinern Oertern von Pennsylvanien sind nichts weiter, als gemeine Pächter, die, von ihrer Kindheit an, beinahe zu nichts gewöhnt sind, als dem Pfluge zu folgen. Die Gesetze befehlen ausdrücklich, daß in jedem Kanton, wenigstens drei Richter sein sollen; da nun die für diese Männer ausgesetzte Besoldung äusserst unbedeutend ist, so nimmt kein Rechtsgelehrter ein solches Amt an, es muß daher aus den Einwohnern besetzt werden, die alle in einem glücklichen Mittelstande, und in vollkommener Gleichheit unter einander leben. Die Distriktrichter, deren in jedem Distrikte oder Kreise Einer ist, haben größeres Gehalt und sind auch ganz andere Männer, wie die Unter-Richter. Ein Distrikt besteht aus wenigstens drei, niemahls aber aus mehr als sechs Kantons. Unter gewissen Einschränkungen hat der Beklagte das Recht, von den Kanton- und Distriktgerichten an das Ober-Gericht zu appelliren, welches die Jurisdiktion über jeden Theil des Staates hat.

Alles was ich hier kurz angeführt habe, gilt allein von den Gerichtshöfen Pennsylvaniens; jeder der vereinigten Staaten hat sein eignes Gesetzbuch und seine eigne Gerichtsbarkeit.

Zehnter Brief.

Gegend um York. — Boden des Landes an jeder Seite der blauen Berge. — Frederic-town. — Veränderung des Landes und seiner Bewohner wird merklicher, je näher man der See kommt. — Sklaven Menge. — Tabacksbau. — Neugierde der Leute in den Gasthöfen. — Großer Wasserfall im Patowmack-Flusse. — George-town. — Gegend zwischen George-town und der Hoe's-Fähre. — Giftige Weinstöcke. — Port Tabacco. — Traurige Beschaffenheit des an die Fähre gränzenden Landes. — Vernachläßigung der Sklaven. — Fahrt auf dem Patowmack ist gefährlich. — Süßwasser-Austern. — Landung an einem verlassenen Theile des Virginischen Ufers. — Gastfreundschaft der Virginier.

Theurer Freund

Stratford im März.

In der Nachbarschaft von York und Lancaster sieht man einen aus fetter, brauner Lehmerde bestehenden Boden, und setzt man seinen Weg in einer südwestlichen, mit den blauen Bergen gleichlaufenden

Richtung fort, so findet man, daß die Beschaffenheit des Erdreiches bis nach Frederic in Maryland durchaus dieselbe bleibt. Hier erst verändert sich seine Farbe nach und nach in die dunkelrothe, die es auch größtentheils längs der östlichen Seite der Berge, bis ganz nach Nord-Karolina hinab, beibehält. Begiebt man sich indeß über die Berge hinaus, so trifft man, von Frederic an, denselben fruchtbaren, braunen Boden wieder, den man in der Gegend von Lancaster und York sieht; so wie man ihn auch durch das ganze Shenandoah-Thal, und an der westlichen Seite der Berge, bis zu den Karolinas hinab, wiederfindet.

Zwischen York und Frederic in Maryland liegen einige kleine Städte, als Hanover, Petersburgh und Woodsburgh, aber keine von ihnen hat besonders viel Merkwürdiges. Frederic hat 700 Häuser und 5 Kirchen für verschiedene Religions-Verwandte, ist ein blühendes Städtchen und treibt guten Handel ins Land. Auch befindet sich zu Frederic, weil seine Lage ziemlich sicher und im Mittelpunkte von Maryland ist, das Zeughaus dieses Staates.

Von Frederic reisete ich in einer südlichen Richtung weiter, durch Montgommery in Maryland, und fand in dieser Gegend einen gelblichen Klaiboden, mit Sand gemischt, der diese Beschaffenheit bis zur Bundesstadt beibehält, wo er, wie gesagt, immer sandiger und sandiger wird, je mehr man sich der Seeküste nähert. Die Beschaffenheit des Landes verändert sich in der Nähe von Frederic nur nach und nach; hat

man aber erst eine Tagereise zurückgelegt, so wird der Unterschied sehr merklich. Statt üppiger grüner Weizenfelder, wie man sie auf dem fruchtbaren, dicht neben den Bergen hinlaufenden, Erdstriche findet, sieht man hier große, vom Taback ausgemärgelte, Flächen im Zustande der Wildheit vor sich liegen. Statt Furchen vom Pfluge, sieht man nur auf dem Boden die Spuren der Hacke; die Felder sind mit kleinen Hügeln, zur Aufnahme der Tabackspflanzen, versehen, und wo man sich hinwendet, erblickt man unglückliche Sklaven beiderlei Geschlechts, die sich unter dem Befehle eines rauhen Aufsehers müde und matt arbeiten müssen. — Die Verschiedenheit in Ansehung der Sitten der Menschen ist hier ebenfalls sehr auffallend; statt unter phlegmatischen Deutschen zu sein, sieht sich hier der Reisende wieder von forschenden Amerikanern umgeben, deren Neugierde er jedes Mahl beim Absteigen vor der Taverne, einen großen Theil der Zeit zum Opfer bringen muß. Ein Fremder, der in Amerika ankommt, bildet sich gewöhnlich ein, daß die Leute ihre Ursachen haben, warum sie alle die Fragen thun, daß sie vielleicht eine vernünftige Unterredung anzuspinnen Willens sind; aber nur zu bald sieht er, daß bloß ihre unverschämte Neugierde sie dazu verleitet. Gewöhnlich trifft man bäurische, unwissende Menschen, die zu nichts taugen, als solche unnütze Fragen zu thun; und sieht man ja einen, der ein wenig reden kann, so geht es gleich über politische Sachen her. Erkundigt man sich bei ihnen nach irgend

einer Sache, die das Land betrifft, so tragen sie Bedenken, darauf zu antworten, gleichsam als befürchteten sie, man thäte diese Frage absichtlich, um ihnen Schaden zuzufügen, oder um eine Spekulation zu machen u. s. w. Man möchte die Geduld bei diesen Menschen verlieren, und sich mit Widerwillen von ihnen wegwenden. Will man indeß, ohne in Zänkereien verwickelt zu werden, das Land durchreisen, so ist man geradezu gezwungen, wenigstens einige ihrer Fragen zu beantworten.

Nachdem ich die Heerstraße bis zum Montgommery Stadthause (court houle), welches etwa 30 Meilen von Frederic entfernt ist, verfolgt hatte, begab ich mich auf einen Nebenweg, der durch die Holzungen zum Patowmack führt, dessen große Wasserfälle ich zu sehen wünschte. Die Ansicht derselben vom Maryländischen Ufer ist sehr reizend, aber doch bei weitem nicht so schön, als vom entgegengesetzten Ufer; ich ritt deswegen, als ich den Fluß gerade an der Stelle, wo sich die Wasserfälle befinden, erreicht hatte, längs dem Ufer durch die Holzungen, womit es bedeckt ist, bis ich an eine Fähre kam, wo ich mich nach Virginien übersetzen ließ. Die Stelle, wo ich landete, ist von den Wasserfällen etwa 3 Meilen entfernt; ein wilder romantischer Weg, der am Ufer hinläuft, und sich zugleich um den Fuß eines hohen, mit Bäumen besetzten felsichten Berges windet, führte mich dahin. Nahe am Ufer befinden sich, beinahe bis zu den Wasserfällen, Gruppen kleiner stark beholzter Inseln, die

sich dem reißenden Strome widersetzten und gefährliche Nieren (eddies) hervorbringen, in welchem Boote, wenn die Schiffer nicht thätig oder aufmerksam genug sind, häufig verunglücken. Ungeheure weiße Sandhaufen liegen hier am Ufer, die von den Wellen ausgeworfen sind; und an manchen Stellen ist der Weg, durch viele, von dem Oberlande mit den Fluthen herabgekommene und zusammengetriebene, große Bäume, beinahe gänzlich zugeworfen.

Der Fluß ist, an der genannten Fähre, etwa $1\frac{1}{4}$ Meile breit, welche Breite er beinahe bis an die Wasserfälle beibehält, wo dann, durch ungeheure Felsen an beiden Seiten, sein Bette ansehnlich verenget wird. Auch sein Lauf verändert sich hier plötzlich so sehr, daß er, unter den Wasserfällen, auf eine kurze Strecke in entgegengesetzter Richtung läuft; doch nimmt er bald darauf seinen vorigen Lauf wieder an. Das Wasser kommt nicht ganz in senkrechter Richtung herab (ausgenommen an Einer Stelle, dicht am Virginischen Ufer, wo die Höhe etwa 30 Fuß beträgt), sondern es stürzt sich, in verschiedenen Strömen und mit entsetzlichem Ungestüm, über einen felsichten Rand hinab. Die beste Ansicht der Wasserfälle hat man von den Gipfeln einiger Felsen, die etwa 60 Fuß über die Oberfläche des Wassers hervorragen, und, da sich der Fluß hier krümmt, dem Wasserfalle fast gerade gegenüber liegen. Der Fluß kommt von der rechten Seite, nimmt darauf eine allmählige Krümmung an, stürzt sich hinab, und wendet sich alsdann mit Schnelligkeit

an dem Fuße der Felsen hin, auf denen man dem Schauspiele zusieht. Die Felsen haben eine Schiefarbe, und bestehen aus mehrern Erdschichten; die Oberfläche derselben ist, an vielen Stellen, glänzend und funkelnd.

Von hier verfolgte ich den Fluß bis nach George-town hinab, ließ mich wieder hinüberfahren, und ging nun durch die Bundesstadt, längs dem Marylandischen Ufer des Flusses, nach Piscatoway und darauf nach Port Tabacco, zwei kleinen Städten an den gleichnahmigen Waldströmen, welche sich in den Patowmack ergießen. In der Nachbarschaft von Piscatoway hat man verschiedene schöne Ansichten des Virginischen Ufers; vorzüglich vortheilhaft nimmt sich Mount Vernon von hier aus.

Ich bemerkte hier eine große Menge giftige Weinstöcke, die sich um die Bäume schlingen, und dem gewöhnlichen Weine sehr ähnlich sehen. Betastet man sie frühmorgens, wenn die Ranken vom Thaue feucht sind, so erzeugen sie jedes Mahl Blasen in der Hand, die oft schwer fortzuschaffen sind.

Port Tabacco hat etwa 80 Häuser, die größtentheils alle von Holz und sehr elend gebauet sind. An dem äußern Ende der Stadt steht eine, von Steinen erbauete, Englische Kirche, die ehemals die Zierde der Stadt war, jezt aber sehr in Verfall gerathen ist. Die Fenster sind alle zerbrochen, und der Weg läuft jezt, da man die Einfassung des Kirchhofes niedergerissen hat, gerade über die Gräber. Nahe bei

der Stadt liegt der Misery-Berg, auf dessen Gipfel sich eine Gesundheitsquelle befindet, die, wegen der Kälte ihres Wassers im Sommer, merkwürdig ist.

Von Port Tabacco nach Hoe's-Ferry, am Patowmack-Flusse, ist das Land platt und sandig, und hat ein äußerst trauriges Ansehen. Meilen weit erblickt man nichts als große Ebenen, die durch den Tabacksbau ausgesogen und jezt mit Segge *) überwachsen sind, deren gelbe Farbe mit den dunkelgrünen Fichten- und Zedernhainen, die man hin und wieder erblickt, im auffallendsten Kontraste steht. In der Mitte dieser Ebenen befinden sich die Ueberbleibsel verschiedener gut gebauter Häuser, welche anzeigen, daß der Zustand des Landes ehemals von dem jetzigen sehr verschieden war. Wahrscheinlich ist es, daß diese Häuser den Leuten zugehört haben, die sich zuerst, mit Lord Baltimore, in Maryland niederließen, und

*) Diese Segge ist eine Art grobes Gras, welches, in diesem Theile des Landes, auf unbebauetem Boden von selbst wächst, und so hart ist, daß es vom Viehe nicht angerührt wird. Sie wird gewöhnlich an 2 Fuß hoch. Gegen den Winter zu wird sie gelb, und bleibt so bis zum folgenden Sommer stehen, da dann die neu hervorkommenden Pflanzen die des vorigen Jahres verdrängen. Wenn sie zuerst aus der Erde hervorkommt, hat sie eine hoch grüne Farbe. A. d. O.

Es giebt mehrere Arten der Segge (Carex), welche die hier angegebenen Kennzeichen miteinander gemein haben. d. Ueb.

und daß sie deshalb verlassen worden sind, weil das Land um sie her erschöpft wurde, und die Leute es für vortheilhafter hielten, in eine andere fruchtbarere Gegend zu ziehen, als diese ausgemärgelten Ebenen wieder urbar zu machen. Daher kommt es denn auch, daß man das Land in vielen der hintern Gegenden von Maryland fast von der Hälfte seiner Bewohner verlassen sieht.

Es durchkreutzen sich auf diesen Ebenen so vielerlei Wege und Straßen, daß es dem Reisenden sehr schwer wird, den rechten Weg zu treffen; um so mehr, da man nie einen aufgestellten Wegweiser, und nur sehr selten einen Menschen trifft. Auf geradem Wege liegt Port Tabacco, von der Ueberfahrt 12 Meilen weit entfernt; aber sicher hatte mein Pferd 24 zurückgelegt, als wir daselbst ankamen. — Das Fährhaus war eins der verfallenen Gebäude. Es mochte vielleicht, in vorigen Zeiten, einem reichen Pächter zum Wohnhause gedient haben; in ihm hatte vielleicht dasmahls, als noch die Felder ihren reichen Tabacksegen spendeten, der müde Wanderer Erquickung gefunden; aber so wie ich es jezt vorfand, war es ein Gemählde der Armuth und des Elends. Nachdem ich drittehalb Stunden mit Ungeduld meines Frühstücks geharret hatte, brachte man mir 2 Eier, ein Maaß Milch und ein Stückchen Brodkuchen, von der Größe meiner Hand, das nicht viel besser als bloßer Teig war. Aber auch dies behielte ich nicht für mich; ich mußte es mit meinem Bedienten theilen, der mir

ankündigte, es sei durchaus nichts Eßbares im Hause, als das, was er mir gebracht habe. Ich hörte nachher von mehrern Leuten in Virginien, daß es ihnen in diesem Hause nicht besser gegangen sei; und doch wird es eine Taverne genannt. Wovon die Weissen, die dieses Haus bewohnten, leben mochten, konnte ich nicht begreifen; so viel konnte ich indeß aus ihrem Ansehen abnehmen, daß sie keinesweges Hunger litten. Die armen Sklaven, deren sich viele in einer, an der Taverne gränzenden, Hütte befanden, sahen jämmerlich aus und schienen halb verhungert zu sein. Männer und Weiber waren mit Lumpen bedeckt, und die Kinder liefen ganz nackend umher.

Als ich in den Kahn gestiegen war, sagte mir der Wirth — wahrscheinlich weil er es fühlen mochte, daß ich schlecht bei ihm gelebt hatte — es sei eine Austerbank im Flusse, bei der wir dicht vorbei fahren müßten; wenn ich daher einige Augenblicke verziehen wolle, so könne er mir Austern in Menge verschaffen. Da ich begierig war, Austern aus süßem Wasser zu sehen, so willigte ich ein, worauf der Mann in einigen Minuten beinahe einen Scheffel voll davon zusammen las. Die Austern schmecken gut, wenn sie gekocht sind; roh sind sie nicht wohl zu genießen. Wirklich sind, nach dem Urtheile der Europäischen Kenner, alle Austern, die man in Amerika, selbst die, welche man bei Neu-York in der Nähe des Ozeans findet, ein schlechtes Essen, wenn man sie roh verzehren will. Die Amerikaner hingegen haben an unsern

Austern noch mehr auszusetzen; sie sagen, man könne sie weder roh, noch zubereitet genießen, weil sie nach Kupfer schmeckten. — Der Patowmack hat, so wie die übrigen Flüsse Virginiens, einen Ueberfluß an vortrefflichen Fischen: als Störe, Alsen *), Rothaugen, Heeringe u. s. w., die die vorzüglichste Nahrung derjenigen Einwohner ausmachen, die in der Nähe dieser Flüsse wohnen.

Der Fluß ist bei der Ueberfahrt etwa 3 Meilen breit, und wenn gewisse Winde wehen, steigen die Wellen sehr hoch. In diesem Falle bindet man die Pferde, ehe man abfährt, weil sich, ohne diese Vorsicht, leicht Unglücksfälle ereignen könnten. Es sollte billig immer geschehen, denn die Boote sind sehr klein, und die Winde erheben sich oft schnell und unerwartet. Da wir es diesmahl unterlassen hatten, so war das Boot bei meiner Ueberfahrt zwei bis dreimahl im Begriffe, sich umzuschlagen.

Am Virginischen Ufer, dem Fährhause gegenüber, befinden sich verschiedene große Waldströme (creeks); die sich in den Patowmack ergießen. Diese kann man unmöglich zu Pferde passiren, wenn man nicht 30 bis 40 Meilen bis zu den Stellen, wo sie seicht sind, oder bis zu den Brücken hinauf reiten will. Da hierzu die Gegend zu sandig und zu unangenehm ist, so

*) Clupea alosa L. Alse, Alose, ein Fisch, der beinahe die Gestalt eines Herings hat, aber dicker und größer ist. Die Engländer nennen ihn auch wohl die Heringsmutter. d. Ueb.

ließ ich mich von dem Schiffer in dem Fährboote, 10 Meilen den Fluß hinab fahren, bis an eine Stelle, wo man sich über den Mündungen dieser Waldströme befindet. Nachmittags stieg ich ans Land, herzlich froh, daß ich das Ufer glücklich erreicht hatte, ohne in die Nothwendigkeit versetzt worden zu sein, vom Schwimmen Gebrauch zu machen. Wirklich hatte es uns viel Mühe gekostet, das Boot vor dem Umschlagen zu verwahren. Die Pferde waren, während der letzten Stunde, nicht zwei Minuten ruhig gewesen; einige Mahl hatten sie sich beide auf die eine Seite des Bootes begeben, wodurch beinahe das Gleichgewicht aufgehoben worden wäre, wenn wir nicht mit allen Kräften dagegen gearbeitet hätten.

Die Gegend, wo ich an das Land stieg, hatte vollkommen das Ansehen einer Wildniß; keine Spur eines Weges oder Fußsteges sah man auf dem lokkern, weißen Sande, und die Zedern und Fichten wuchsen, an allen Seiten, so dicht neben einander, daß es vollkommen unmöglich war, in irgend einer Richtung weiter als hundert Schritte vorwärts zu sehen. Ich begab mich geradesweges vom Flusse in das Land hinein, und kam, nach Verlauf einer Stunde, an einen engen Fahrweg, der zu einem alten, von Backsteinen erbauetem Hause führte, das von den Häusern, welche sich am Marylandischen Ufer befinden, nicht besonders verschieden war. Ich erkundigte mich hier, bei zwei Schwarzen, nach einer Taverne, und erhielt zur Antwort: es sei in dieser Gegend gar kein

Gasthof zu finden, und in dem Hause vor mir sei Niemand bei der Hand, wenn ich aber weiter reiten wollte, so würde ich an einige Häuser kommen, welche anderen Herren zugehörten, und wo ich recht gut bedient werden würde. — Ich ritt weiter. — Nachdem ich 5 bis 6 Meilen zurückgelegt hatte, erblickte ich noch einige alte Häuser, von der Art des leztern; die Nacht kam heran, ich sah mich daher genöthigt, in einem derselben Herberge zu suchen. Auf verschiedene Meilen hatte ich keinen Menschen erblickt, bei dem ich mich hätte nach den Eigenthümern erkundigen können; ich überlegte daher für mich, welches von den Häusern ich wählen sollte, als gerade ein alter lebhafter Neger auf einem kleinen Pferde, hinter mir in vollem Galoppe daher sprengte und mich einholte. Ich erkundigte mich bei ihm nach allem, was ich zu wissen verlangte, worauf er denn seine ganze Beredsamkeit aufbot, mich zu überzeugen, daß ich in jedem dieser Häuser sehr willkommen sein würde; zugleich versicherte er mir, ich würde es nirgends besser finden, als in dem Hause seines Herrn, wohin er mich führen wolle. Da ich schon vorher gehöret hatte, daß, nach der Landessitte, ein Reisender ohne Umstände in dem Hause irgend eines Privatmannes abtreten könne, wenn kein Gasthof in der Nähe sei, so nahm ich den Rath des Negers an, und ritt mit ihm hin zum Hause seines Herrn, dem ich meine Lage schilderte, und mir zugleich die Erlaubniß von ihm erbat, mein Pferd für die Nacht in seinen Stall bringen zu dürfen. Aber die Aufnah-

me, welche ich hier empfing, war so sehr von der verschieden, welche ich erwartet hatte, daß ich mich glücklich fühlte, als der Herr mir anzeigte, ich würde 2 Meilen weiter eine gute Taverne treffen. Ich entschuldigte mich wegen der Freiheit, die ich mir genommen hatte und machte mich auf den Weg. Es zeigte sich bald, daß die Taverne nicht 2 Meilen von diesem Hause, sondern dreimahl weiter und eine erbärmliche Hütte war; indeß zog ich dem Hause eines Mannes, der so wenig von Gastfreiheit wußte, jedes, noch so schlechte Obdach, bei weitem vor.

Den Tag darauf kam ich zu Stratford an, wo einer meiner Bekannten wohnte, der mich, als er zu Philadelphia war, aufgefordert hatte, auf meiner Reise in Virginien, einige Tage bei ihm zuzubringen. Gestern speiseten hier einige Herren aus der Nachbarschaft, ich erzählte ihnen, wie es mir bei meiner Ankunft in Virginien gegangen sei, worüber sie in Erstaunen geriethen, und mir versicherten, es sei in diesem Theile von Virginien unerhört, daß man einen Reisenden, der einmahl in dem Hause eines Privatmannes abgetreten sei, nach einer Taverne gehen ließe, sollte sie auch dicht daneben sein. Jeder war begierig, den Nahmen des freundschaftlichen Mannes zu erfahren; ich nannte ihn, worauf sich die Virginier zufrieden gaben, denn er war — ein Schottländer, der wahrscheinlich erst vor kurzer Zeit irgend eine Stadt verlassen, und sich an dem Orte, wo ich ihn fand, niedergelassen hatte. — Die Be-

wohner der untern Gegenden von Virginien sind, wegen der Gastfreundschaft und Höflichkeit, mit welcher sie Fremde bei sich aufnehmen, allgemein bekannt. Ueber die Berge hinaus findet man, in Ansehung der Sitten, eine große Verschiedenheit.

Eilfter Brief.

Nördliche Gegend Virginiens. — Engländer, die ersten, welche sich hier niederließen. — Die von ihnen erbaueten Häuser sind noch jezt vorhanden. — Ungleichheit der bürgerlichen Lage der Einwohner. — Arbeiten der Neger auf den Landgütern. — Zustand der Sklaven. — Aussaugung des Bodens durch den Tabacksbau. — Verfahren bei dem Anbaue und der Bearbeitung des Tabacks. — Häuser in Virginien. — Niedrige Volksklassen in Virginien — Ihr ungesundes Ansehen.

Theurer Freund

Stratford im April.

Der Theil von Virginien, welcher zwischen den Flüssen Patowmack und Rappahannoc liegt, wird the northern neck genannt, und ist dadurch merkwürdig, daß er der Geburtsort der berühmtesten Männer war, die sich im Amerikanischen Kriege durch ihre Talente

auszeichneten, und unter denen der General Washington den ersten Platz behauptet. Hier war es, wo sich eine Menge ausgewanderter Engländer, als Virginien noch eine junge Kolonie war, niederließen. Mehrere der Häuser, welche sie ganz nach alt-englischer Art aufgebauet haben, sind noch jezt, vorzüglich in den Kantons Richmont und Westmoreland, zu treffen. Einige derselben sind, wie die zu Maryland, gänzlich in Verfall gerathen; andere sind von den jetzigen Eigenthümern, die, in Ansehung ihrer Lebensart, den Englischen Landgutsbesitzern nahe kommen, sehr gut in Bau und Besserung erhalten worden.

Es herrscht hier und in den untern Gegenden von Virginien, eine Ungleichheit unter den Bewohnern, die man in ganz Amerika nirgends findet, als nur in den großen Städten. Statt daß die Ländereien gleichmäßig vertheilt sein sollten, haben einige einzelne Personen ungeheuer große Besitzungen, die sehr viel eintragen; indeß die mehrsten Andern ziemlich dürftig leben müssen. Da die mehrsten der Männer, welche ansehnliche Güter besitzen, eine sehr gute und klassische Erziehung genossen haben, so wird hierdurch der Unterschied um so viel auffallender. Ich traf Mehrere in dieser Gegend, welche sich auf Schulen und Universitäten Englands gebildet hatten, wohin überhaupt, vor dem unglücklichen Kriege, die mehrsten Väter ihre Söhne zu schicken pflegten. Auch jezt ist die Liebe der Väter für das Land, wo ihre Vorfahren gebohren wurden, noch nicht erloschen, wes-

halb noch immer einige derselben ihre Söhne dahin gehen lassen.

Ehemals war die Ungleichheit unter den Bewohnern der nördlichen Gegenden Virginiens noch weit größer, als sie jezt ist; sie wird mit jedem Jahre unmerklicher, da viele der großen Besitzungen von den Eigenthümern, die sich nach gesundern Gegenden des Landes begeben haben, verlassen, und nachher vereinzelt worden sind. Auch tragen die jetzigen Gesetze Virginiens einen großen Theil dazu bei, denn sie erlauben nicht mehr, daß nur der eine Sohn die Güter des Vaters allein bekommt; alle vorhandenen Brüder gehen jezt zu gleichen Theilen.

Die vornehmern Pflanzer in Virginien haben fast alles, was sie brauchen, auf ihren Gütern. Unter ihren Sklaven befinden sich Schneider, Schuhmacher, Zimmerleute, Schmiede, Drechsler, Wagner, Weber, Gerber u. s. w. Ich habe Muster von groben wollenen Tüchern, von vortrefflicher Beschaffenheit, so wie auch allerlei baumwollene Waaren, gute Nankins u. s. w. gesehen, die im Lande selbst, von Sklaven verfertigt waren. Die Baumwolle *) gedeihet hier vorzüglich gut; zwar erfrieren die Pflanzen oft im Win-

*) Cotton: ist unbestimmt, denn es giebt zweierlei Gattungen von Baumwollenpflanzen: Bombax und Gossypium, und von diesen wieder mehrere Arten, als: Bomb. pentandr. Bomb. heptaphyllum, Gossyp. hirsut. und andere. In Amerika werden mehrere Arten der Baumwolle verarbeitet. d. Ueb.

ter, indeß ist schon die Erndte des ersten Jahres, in welchem sie ausgesäet sind, einträglich genug. Die Baumwolle, woraus der Nankin gemacht wird, ist eine eigene Art, die von Natur eine gelbliche Farbe hat.

Die größeren Güter stehen unter der Aufsicht von Verwaltern, welche den Eigenthümern die Mühe ersparen, sich selbst um die Geschäfte zu bekümmern. Alle Arbeiten werden von Sklaven verrichtet, deren Anzahl, in diesem Theile des Landes, doppelt so groß ist, als die der weißen Menschen. Auf den großen Plantagen sorgt man gewöhnlich sehr gut für die Sklaven, und gehet menschenfreundlich mit ihnen um. In einer Zeit von 3 Monaten, die ich in Virginien verlebte, bin ich nur zwei bis drei Mahl Zeuge einer üblen Behandlung einzelner Sklaven gewesen. Ihre Wohnungen, welche quarters genannt werden, sind gewöhnlich 200 bis 300 Schritte vom Hause entlegen, wodurch das Gut eines Virginischen Pflanzers das Ansehen eines Dorfes gewinnet. Ist das Gut so groß, daß es in mehrere Meiereien eingetheilt werden muß, so befinden sich bei den Häusern der Verwalter, die darüber gesetzt sind, besondere Quarters. Gewöhnlich haben die Sklaven neben ihren Hütten kleine Gärten und Höfe für Federvieh, welche sie als ihr Eigenthum betrachten können. Es bleibt ihnen, zur Besorgung ihrer eigenen Geschäfte, Zeit genug übrig, daher findet man auch gewöhnlich ihre Gärten reich an Gemüsearten, und ihre Höfe für das Federvieh sehr gut besetzt. Außer der übrigen Nahrung, die sie sich selbst

besorgen, bekommen sie noch eine reichliche Menge gesalzenes Schweinfleisch und Mais. Viele ihrer kleinen Hütten sind mit allerlei, zur Bequemlichkeit dienenden, Geräthschaften versehen; und sie selbst gehen, im Allgemeinen, sehr wohl gekleidet. Man sieht hieraus, daß ihre Lage nicht so elend ist, als sich Mancher einbildet. Sie müssen gewisse Stunden des Tages arbeiten; dafür bekommen sie Kleider, Unterhalt, bequeme Wohnung und sind aller Sorge für ihre Kinder überhoben. Mag indeß dem Sklaven seine Lage so erträglich gemacht werden, als es nur immer möglich ist, so kann er doch bei dem Bewußtsein, einem seiner Nebenmenschen, der nach seiner Laune mit ihm verfährt, als Eigenthum anzugehören, und bei der Vergleichung seines Zustandes mit dem der Uebrigen, die er das Glück der Freiheit ohne Unterlaß preisen hört, sich sicher nicht so glücklich fühlen, als sein freier Mitbruder. Es ist einerlei, unter welcher Gestalt uns die Sklaverei erscheint; der gefühlvolle Mensch wird ihr jedesmahl, wie sie sich ihm auch zeigen mag, eine Thräne des Mitleidens weinen, und es bejammern, daß es noch Menschen giebt, die, in der besseren Lage, worin sie leben, die Empfindungen ihrer Nebengeschöpfe für Nichts achten können.

Die Zahl der Sklaven nimmt so sehr überhand, daß man kaum ein Landgut finden kann, welches nicht damit überhäuft wäre. Die Pflanzer führen bittere Klagen hierüber, denn die Unterhaltung derer, die überflüssig sind, verursacht ihnen außerordentlich

große Kosten. Sie besitzen zu viel Menschlichkeit, als daß sie diese Unglücklichen verkaufen, oder von dem Orte, wo sie gebohren und gezogen sind, und wo sich ihre Freunde und Verwandte befinden, fortjagen sollten.

Was ich hier von der Lage und Behandlung der Sklaven gesagt habe, gilt einzig und allein von denen, welche sich in den großen Plantagen von Virginien befinden; das Loos der Uebrigen, die unglücklich genug sind, in die Hände der niedrigern Klassen weisser Menschen zu gerathen, oder in den Städten zu schweren Arbeiten gebraucht zu werden, ist sehr beklagenswerth. In den Karolinas und in Georgien zeigt sich die Sklaverei in einer abscheulichen Gestalt, daß selbst die schlimmste Behandlung der Sklaven in Virginien, mit der in jenen Ländern verglichen, Gelindigkeit zu nennen ist. Man hat mir erzählt, es sei nichts Ungewöhnliches daselbst, daß ganze Haufen Neger bei Pferderennen aufs Spiel gesetzt, und Tage lang, von einer Rotte betrunkener Spieler zur andern, hin = und hergetrieben würden. Wie sind die Gesetze zu verwünschen, welche solche Mißbräuche dulden können! Und doch sind diese Gesetze von einem Volke gemacht worden, das stolz auf seine Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit ist, das sich zu sagen erkühnt: nur in dem Busen eines Amerikaners schlage ein Herz für Freiheit, nur er wisse das Glück derselben gehörig zu schätzen.

Der nördliche Landstrich Virginiens ist, einige wenige Stellen ausgenommen, platt und sandig, und

hat Ueberfluß an Fichten und Cedern. Einige Gegenden sind gut bebauet, und geben einen ansehnlichen Ertrag; aber diese fallen, unter den großen wüstliegenden Landstrecken, die vom Tabacksbaue gänzlich ausgemärgelt und beinahe eines jeden Grüns beraubt sind, so wenig in die Augen, daß das Ganze ein sehr ödes, unfruchtbares Ansehen hat.

Dies ist allenthalben der Fall, wo man den Tabacksbau zum Hauptgegenstande gemacht hat. Nicht sowohl deswegen ist das Land in einen so ärmlichen Zustand versetzt worden, weil die Tabackspflanze eine große Menge Nahrungssaft erfordert; der Grund liegt in der Art und Weise, wie man den Anbau betreibt. Diese erfordert nähmlich, daß Leute zwischen den Pflanzen, von dem Augenblicke an, da sie gesetzt sind, hin = und hergehen müssen, wodurch der Boden um jede Pflanze den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, und am Ende des Sommers zu einem hart getretenen Fußwege geworden ist. Auch war es eine verderbliche Methode, daß man ein und dasselbe Stück Landes mehrere Jahre hinter einander bepflanzte, bis es erschöpft war. Man ließ es alsdann liegen, und suchte sich ein anderes Stück aus, welches für die ersten Jahre eine gute Erndte gab, und nachher wieder, wie das vorige, wüst liegen blieb. Viele der Pflanzer fangen doch endlich an, die Thorheit, die man bis jezt begangen hat, einzusehen, und pflanzen zuerst Taback, alsdann säen sie Weitzen und nachher Klee. Das erste Mahl bringen sie von 1200 zu 1500

Büschel Dünger auf den Morgen (acre), welches sowohl für den Taback, als für den Weizen hinlänglich ist. Der Ertrag des letztern ist etwa 20 Scheffel vom Acker.

In einigen Gegenden von Virginien sprossen aus den wüstliegenden Ländereien in kurzer Zeit junge Fichten und Zedern hervor, und in diesem Falle pflegt der Boden, da er nun vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt wird, nach 15 bis 20 Jahren seine vorige Fruchtbarkeit wieder zu erlangen. In anderen Gegenden gehen sehr viele Jahre hin, ehe sich wieder etwas Grünes auf solchen Ländereien blicken läßt. Die Bäume, welche so von selbst hervorwachsen, stehen gewöhnlich sehr dicht neben einander, und werden, in dem angeführten Zeitraume, 15 bis 20 Fuß hoch, haben aber nur wenig Saft.

Der Taback wird auf folgende Art gebauet und verarbeitet: Wenn der Frühling so weit vorgerückt ist, daß man keine wiederkehrende Fröste mehr zu befürchten hat, wählt man einen bequemen Platz, von 20 bis 100 Fuß ins Gevierte, auf dem man ungeheure Holzstöße verbrennt, um das Unkraut und die Insekten des Bodens zu zerstöhren. Die warme Asche wird alsdann untergegraben, und der Saame, welcher schwarz und von besonders kleiner Art ist, ausgesäet. Ist dies geschehen, so wird das Ganze mit Büschen bedeckt, um so viel als möglich, die Vögel und Fliegen abzuhalten. Dieses hilft aber nicht viel; denn kaum keimt das Pflänzchen hervor, so wird es

auch schon von einer großen, käferartigen Fliege angegriffen, welche die jungen Blätter zerstöhrt. Man hält Leute, die diese Thiere öfters ablesen müssen; aber aller Sorgfalt ungeachtet, richten sie zuweilen eine solche Verwüstung an, daß fast alle Pflanzen absterben. Als ich durch Virginien kam, hörte ich allgemein hierüber klagen, denn fast alle Tabacksbeete hatten wesentlichen Schaden gelitten.

Sobald die jungen Pflanzen groß genug sind, welches gewöhnlich zu Anfange des Maies der Fall zu sein pflegt, werden sie, 3 bis 4 Fuß anseinander, in die Felder verpflanzt, und mit Erdhaufen umgeben. Jezt haben sie wieder mit andern Feinden zu kämpfen; die Wurzeln werden von Würmern angefressen, und zwischen die Blätter und Aeste legen verschiedene Fliegen ihre Eier, welche, wenn sie nicht gleich fortgeschafft werden, der Pflanze den unvermeidlichen Tod bereiten. Dies ist die Ursache, warum beständig Leute zwischen den Pflanzen herumgehen, die sie von Zeit zu Zeit reinigen müssen. — Sind sie zu einer gewissen Höhe gediehen, so werden die obern Blätter abgebrochen, so wie auch Nebenschosser, sobald sich solche sehen lassen, fortgeschafft werden. Je nachdem der Pflanzer eine gewisse Tabacksart zu haben wünscht, läßt er die untern, die mittlern oder die obern Blätter stehen. Die untern werden am größten, auch sind sie milder und mehr zum Gelbwerden geneigt, als die, welche am obern Theile der Pflanze stehen.

Sind die Pflanzen zur gehörigen Reife gekommen, welches gewöhnlich im August der Fall ist, so schneidet man sie ab, schlägt kleine Pflöcke in die Stämme, und hängt sie in großen, besonders dazu gebaueten Häusern, zum Trocknen auf. Ist das Wetter hierzu nicht günstig, so zündet man mehrere Feuer an, deren Rauch die Pflanzen durchzieht; welches man auch zuweilen thut, um den Blättern eine braunere Farbe zu geben, als sie von Natur haben. Ist dieses geschehen, so bindet man immer 6 bis 7 Blätter in Bündel, wirft diese auf einen Haufen, läßt sie schwitzen, und trocknet sie alsdann aufs neue. Ist dieses hinlänglich geschehen, so werden die Bündel, vermittelst Pressen, in Fässer gepackt, die etwa 800 bis 1200 Pfund aufnehmen können, und alsdann nach der nächsten Schiffsstadt geschickt, wo der Taback, ehe man ihn exportirt, von einem dazu angesetzten Aufseher, untersucht wird *). Findet er ihn von der gehörigen Güte, so stellt er einen Schein darüber aus, und er darf eingeschifft werden; im entgegengesetzten Falle wird er dem Eigenthümer wieder zugeschickt. Einige der Magazine, wohin der Taback zur

*) Nach den Amerikanischen Gesetzen darf kein Produkt, welches eine Art Zubereitung durch Menschenhände erhalten hat, als Mehl, Pottasche u. s. w. exportirt, oder auch nur in ein Boot gebracht und einen Fluß hinab, zu einem Seehafen gefahren werden, ohne vorher untersucht zu sein. — Die Visitatoren sind alle beeidigt,

zur Beschauung gesendet wird, sind von großem Umfange. Geschickte Kaufleute können genau die Güte des Tabacks bestimmen, wenn sie wissen, in welchem Magazine er untersucht worden ist. Wo die Wege gut und trocken sind, wird der Taback auf eine sonderbare Art nach den Magazinen gebracht. Es werden nähmlich in beide Böden des Fasses 2 große hölzerne Pflöcke geschlagen, welche die Stelle der Axen vertreten, und woran 2 dazu eingerichtete Stäbe befestiget werden, so daß ein solches Faß von Pferden fortgezogen werden kann. Bedient man sich dieser Methode, so wird dafür gesorget, daß es den Reifen des Fasses nicht an der gehörigen Stärke fehle.

Jezt wird bei weitem nicht mehr so viel Taback gebauet, als es ehedem der Fall war; das häufige Nachfragen nach Weizen hat die mehrsten Pächter bewogen, sich mehr mit dem Getreide = als Tabacksbau abzugeben. Diejenigen, welche Taback und Türkischen Weizen bauen, werden planters genannt; die Andern, welche sich besonders mit dem Baue des übrigen Getreides abgeben, heißen farmers.

Obgleich viele Häuser im northern Neck, wie ich

werden vom Staate besoldet, und dürfen von Niemanden Geschenke annehmen. — Dieses Verfahren ist auf Vortheil berechnet; denn da auf diese Weise keine, als nur die besten, Artikel außer Landes geschickt werden können, so wird dadurch der Preis der Amerikanischen Produkte auf fremden Märkten erhöhet, und die Nachfrage vermehrt.

bereits erwähnt habe, im Styl der alten Englischen Landhäuser, aus Ziegeln und Bruchsteinen gebauet sind, so ist doch die größere Anzahl derselben, sowohl hier als auch durch ganz Virginien, von Holz. Man glaubt allgemein, hölzerne Häuser seien der Gesundheit zuträglicher, weil die innern Wände bei nassem Wetter nie feucht sind, wie dies wohl bei steinernen Gebäuden der Fall ist. Vor jedem Hause befindet sich ein Vordach, welches gewöhnlich von der Länge des ganzen Gebäudes ist; oft ist es an der hintern Seite des Hauses, und zuweilen läuft es rund herum. Solche Dächer gewähren im Sommer einen sehr angenehmen Schatten. — Die Flur, oder wie man sie hier nennt, der Salon, ist während des heißen Wetters der Lieblingsaufenthalt in einem Virginischen Wohnhause. Man hat auf einer solchen Hausflur beständig einen Luftzug, und gewöhnlich findet man auf derselben Möbeln, als Sopha's u. s. w. wie in einem Wohnzimmer.

Die gemeinern Volksklassen in Virginien haben ein bleiches Ansehen, welches der großen Sonnenhitze im Sommer, so wie auch den verschiedenen Fehlern der Galle, denen sie im Herbst ausgesetzt sind, zuzuschreiben ist. Die Weiber sind nichts weniger als schön; die natürliche Häßlichkeit derselben wird aber noch um vieles, durch ihre Kleidung außer dem Hause vermehrt, die allein darauf berechnet ist, sie vor den Sonnenstrahlen zu beschützen. Sie tragen gewöhnlich einen Kopfputz, der sie über alle Begriffe

entstellt. Er besteht aus einer Mütze, die genau an den Hinterkopf anschließt, und aus einem Vordertheile, das vermittelst kleiner Rohrstäbchen ausgespannt ist, und in horizontaler Richtung etwa 2 Fuß vom Kopfe hervorragt. Will eine Frau, die eine solche Haube trägt, jemanden, der ihr zur Seite ist, betrachten, so ist sie genöthiget, den ganzen Körper umzudrehen.

In den oberen Gegenden des Landes, weiter nach den Gebirgen hin, sieht das Frauenzimmer gesunder und zierlicher aus.

Zwölfter Brief.

Stadt Tappahannock. — Fluß Rappahannock. — Haien in demselben. — Gegend zwischen Urbanna und Glocester. — Feuersbrünste in den Holzungen. — Art, denselben Einhalt zu thun. — Gewinnung des Terpentins — Glocester. — York. — Ueberbleibsel einer Verschanzung aus dem Amerikanischen Kriege. — Häuser von Kanonenkugeln zerschmettert. — Höhlung am Ufer des Flusses. — Williamsburgh. — Ueberreste des Staatenhauses — Standbild des Lord Bottetourt. — Das Wilhelm- und Marienkollegium. — Studenten.

Theurer Freund

Williamsburgh im April.

Seit meinem lezten Briefe habe ich den größern Theil der Zeit bei verschiedenen Herren auf der nörd-

lichen Landzunge zugebracht. Vor 4 Tagen fuhr ich über den Fluß Rappahannock, der diesen Theil des Landes von der einen Seite begränzt, nach einer kleinen Stadt, die Tappahannock oder Hobb's-Hole heißt, und etwa 100 Häuser hat. Vor dem Kriege befand sich dieses Städtchen in einem blühendern Zustande, als jezt; der Unglückbringende Krieg hat den Handel dieses kleinen Ortes, so wie die mehrsten Seehafenstädte in Virginien, durchaus zerstört. — Der Rappahannock ist, der Stadt gegenüber, 70 Meilen über seiner Mündung, etwa drei Viertel einer Meile breit. Jonas-Haien *) sieht man in diesem Flusse sehr oft. Es ist merkwürdig, daß die Fische alle an der Seite des Flusses gefunden werden, die der Stadt am nächsten ist.

Von Tappahannock bis Urbanna, einer andern kleinen Stadt, die am Rappahannock-Flusse, etwa 25 Meilen weiter abwärts liegt, hat das Land ein äusserst ärmliches Ansehen.

Die Straße, welche eben und sehr sandig ist, läuft, mehrere Meilen weit, durch Holzungen; man kann von derselben nur wenige Häuser sehen, und diese wenigen sind von der schlechtesten Art. Die Holzungen bestehen größtentheils aus schwarzen Eichen (quercus nigra), Fichten und Zedern, die nur auf dem schlechtesten Boden wachsen.

Auf dieser Heerstraße muß man viele Waldströme passiren, die sich in den Rappahannock ergießen;

*) Squalus carcharias.

auch sind hier umher viele Sümpfe, die diese Gegend, ohne Zweifel, zu einem ungesunden Wohnorte machen. Man erblickt bei diesen Sümpfen so viele Schnepfen, daß es kaum möglich ist, eine Flinte in wagerechter Richtung abzuschießen, ohne mehrere derselben auf Einmahl zu tödten.

Als ich durch diesen Theil des Landes kam, bemerkte ich in den Holzungen mehrere Spuren von Feuersbrünsten, die, wie es scheint, im Frühjahre sehr häufig sind. Gewöhnlich bricht das Feuer durch die Unvorsichtigkeit derer aus, welche, zur Reinigung der Ländereien, Reißholz verbrennen. Bedenkt man, wie oft auf diese Art Feuer auskommt, so muß man sich wundern, daß nicht sehr oft schlimmere Folgen daraus entstehen, als es wirklich der Fall ist. Ich selbst war Zeuge eines solchen Brandes auf dem nördlichen Landstriche (Neck). Der Tag war besonders heiter gewesen, man hatte daher, an verschiedenen Orten, eine große Menge Reißholz verbrannt. Nachmittags wurde das Wetter schwül, und man bemerkte heiße Luftzüge: die gewöhnlichen Zeichen eines herannahenden heftigen Windes. Um 5 Uhr wurde auch wirklich der nördliche Horizont dunkel, und es erhob sich ein fürchterlicher Wirbelwind. Da ich mich um diese Zeit, mit einem Freunde, auf einer Erhöhung befand, so konnte ich sehen, wie dieser Wind langsam herbeizog. Er führte eine Staubwolke, trockne Blätter und faules Holz mit sich, warf an vielen Stellen Zäune um, und riß die Dächer der Vieh-

schoppen herunter. Vergebens bemühten wir uns, ein Obdach zu erreichen; in 2 Minuten waren wir vom Wirbelwinde eingeholt; wir wurden erschüttert, konnten uns kaum auf den Füßen halten, und das Athmen wurde uns äußerst schwer. Etwa nach Verlauf von 3 Minuten verschwand der Wirbelwind; dafür erhob sich ein Sturm mit Donner und Blitz, der länger als eine halbe Stunde dauerte. Als der Wind ausgetobt hatte, sahen wir um uns, und erblickten eine ungeheure Feuersäule, die aus einem Theile des Waldes, wo man Reißholz gebrannt hatte, empor stieg. An vielen Stellen erhob sich die Flamme weit über die Gipfel der Bäume, die doch sehr hoch waren. Der Anblick war fürchterlich schön! — Die Neger der angränzenden Plantagen waren alle, mit ihren Hacken, versammelt, und an jeder Ecke waren Wachen ausgestellt, die Lärm machen sollten, im Fall das Feuer etwa an einer andern Stelle ausbrechen oder allgemein um sich greifen würde. Einige Funken wurden wirklich von dem Winde, über eine halbe Meile weit, zu einer Plantage geführt. Glücklicher Weise kam bald ein Regenguß, der, mit Hülfe der Menschen, das Feuer allenthalben auslöschte.

Thut man diesen Feuersbrünsten nicht frühzeitig genug Einhalt, so greifen sie oft auf eine fürchterliche Art um sich. Wenn das Gras und die abgefallenen Blätter sehr trocken sind, und der Wind stark ist, so pflanzt sich die Flamme mit solcher Schnelligkeit fort, daß oft die schnellsten Läufer von ihr eingeholt wer-

den; ja ich habe von Leuten, auf deren Wahrheitsliebe ich sicher bauen kann, für gewiß gehört, daß es ihnen zuweilen schwer geworden sei, dem laufenden Feuer selbst zu Pferde zu entkommen.

Man hat nur Ein Mittel, solchen Feuern, die so schnell auf den Boden hinlaufen, Einhalt zu thun. Eine Anzahl anderer Feuer werden, in einiger Entfernung, dem, welches man zu löschen wünscht, gegenüber angezündet. Diese bilden nun eine Linie, welche die Route abschneidet, die das Feuer, nach der Richtung des Windes zu schließen, nach aller Wahrscheinlichkeit nehmen muß. Eine hinlängliche Anzahl Menschen, die mit Hacken und Rechen versehen sind, sorgen dafür, daß sich die Feuersbrunst nach keiner Seite, als nach der ausbreite, die zum neu angezündeten Feuer führt, welches ihnen nicht schwer wird. Nach einigen Minuten kommen beide Feuer zusammen, und verlöschen alsdann aus Mangel an Nahrung, denn Gras und Blätter sind an allen Seiten aufgebrannt *). Im Ganzen giebt es nur wenig Reißholz in den Holzungen von Amerika, deswegen läuft die Flamme ge-

*) Das ganze Verfahren erfordert viele Menschen, große Entschlossenheit und Geschicklichkeit, und gelingt dennoch nicht immer. Man hat Beispiele, daß ein solches Feuer, einige Fuß unter der Erde, die Wurzeln der Bäume weggebrannt hat. Ist es zu einem so hohen Grade gekommen, so kann nichts, als ein starker Regen, die Gluth löschen. S. Timäus Nord. Am. Staatskal.

d. Ueb.

wöhnlich auf dem Boden fort; die Bäume werden zwar oft von ihr versengt, aber selten gänzlich zerstört.

Das Land zwischen Urbanna und Glouceſter, einer Stadt am York-Fluſſe, ist weder so sandig, noch so platt, als das, welches an den Rappahannock gränzt. Die Bäume sind sehr hoch, besonders die Fichten, welche viel Terpentin geben, den die Einwohner, vorzüglich zu ihrem eigenen häuslichen Gebrauche, in Menge zu gewinnen verstehen. Sie schneiden eine groſse Oefnung in den Baum, und setzen einen Trog unter, der die harzige Materie auffängt. — In dieser Gegend befinden sich auch sehr viele Fischweiher oder kleine Seen, die mit Holzungen umgeben sind, und an einigen Stellen eine angenehme Aussicht gewähren. Aus den mehrsten fällt das Wasser in Waldströme oder Flüsse, wo alsdann sehr gut Mühlen angelegt werden können.

Glouceſter hat nur 10 bis 12 Häuser. Es liegt auf einer Erdzunge, beinahe der Stadt York gegenüber, die sich an der andern Seite des Flusses befindet. Hier sind noch die Ueberbleibsel von Verschanzungen zu sehen, die im vorigen Kriege aufgeworfen wurden. — Der Fluß ist zwischen den beiden Oertern etwa $1\frac{1}{2}$ Meile breit; die Tiefe des Wassers ist $4\frac{1}{2}$ Klafter.

Die Stadt York hat etwa 70 Häuser, 1 Bischöfliche Kirche und 1. Gefängniß. Sie hat durch den Krieg sehr gelitten, und es wird lange dauern,

ehe sie wieder in Flor kommt. — Vormahls wurde hier eine ansehnliche Menge Taback untersucht; jezt aber nicht mehr, da nur noch sehr wenig Taback, aber desto mehr Weizen gebauet wird. Die Quantität, welche noch zur Untersuchung hierher geschickt wird, soll von der ersten Güte sein, und wird nach London abgesetzt.

York ist der Ort, wo sich Lord Cornwallis, mit seiner Armee, den vereinigten Amerikanern und Franzosen ergeben mußte. Man sieht hier noch einige Verschanzungen; die vornehmsten sind indeß verschwunden. Ueber einige ist der Pflug gegangen, andere sind mit Fichten überwachsen, obgleich bei der Belagerung fast alle Bäume vor der Stadt umgehauen wurden.

In der Stadt tragen die Häuser noch augenscheinlich die Zeichen einer Belagerung; die Bewohner wollen nicht zugeben, daß die Löcher, welche von den Kanonenkugeln gemacht sind, von außen zugemauert werden. Ein Haus in der Vorstadt hat ganz besonders gelitten. Es war die Wohnung eines Königlichen Regierungs-Sekretärs, Herrn Neilson's, und wurde das Hauptquartier des Lord Cornwallis, als dieser zum ersten Mahle hierher kam; indeß stand es zu frei, und diente dem Feinde zu sehr zu einem Ziele, als daß der Lord hätte lange darin wohnen bleiben können. Neilson konnte sich nicht entschließen auszuwandern, bis endlich eine Kanonenkugel seinem treuen Neger, der neben ihm stand, den

Kopf wegnahm. Jezt hielt er es rathsam, das Haus zu verlassen; indeß beschoß man es noch immer, wie vorher. Die Mauern und das Dach des Hauses sind an unzähligen Stellen durchlöchert, und von der einen Ecke ist ein großes Stück der Mauer losgerissen worden. Demungeachtet wird eins der Zimmer von Jemanden, der nicht weniger seine Launen zu haben scheint als der alte Sekretair, noch immer bewohnt. Um das Haus her befinden sich aufgeworfene Schanzen, so wie auch tiefe Gruben, die von den niederfallenden Bomben gewühlt worden sind.

Die Ufer des Flusses sind, da wo sich die Stadt befindet, hoch und unzugänglich, ausgenommen an einigen Stellen. Der größte Theil der Häuser steht auf der Anhöhe; unten sieht man nur einige Fischerhütten und Waarenhäuser. Man zeigt hier eine Höhle in dem hohen Ufer, die, wie man gewöhnlich angiebt, während der Belagerung, als die Kanonade des Feindes lebhaft wurde, zum Hauptquartier gedient haben soll; doch ist dies falsch. Sie wurde für die Gemahlin oder Freundin eines Officiers, die von der Furcht aus der Stadt hierher getrieben wurde, aber bald nach ihrer Ankunft starb, eingerichtet, und mit grünem Fries ausgeschlagen.

Zwölf Meilen von York, westwärts, liegt die Stadt Williamsburgh, die vormahls der Sitz des Gouvernements von Virginien war. Während des Krieges erwählte man Richmond dazu, das, wegen seiner weitern Entfernung von der Seeküste, für weit

sicherer gehalten wurde. Auch hat Richmond den Vortheil, daß es an einem schiffbaren Flusse liegt, und daher immer mehr und mehr in Flor kommen kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie man darauf verfallen konnte, an der Stelle, wo Williamsburgh steht, mitten in einer Ebene und anderthalb Meilen von einem schiffbaren Strome, eine Stadt anzulegen, da man doch so vortreffliche Flüsse in der Nachbarschaft hatte.

Die Stadt hat Eine Hauptstraße, und zwei andere, die mit dieser parallel laufen. An einem Ende der Hauptstraße befindet sich das Universitätsgebäude, an dem andern das alte Kapitol oder Staatshaus, welches ein geräumiges, aus Ziegelsteinen aufgeführtes, Gebäude ist, jezt aber, weil man sich nicht darum bekümmert, in Verfall geräth. Die Häuser um dieses Gebäude her sind größtentheils unbewohnt, und stellen ein höchst trauriges Gemählde dar. — Im Saale des Kapitols steht ein verstümmeltes Standbild des Lords Botetourt, eines der Königlichen Gouverneurs von Virginien, welches diesem Gerechtigkeit liebenden, menschenfreundlichen Manne auf öffentliche Kosten gesetzt worden ist. Während des Krieges, als die Partheiwuth den höchsten Gipfel erstiegen hatte, und alles, was Königlich hieß, ein Gräuel war, hieb man dem Standbilde den Kopf und einen Arm ab. Es steht frei da und wird mit jedem Tage entstellter. Ob das Motto: „Relurgo rege favente,“ welches unter dem Wappen angebracht ist, dazu beitrug, ihm

sein jetziges Schicksal zu verschaffen, oder nicht, kann ich nicht entscheiden; auf jede Weise wird es in dem Zustande, worin es sich jezt befindet, ein Denkmal der Zerstörung der monarchischen Gewalt in Amerika bleiben.

Das Gebäude für das William- und Marien-Kollegium (wie es noch immer genannt wird), ist eine ungeschickte Steinmasse, die, wie sich Herr Jefferson, wenn ich nicht irre, darüber ausdrückt, einem großen Ziegelofen ähnlich sieht, mit dem Unterschiede, daß es mit einem Dache versehen ist. Der Studenten waren bei meiner Anwesenheit etwa 30 an der Zahl, die aber mehr Schulknaben als Studenten ähnlich sahen. Ich höre, daß die Vorsteher der Akademie, (weil sie Knaben vorfanden, welche die Anfangsgründe der Lateinischen und Griechischen Sprache lernten, wodurch die weiter vorgerückten vom Besuchen des Instituts abgehalten wurden) seit der jetzigen Revolution die Lehrstellen für die alten Sprachen eingehen lassen, und andere an ihre Stelle gesetzt haben. Jezt sind hier Professoren der Rechtsgelehrsamkeit, der Arzneiwissenschaft, der Physik, der Moral-Philosophie und neuerer Sprachen. Der Bischof von Virginien, der Präsident dieses Kollegiums ist, hat seine Wohnung in dem Gebäude selbst. Etwa sechs Studenten, von denen der älteste zwölf Jahre alt sein mochte, speiseten an seinem Tische, als ich bei ihm war; einige von ihnen waren barfuß, andere hatten keine Röcke an. Während des Mittagsessens standen

sie einer nach dem andern auf, und holten sich ihr Essen vom Nebentische. Das ganze Mittagsessen bestand aus einigen Schüsseln Pöckelfleisch und einer Austernsuppe. — Ich erwähne dies bloß, um ihnen einen Begriff von Amerikanischen Kollegien, und vornehmen Geistlichen beizubringen.

Die Bischöfliche Kirche — die einzige im Orte — steht mitten in der Hauptstraße und ist sehr baufällig. An beiden Seiten derselben befindet sich ein großer grüner Platz mit artigen Häusern, die mich lebhaft an ein Englisches Dorf erinnerten.

Einwohner hat diese Stadt etwa 1200. Der Ton, der hier herrscht, ist geselliger und feiner, als ich ihn in irgend einer andern Amerikanischen Stadt von dieser Größe gefunden habe. — Manufakturen findet man hier nicht, und auch um den Handel bekümmert man sich wenig oder gar nicht. — Williamsburgh hat ein Hospital für Wahnsinnige; die Einrichtung desselben scheint aber nicht die beste zu sein.

Dreizehnter Brief.

Hampton. — Fähre nach Norfolk. — Gefahr beim Passiren der vielen Fähren in Virginien. — Norfolk. — Gesetze, die dem Handel nachtheilig sind. — Enge, schmutzige Straßen zu Norfolk. — Gelbes Fieber daselbst. — Bemerkungen darüber. — Vartheigeist der Einwohner. — Wenige Kirchen in Virginien. — Verschiedene sind in Verfall gerathen. — Privat Begräbniß-Plätze. —

Theurer Freund

Norfolk im April.

Von Williamsburgh nach Hampton ist das Land platt und nichts weniger als reizend. — Hampton ist eine kleine Stadt, liegt an einer Bai, nahe an der Mündung des James-Flusses, und hat etwa 30 Häuser und eine Bischöfliche Kirche. Einige wenige Seeboote werden hier jährlich gebauet; auch werden jährlich von hier aus für etwa 42000 Thaler (Dollars) Korn und Holzgeräthschaften versendet. Hampton ist ein schmutziger unangenehmer Ort, der immer bei der Ebbzeit, durch den unerträglichen Gestank eines schlammigen Ufers, verpestet wird.

Ich bediente mich, um nach Norfolk zu kommen, der Fähre, die über Hampton-Roads von dieser Stadt dahin geht; doch mußte ich meine Pferde auf

mehrere Tage zurücklassen, weil es an Flößen (flats) fehlte, auf denen man gerade, mehrere Meilen weit, einen Waldstrom hinangefahren war, um Faßdaubent u. s. w. zu holen. Man bedient sich dieser Flößen, um die Pferde zu den Fährbooten zu bringen, welche letzteren wegen ihrer Größe nicht ganz nahe an das Ufer kommen können. Es ist wirklich in Virginien äußerst beschwerlich, die Fähren zu passiren; unter sechs solchen Plätzen ist nicht Einer, der gute, mit gehöriger Mannschaft besetzte, Boote hat. Man hat Ursache, die größte Vorsicht anzuwenden, um keine Unglücksfälle zu erleben, die bei diesen Ueberfahrten nicht selten sind. Ich hörte vom Fährmanne, daß sich noch neulich viele dergleichen Fälle ereignet hatten; theils waren Pferde ertrunken, theils hatten sie die Beine gebrochen.

Norfolk liegt beinahe an der Mündung des östlichen Armes des Elisabeth-Flusses, dem südlichsten von denen, die sich in die Chesapeak-(Tschesapihk) Bai ergießen, und ist die größte Handelsstadt in Virginien. Sie treibt sehr starken Handel nach West-Indien. Zu den Waaren, welche von hier verschickt werden, gehören hauptsächlich Taback, Mehl, Korn und verschiedene hölzerne Geräthschaften, zu welchen letztern der benachbarte Dismal Swamp einen unerschöpflichen Holzvorrath darbietet.

Norfolk würde eine noch weit blühendere Handelsstadt sein, wären nicht einige unweise Gesetze in Virginien vorhanden, die dieses verhinderten. Nach

einem dieser Gesetze, welches während des Krieges erschien, wurden alle Kaufleute und Pflanzer Virginiens, die Englischen Handelshäusern Geld schuldig waren, gehalten, dasselbe nicht nach Großbrittannien abzuschikken, sondern es in die öffentliche Schatzkammer, als Beisteuer zur Führung des Amerikanischen Krieges, niederzulegen.

Anfänglich brachte das Gesetz der Schatzkammer nicht viel ein. Der Virginische Schuldner konnte durch Auszahlung an die Schatzkammer nichts gewinnen, weil er ihr die Summen, welche er dem Englischen Kaufmanne schuldig war, ohne Abzug auszahlen mußte; wohl aber hatte er zu fürchten, ansehnlichen Schaden dabei zu leiden, denn nothwendig mußten solche Maaßregeln seinen Kredit, in den Augen des Brittischen Kaufmannes, sehr schwächen, und es war zu erwarten, daß eben dieses Umstandes wegen, auch nach beendigtem Kriege, aller Handelsverkehr mit Großbrittannien abgeschnitten bleiben würde.

Da indeß das Papiergeld so sehr im Werthe fiel, daß 100 Dollars desselben nicht Einen in Silber werth waren, so begannen jezt Einige, die Brittischen Handelshäusern große Summen schuldig waren, die Sache aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten. Jezt sahen sie ein, wie groß ihr Vortheil sein würde, wenn sie der Schatzkammer ihre Schulden in Papier abtrugen. Das Papiergeld wurde angenommen und nun waren sie, nach den Gesetzen des Landes, ihre Schulden los, obgleich sie eigentlich nicht

mehr

mehr als den hundertsten Theil derselben abgetragen hatten. Vergebens verlangte der Englische Kaufmann, nach wiederhergestellter Ruhe, sein Geld; vergebens wandte er sich an die Virginischen Gerichte — er bekam sein Geld nicht. So um sein Eigenthum betrogen, war die natürlichste Folge, daß er den Virginiern nicht länger trauete; er weigerte sich, mit ihnen unter denselben Bedingungen zu handeln, als er es mit den übrigen Staaten that, und so empfingen die Kaufleute Virginiens für ihr schimpfliches Betragen den verdienten Lohn *)

Ein anderes, dem Handel nicht minder nachtheiliges Gesetz ist dasjenige, dem zufolge auf kein Land-Eigenthum Beschlag gelegt werden kann. Dieses Gesetz hat veranlaßt, daß sich viele in Schulden gesteckt haben. So lange es bleibt, werden Fremde sich hüten, Leuten großen Kredit zu geben, die, wenn es ihnen beliebt, für das Geld oder die Waaren, welche ihnen anvertrauet sind, Ländereien kaufen, und unbekümmert um ihre Gläubiger und von den Landesgesetzen geschützt, sich ruhig auf denselben niederlassen können. Dieses Gesetz ist Schuld daran, daß man noch nicht im Stande gewesen ist, in Norfolk eine Bank

*) Im Februar 1796 wurde endlich diese Schelmerei von den Geschäftsträgern der Brittischen Kaufleute vor den Gerichtshof der vereinigten Staaten gebracht, da denn die Richter, zu ihrer eignen Ehre, den Ausspruch thaten, daß den Englischen Kaufleuten, alles was man ihnen schuldig sei, ausgezahlt werden sollte.

anzulegen, die doch für die dasigen Kaufleute äußerst wichtig sein müßte. Die Direktoren der Bank der vereinigten Staaten haben sich der Existenz eines Zweiges derselben in Virginien, so lange dieses Gesetz Statt finden würde, durchaus widersetzt. In Boston, Neu-York, Baltimore, Charleston u. s. w, giebt es, außer andern Banken, auch Zweige der Bank der vereinigten Staaten, welche, mit Einwilligung der Legislatur, an diesen Orten angelegt worden sind.

Man hat in der Staats-Assembly zu wiederholten Mahlen den Vorschlag gethan, dies Gesetz abzuschaffen — aber vergebens. Die Debatten über diese Sache sind sehr hestig gewesen, und man hat die Namen derjenigen, die für die Beibehaltung desselben stimmten, um sie zu beschämen, öffentlich bekannt gemacht. Da man die förmliche Sanktion dieses Gesetzes vorschützen kann, und da so viele bei der Fortdauer desselben gewinnen, so ist an die baldige Aufhebung desselben nicht zu denken.

Die Anzahl der Häuser in Norfolk beläuft sich auf 500, von denen die mehresten aus Holz und zwar sehr schlecht gebauet sind. Sie sind alle seit dem Jahre 1776 aufgeführt, als die Stadt, auf Befehl des damahligen Königlichen Gouverneurs von Virginien, gänzlich in Asche gelegt wurde. Der Schaden, der hierdurch verursacht wurde, beläuft sich auf 30,000 Pfund Sterling. — Gegen den Hafen zu sind die Straßen eng und unregelmäßig; in den übrigen Gegenden der Stadt sind sie ziemlich breit, doch

ist keine von allen gut gepflastert, und auf Reinlichkeit wird gar nicht gesehen. In den Sommer-Monaten ist der Gestank in einigen derselben unerträglich. Daß Leute so wenig auf Reinlichkeit, die zur Erhaltung der Gesundtheit unentbehrlich ist, halten, und zwar in einer Stadt, wo in Einem Jahre der sechste Theil der Einwohner an einer pestilenzialischen Krankheit starb, ist unerklärbar! *)

Unter den Einwohnern giebt es sehr viele Schott-

*) Das gelbe Fieber, welches seit einigen Jahren so schreckliche Verheerungen angerichtet hat, ist wirklich als eine Art von Pest zu betrachten. Es zeigte sich zuerst in Philadelphia im Jahre 1793; im Jahre 1794 kam es nach Baltimore, 1795 nach Neu-York und Norfolk. Auch starben zu Neu-York im Sommer und Herbste des Jahres 1796 ungewöhnlich viele Menschen, vermuthlich an dieser bösen Krankheit. Man scheint dieses, um einen Aufruhr, so wie er schon ein Jahr vorher durch dieselbe Ursache entstanden war, zu verhüten, verheimlicht zu haben.

Die Nachrichten, welche wir von dieser traurigen Krankheit und ihren Folgen haben, laufen alle darauf hinaus, daß sie große Aehnlichkeit mit der Pest habe. Die Kranken sterben plötzlich und auf eine schreckliche Art, denn es fehlt ihnen an Hülfe. — Die Gesunden entfliehen — die Todten werden, ohne weitere Umstände, Haufenweise eingescharret — die Tugend der Menschenfreundlichkeit verschwindet. — Hier sieht man, wie die Bande der Freundschaft und des Blutes zerrissen werden, dort, wie Andere edel genug denken, herbeizueilen, und mit Gefahr des Lebens alles was in ihren Kräften steht zu thun, um ihren Mitbürgern zu helfen, und das allge-

länder und Franzosen; welche letztern größtentheils aus Westindien, vorzüglich von St. Domingo sind. Sie kamen, nachdem die Brittischen Truppen auf den Französischen Inseln Fuß gefaßt hatten, Schaarenweise herüber, so daß zwischen zwei und dreitausend

meine Wehe zu verringern. — Zu Philadelphia fielen, in einem Zeitraume von drei Wochen, nicht weniger als 4000 Einwohner, also damahls beinahe der zehnte Theil der ganzen Volksmenge, als Opfer dieser furchtbaren Krankheit. Baltimore und Neu-York litten nicht so sehr; aber in Norfolk, das etwa 3000 Menschen enthalten mag, starben nicht weniger als 500 daran.

Die Krankheit ist auf verschiedene Art von den Aerzten behandelt worden; da aber bei jeder der verschiedenen Methoden einige wenige der Kranken genesen sind, so ist bis jezt noch keine allgemein geworden. Viele Leute, welche, so lange das Fieber gedauert hat, in den ungesundesten Gegenden Norfolks gewohnt haben, versichern, daß als Vorbauungsmittel nichts besser und gewöhnlicher sei, als ein starkes Abführungsmittel aus Queckfilber, und darauf die China, und daß wenige von denen, welche sich dieser Arzenei bedient hätten, vom Fieber befallen wären. Zeigt es sich erst in einem Orte, so vermag der Arzt nur wenig Hülfe zu leisten; so lange das heiße Wetter anhält, wüthet es immer fort, ohne sich aufhalten zu lassen; doch pflegt es gewöhnlich beim Eintritte der Kälte zu verschwinden. — In Ansehung des Ursprungs des gelben Fiebers hat man verschiedene Meinungen aufgestellt. Einige behaupten, es sei nach allen den Orten, wo es sich eingefunden habe, von West-Indien gebracht; andere sagen, es sei in dem Lande selbst erzeugt worden. Diese Meinungen sind von beiden Seiten mit Gründen unterstützt worden, und zwar von

zu gleicher Zeit in Norfolk waren. Die mehresten zerstreueten sich indeß nachher in verschiedenen Gegenden des Landes. Diejenigen, welche in der Stadt blieben, errichteten allerlei kleine Handelsbuden. Einige, die ich hier kennen lernte, hatten, ehe sie von ihrer Hei-

Aerzten, die an den verschiedenen Orten, wo das Fieber erschien, wohnhaft waren. Folgende Umstände bewegen mich, anzunehmen, daß der Ursprung dieser Krankheit in Amerika selbst zu suchen sei: 1) ist das Fieber immer in denjenigen Theilen der Städte ausgebrochen, wo die Häuser am dicksten standen, und wo die Straßen voll Schmutz und Unrath waren; 2) ist es beständig in den Monaten Julius und August, um die Zeit ausgebrochen, wenn die Luft an der Küste von Amerika äußerst unrein ist, und wenn thierische und vegetabilische Stoffe mit unglaublicher Schnelligkeit in Fäulniß übergehen; 3) viele Menschen in Neu-York starben im Jahre 1796 am gelben Fieber, obgleich alle damals in den Hafen kommende Westindienfahrer von den Gesundheitsbeamten untersucht wurden, und strenge Quarantaine halten mußten. — Die Bewohner von Neu-York, die sich vollkommen überzeugt halten, daß die Krankheit, durch eine faule Materie, in Amerika selbst erzeugt werde, haben deswegen einige Docken, die bei der Ebbzeit, durch den auf sie abgesetzten Unrath, die Gegend umher verpesteten, verschütten lassen.

A. d. O.

In Philadelphia, wo man die Schuld ebenfalls auf die, mit stehendem Wasser angefüllten, Docken schiebt, sollen, nach neuern Nachrichten, diese alle an den St. James-Fluß verlegt werden, um dort einen großen Halbzirkel, wo dem stets strömenden Wasser ein Zugang von 100 Fuß Breite gelassen wird, zu bilden. d. Ueb.

math vertrieben waren, im Schooße des Ueberflusses gelebt.

Es giebt hier zwei Kirchen, in denen aber nicht oft Gottesdienst gehalten wird. Ueberhaupt haben die Bewohner des niedern Theils von Virginien, d. h. zwischen den Bergen und der See, keinen Sinn für Religion, und auf dem Lande gerathen fast alle Kirchen in Verfall. Ich bemerkte auf meinem Wege nicht Eine, die nicht baufällig gewesen wäre; die Fenster waren ohne Ausnahme zerbrochen, die Thüren aus den Angeln, und die Eingänge dem Zutritte der Schweine und anderer Thiere offen, die in den Holzungen umherliefen. Die Landkirchen in Virginien stehen gewöhnlich in Waldungen, von den Häusern der Dorfbewohner, die sich nicht viel darum zu bekümmern scheinen, weit entfernt.

In Norfolk herrscht die Gewohnheit, daß Privat-Leute Begräbnißplätze halten, die ihnen viel Geld einbringen. Familien bekommen, wenn sie jährlich dafür bezahlen, Erlaubniß, ihre Todten daselbst begraben zu lassen. Es ist etwas sehr gewöhnliches auf den großen Pflanzungen Virginiens, solche, mit einer Mauer umgebene, Begräbnißplätze bei den Wohnhäusern zu finden, wo alle Mitglieder der Familie beerdigt werden.

Vierzehnter Brief.

Beschreibung des Dismal Swamp. — Bären, Wölfe u. s. w. in demselben. — Gegend zwischen dem Sumpfe und Ruhmond. — Theer- und Pech-Bereitung. — Schlechter Boden. — Elende Gasthöfe. — Mangel an Pferdefutter. — Petersburg. — Pferderennen daselbst. — Beschreibung der Virginischen Pferde. — Amerikanische Art zu reiten. — Richmond. — Brücke über den James-Fluß. — Staats-Haus. — Stürzungen im James-Flusse. — Glücksspiele sind sehr gewöhnlich zu Richmond. — Zanksucht der niedern Volksklassen. — Ihre Art und Weise sich zu balgen. — Gouging. —

Theurer Freund

Richmond im März.

Ich reisete von Norfolk ab, um den leidigen Sumpf (Dismal swamp) in Augenschein zu nehmen, der etwa 9 Meilen von der Stadt anfängt, und sich ganz in Nord-Karolina hinein erstreckt, so daß die ganze Fläche, die er einnimmt, etwa 150000 Morgen ausmacht. Dieser ganze Landstrich ist mit Bäumen bedeckt. In den sumpfigen Gegenden wachsen Zedern *) und Cypressen **); an den trocknern Stellen

*) Juniperus Virginiana und auch vielleicht I. Carolinia-na. Mill. Ueb.

**) Cupressus distícha und C. Thyoides Mill. Ueb.

weiße und rothe Eichen*) und verschiedene Fichten-Arten.

Alle diese Bäume erreichen eine außerordentliche Höhe und zwischen ihnen wachsen allerlei Stauden in solcher Menge hervor, daß der Sumpf an vielen Stellen vollkommen unwegsam ist. Auch Schilfrohr und hohe Grasarten, die vortreffliches Futter für das Rindvieh abgeben, wachsen hier im größten Ueberflusse; die Leute, welche in der Nähe des Sumpfes wohnen, treiben deshalb ihr Vieh täglich hinein, und gewöhnen es so, daß es Abends von selbst zu den Ställen zurückkehrt. Um dies zu bewirken, treibt man, für die ersten Wochen, einige alte Milchkühe, die an diese Weide bereits gewöhnt sind, und Klocken am Halse hängen haben, mit dem Rindviehe, welches den Platz noch nicht kennt, hinaus; die Kühe kehren regelmäßig, wenn es dunkel wird, zurück, um sich melken zu lassen, und die übrige Heerde folgt alsdann dem Glockengeläute nach. Kehrt das Vieh zur Meierei zurück, so bekommt es eine Hand voll Salz oder andre Sachen, die ihm vorzüglich gut schmecken, wodurch demselben die Rückkehr angenehm gemacht wird.

In dem Innern des Sumpfes findet sich sehr viel verwildertes Hornvieh, welches wahrscheinlich von zahmem abstammt, das hier auf der Weide verloren gegangen ist. Auch Bären, Wölfe und andere

***) Quercus alba und Q. rubra. Ueb.

wilde einheimische Thiere halten sich hier auf. Man erzählt viele Geschichten von wilden Menschen, die hier gefunden sein sollen und von denen man glaubt, daß sie sich als Kinder in dieser Wildniß verirrt haben und darin aufgewachsen sind.

An einigen Stellen dieses Moores ist der Boden fest genug, ein Pferd zu tragen; an andern ist er mit Wasser überschwemmt, oder so morastig, daß ein Mensch, der sich hierher wagt, unfehlbar versinken muß. Selbst in den trockensten Gegenden, wird ein Graben, den man nur einige Fuß tief macht, sogleich mit Wasser angefüllt. Das Wasser dieses Moores hat vollkommen die Farbe des Branntweins (?), die es von den Wurzeln der Zedern annehmen soll; doch ist es vollkommen klar und hat keinen übeln Geschmack. Die Bewohner dieser Gegend ziehen es jedem andern Wasser vor, weil sie es für sehr gesund halten, und weil es eine harntreibende Kraft besitzt. So viel ist gewiß, daß die Leute, die an diesem Moore wohnen, von solchen Krankheiten, die in andern sumpfigen Gegenden zu herrschen pflegen, sehr selten befallen werden. Ob die Ursache dieses Wohlbefindens in den Arzneikräften des Wassers zu suchen sei, wage ich nicht zu bestimmen.

Da der Dismal-Swamp so nahe bei Norfolk liegt, von wo beständig Dachschindeln, Faßdauben und dergleichen nach verschiedenen Gegenden versendet werden, so erwächst dieser Stadt aus dem Besitze dieses waldigen Sumpfes ein sehr großer Vortheil, der

noch ansehnlicher werden muß, wenn der Kanal, den man jezt hiedurch zieht, fertig sein wird. Die weiter nach Süden gelegenen Gegenden dieses Sumpfes eignen sich, wenn man sie von Bäumen befreiet, vortrefflich zum Reißbaue. In der Nachbarschaft von Norfolk taugt der Boden nicht dazu, denn der Reiß erfordert gutes Erdreich, statt dessen man hier, 10 Fuß tief, nichts als Wurzeln verschiedener Pflanzen und weißen Sand findet. Bäume gedeihen in dieser fruchtbaren Gegend sehr wohl. Man hauet sie nicht, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, ohne Unterschied um, sondern nimmt nur diejenigen zum Fällen, die schon eine ansehnliche Höhe erreicht haben. Auf diese Weise hat man, zur Verfertigung der verschiedenen Brettergeräthschaften, nie Mangel an gutem Holze. — 80000 Morgen (acres) dieses Moores sind das Eigenthum einer Gesellschaft, welche sich „the dismal „swamp company“ nennt. Ehe der Krieg ausbrach, hielt diese Gesellschaft eine große Anzahl Sklaven, welche Faßdauben u. s. w. verfertigen mußten, und machte sehr gute Geschäfte; als aber Norfolk abbrannte, verlor sie fast alle ihre Negersklaven, weshalb sie seit der Zeit wenig hat arbeiten lassen können. Die Holzgeräthschaften, welche jezt nach Norfolk geschickt werden, kommen aus denjenigen Theilen des Sumpfes, die Privateigenthum sind.

Vom Dismal Swamp bis nach Richmond — eine Strecke von etwa 140 Meilen, längs der südlichen Seite des James-Flusses — ist das Land platt

und sandig, und mehrere Meilen weit durchaus mit Fichten bewachsen. Im Nansemonde-Kanton (county), der auch an den Sumpf gränzt, ist der Boden so ärmlich, daß nur wenig Getraide darauf gebauet werden kann; doch taugt er sehr gut zu Pfirsichbäumen, deren Anbauung man hier für sehr einträglich hält. Aus den Pfirsichen bereitet man Branntwein, der, wenn die Frucht reif ist, sehr gut ausfällt, und allgemeinen Beifall findet. Auch weiß man ihm einen besondern Wohlgeschmack durch das Hineinwerfen getrockneter Birnen zu geben. Branntwein und Wasser ist das gewöhnlichste Getränk durch ganz Virginien. — Aus den Fichten gewinnt man eine ansehnliche Menge Pech und Theer. Es wird eine Grube bereitet, in der große Stöße von Fichtenholz verbrannt werden; der Theer läuft alsdann aus, und sammelt sich auf dem Boden dieser Grube. Ist er aufgeschöpft, und von Kohlenstückchen gereinigt, so wird er in Fässer gethan.

Die Beschaffenheit der Tavernen auf diesem Wege war äußerst schlecht. Nichts konnte ich bekommen, als angegangene Fische, fettes Schweinpöckelfleisch und Maisbrod; dazu kam noch, daß man mich Stunden lang auf diese elende Kost warten ließ. Das Maisbrot schmeckt sehr gut, wenn es gehörig bereitet wird; doch muß man sich erst daran gewöhnen, weil es sehr grob ist, und beinahe wie Haferbrot schmeckt Die beste Form, die man ihm geben kann, ist die der Kuchen; große dicke Brote wird man

immer in der Mitte teigicht finden. — Man ist in Virginien und Maryland sehr für ein Gericht eingenommen, welches hominy genannt wird. Es besteht aus einem Gemische von gestoßenem Mais und Bohnen, das so lange mit Milch gekocht wird, bis es eine gewisse Festigkeit bekommen hat. Dieses Gericht wird warm und kalt, mit Schinken oder anderem Fleische gegessen.

Meine Pferde waren beinahe verhungert. Man giebt den armen Thieren in dieser Gegend fast niemahls Heu, sondern die Blätter der Maispflanzen, die man vorzugsweise „Futter" nennt. Aber auch von diesem Futter war auf dem ganzen Wege, von Norfolk nach Richmond, nichts zu haben, ausgenommen an zwei Oertern; und das wenige Gras, welches bei der Dürre des Sommers hatte hervorkommen können, war schon allenthalben vom Viehe abgefressen worden. Hafer war für keinen Preis zu bekommen, und mit dem Mais waren die Leute so sparsam, daß ich mehrere Mahle in verschiedenen Häusern deshalb nachsuchen lassen mußte, und doch zulezt kaum eine hinlängliche Menge davon zusammenbrachte, um meine Pferde nur ein Mahl damit abfüttern zu können. Die Bewohner dieser Gegend schreiben diesen Mangel der schlechten Erndte des vergangenen Jahres zu; wahrscheinlicher ist es mir indeß, daß die Leute, da sie ihr Korn für einen sehr hohen Preis absetzen konnten, mehr davon aus dem Lande geschickt haben, als sie füglich entbehren konnten. Da sich jeder auf die Hülfe

seines Nachbars verließ, und seinen Kornvorrath so theuer als möglich unterzubringen suchte, so mußte ein solcher Mangel nothwendig entstehen.

Petersburgh liegt am obern schiffbaren Theile des Appamatox-Flusses, und ist südwärts vom Jamesflusse, zwischen Norfolk und Richmond, der einzige Ort von einiger Bedeutung. Die übrigen Städte, die nur klein sind, scheinen in Verfall zu gerathen, und sehen sehr öde und traurig aus. Petersburgh hat an 300 Häuser, die unregelmäßig gebauet sind. Die Einwohner sind größtentheils Fremde; in der ganzen Stadt sind nicht zehn Familien zu finden, die darin gebohren wären. Der Handel ist hier sehr blühend. In den Magazinen werden jährlich an 2400 Fäßer (hogsheads) Taback besichtigt; und bei den Fällen des Appamatox-Flusses, am obern Ende der Stadt, sind einige der besten Kornmühlen im Staate.

Die Pferderennen, welche 4 bis 5 Mahl im Jahre gehalten werden, hatten, bei meiner Durchreise, viele Menschen an diesem Orte versammelt. Pferderennen gehören in Virginien zu den Lieblingsbelustigungen des Volks, und werden in verschiedenen Gegenden des Staates mit ausserordentlichem Eifer betrieben. Die besten Renner, welche man hier hat, sind aus England; doch gehören auch einige der hiesigen Zucht nicht zu den schlechtesten. Die hiesigen Pferderennen sind den Englischen vollkommen gleich, ausgenommen daß man hier linksum reitet. Die

Pferde werden von Negerjungen geritten, deren einige sehr gute Jockies abgeben.

Die Pferde, deren man sich in Virginien gewöhnlich bedient, sind von leichter Art und sehr gut zum Reiten. Einige derselben haben einen guten Körperbau, doch werden sie alle beim Zureiten verdorben. Die Virginier sind schlechte Reiter, so wie ich überhaupt noch keinen Amerikaner gesehen habe, der gut zu Pferde gewesen wäre, ausgenommen einige wenige, in der Nachbarschaft von Neu-York. Die Fußzehen der Reiter befinden sich immer unter der Nase des Pferdes, denn sie machen die Steigbügel außerordentlich lang, und legen den Sattel, 3 bis 4 Zoll hoch, auf die Mähne. Von der Behandlung der Zügel haben sie ganz und gar keinen Begriff. Der Trab ist ihnen verhaßt, und gewöhnlich legen sie ihre Verwunderung an den Tag, wie doch ein Mensch diesen unbequemen Schritt, wie sie ihn nennen, ausstehen könne. Die Lieblingsschritte, welche sie den Pferden beizubringen pflegen, sind der gewöhnliche Paß und der Wrack. Bei ersterem bewegt das Pferd beide Füße einer Seite zu gleicher Zeit, und schiebt sich gleichsam von der Stelle, weil es nicht im Stande ist, auf diesen beiden Beinen, wie beim Trabe, in die Höhe zu springen. Man könnte diesen Gang unnatürlich nennen, denn keins unserer Pferde wird sich je ohne Reiter auf eine solche Art bewegen; indeß geben die Amerikaner dies nicht zu, sondern berufen sich darauf, daß einige Füllen, gleich nach ihrer Ge-

burt diesen Paß gehen. Diese Art Pferde nennen sie „natürliche Paßgänger.“ Es hält wirklich schwer, diesen Thieren einen andern Gang beizubringen; indeß findet man sicher unter hundert Pferden nicht Eins, das diesen Paß gehen kann, wenn es nicht dazu abgerichtet ist. Beim Wrack galloppirt das Pferd mit den Vorderfüßen, mit den Hinterfüßen trabt es. Dieser Gang des Pferdes ist nichts weniger als schön, und eben so unnatürlich, wie der andere; indeß findet ihn der Amerikaner bequemer, als einen gestreckten Gallopp, welches ihm ein hinlänglicher Grund ist, ihn beizubehalten.

Die Bewohner der Gegend des Landes, die an den James-Fluß gränzt, sind sehr für einen gewissen Schmaus eingenommen, den sie Barbaku nennen. Eine große Gesellschaft kommt, entweder im Grünen oder in einem Hause zusammen, um Störe oder Spannferkel, die bei gelindem Feuer unter freiem Himmel gebraten werden, mit einander zu verzehren. Dies ist indeß mehr für den gemeinen Mann, und endigt sich gewöhnlich, wie andere Feste dieser Art, mit Berauschung der Gäste.

Richmond, die Hauptstadt Virginiens, liegt gleich unter den Fällen des James-Flusses, an der Nord-Seite. Der Fluß ist, der Stadt gegenüber, 1200 Fuß breit und hat zwei Brücken, die durch eine Insel, welche beinahe in der Mitte dieses Flusses liegt, getrennt sind. Die Brücke, welche von dem südlichen Ufer zur Insel führt, ist auf 15 große Boote

gebauet, die platte Böden haben, und vermittelst starker Ketten und Anker in ihrer Lage erhalten werden. Die Vordertheile dieser Boote, die spitz zulaufen, haben ihre Lage gegen den Strom. Vom Vordertheile bis zum Hintertheile eines jeden befindet sich ein starker Balken, auf dem die Pfeiler der Brücken ruhen. Zwischen der Insel und der Stadt, wo das Wasser seichter ist, ruhet die Brücke auf Säulen, welche aus Balken bestehen, die so gestellt sind, daß sie einen viereckigen Raum in der Mitte lassen, der mit Steinen angefüllt ist. Diese Brücke hat kein Geländer, und die Bretter auf derselben liegen nichts weniger, als fest, so daß es sehr gefährlich ist, auf einem Pferde, welches noch nicht daran gewöhnt ist, hinüber zu reiten. Die Brücken, der Stadt gegenüber, sind schon oft vom Wasser fortgeführt worden; es würde daher unnütz sein, Kosten auf eine bessere, als die gegenwärtige, verwenden zu wollen. Die stärkste steinerne Brücke würde kaum der Gewalt der Eismassen widerstehen können, die bei Ankunft des Frühjahrs die Fälle hinab und an die Brücken getrieben werden.

Obgleich Richmond nicht mehr als 700 Häuser hat, so erstrecken sich doch diese auf 1½ Meile längs dem Ufer des Flusses hin. Der untere Theil der Stadt liegt, dem Laufe des Flusses zu Folge, dicht am Wasser, und gegenüber befindet sich der Schiffsplatz. — Der obere Theil der Stadt hat eine sehr ange-

angenehme Lage auf einer Anhöhe, von wo sich eine vortreffliche Aussicht auf die Fälle des Flusses, und über die ganze Gegend an der andern Seite desselben darbietet. — Hier stehen die besten Häuser, so wie auch das Kapitol oder Stadthaus. Von der andern Seite des Flusses nimmt sich dieses Gebäude sehr schön aus, denn man kann in dieser Entfernung die Fehler desselben nicht bemerken; betrachtet man es in der Nähe, so sieht man einen unförmlichen Steinklumpen. Den Originalriß zu diesem Gebäude hatte Jefferson aus Frankreich geschickt; er war vortrefflich, aber die klugen Landsleute des Uebersenders glaubten einige Verbesserungen damit vornehmen zu müssen, und brachten daher das, was im Risse für die Attike bestimmt war, unten, und die Säulen oben an. Außerdem erlaubten sie sich noch viele andere Veränderungen. Dieses Gebäude ist gänzlich aus rothen Ziegelsteinen aufgeführt, selbst die Säulen nicht ausgenommen, die man indeß, um ihnen das Ansehen zu geben, als wären sie von Bruchsteinen, übertüncht hat. Das Innere des Hauses ist nicht viel besser als das Aeußere. Das beste Zimmer ist für die Repräsentanten; in diesem wird zugleich Gottesdienst gehalten, weil es in dieser Stadt keine Kirche giebt. Der Vorsaal ist rund und hat wenig Licht. Er wird mit einem Standbilde des Generals Washington geschmückt werden, das jezt von einem berühmten Künstler verfertiget wird, der sich vor kurzer Zeit hieselbst

eingefunden hat *). So häßlich und geschmacklos die Bauart des Kapitols ist, so warne ich doch jeden Fremden etwas daran zu tadeln, denn die Bewohner Richmonds glauben an demselben ein prachtvolles Gebäude zu besitzen.

Die Fälle, oder wie man sie eigentlicher nennen kann, die Stürzungen in dem Flusse erstrecken sich auf 6 Meilen über die Stadt, und bilden an einer Stelle eine Kaskade von etwa 8 Fuß. Der Fluß ist hier voll großer Klippen, über welche, an einigen Stellen, das Wasser mit großer Gewalt hinschießt. An der Nordseite dieser Fälle ist jezt ein Kanal in Stand ge-

*) Dieses Standbild ist ein Werk des vortrefflichen Künstlers Houdon, der, um etwas Vollkommenes zu liefern, mehrere Monate zu Philadelphia, in Washington's Familie zubrachte. Man ist in Amerika mit diesem Kunstwerke nicht zufrieden, und zwar aus der einzigen Ursache, weil man das Römische Kostum vermißt. Houdon hat nähmlich den General nicht als Helden, sondern im einfachen Kostum, als den Beschützer und Beförderer des Ackerbaues, dargestellt. Man will diesen Tadel der Amerikaner auf Rechnung ihres noch ungebildeten Geschmacks setzen, bedenkt aber nicht, daß ein Unterschied zwischen einem Familienstücke und einem öffentlichen Kunstwerke zu machen sei, und daß, in dieser Hinsicht, der Geschmack der Amerikaner vielleicht nicht der unrichtige ist. — Sehr lesenswerth ist das, was der scharfsinnige Herr Rhode in seiner Zeitschrift: Berlin B. 1. Heft 3, bei Gelegenheit der Beurtheilung der Standbilder auf dem Wilhelmsplatze, über das antike Kostum bemerkt. d. Ueb.

setzt, auf dem man, ohne Hindernisse, von Richmond nach den blauen Bergen fahren kann; mit leicht beladenen Booten kann man zu gewissen Zeiten noch höher hinaufkommen. — Gegen der Stadt über hat der Fluß nicht mehr als 7 Fuß Wasser, aber 10 Meilen weiter unten, ist die Tiefe 12 Fuß. Die mehrsten Fahrzeuge, die nach Richmond handeln, laden an dieser Stelle um, und fahren auf einem andern Flusse zur Stadt. — Handel wird größtentheils von Fremden getrieben; die Virginier lieben ihn nicht besonders, und sind auch zu sehr für Belustigungen, als daß sie den gehörigen Fleiß darauf verwenden sollten.

Richmond hat etwa 4000 Einwohner, wovon die Hälfte Sklaven sind. Unter den Freibürgern befinden sich viele Rechtsgelehrten, welche, nebst den Gouvernementsbeamten und verschiedenen Privatpersonen, die von ihrem Vermögen leben, im obern Theile der Stadt wohnhaft sind; der andere Theil der Stadt wird größtentheils von Handelsleuten bewohnt.

Vielleicht giebt es keinen Ort von derselben Größe, wo mehr gespielt wird, als zu Richmond. Kaum war ich vor dem Gasthofe vom Pferde gestiegen, so kam auch schon der Wirth zu mir und fragte: was ich zu spielen wünsche? In dem einen Zimmer, sagte er mir, sei ein Pharotisch, in einem zweiten spiele man andere Glücksspiele, und in dem dritten sei ein Billiard, ich hätte bloß zu befehlen, zu welchem dieser Zimmer er mich führen solle. Man hält diese Spieltische gar nicht geheim; alle sind stark besetzt,

und man verschließt die Zimmer aus keiner andern Ursache als um den Pöbel abzuhalten. In ganz Niedervirginien und in dem Theile von Maryland, welcher daran grenzt, hat auch das erbärmlichste Wirthshaus seine Billiardstube, die beständig voll Müssiggänger ist, welche Branntwein trinken und Billiard oder Karten spielen. Die Hahnengefechte sind hier gleichfalls sehr beliebt; indeß nehmen an dieser Lustbarkeit bloß die niedrigern Volksklassen Theil. In Privathäusern wird hier in Virginien eben so wenig stark gespielt, als in den übrigen Theilen von Amerika; nur die Tavernen sind beständig mit Spielern besetzt, welches denn für den Reisenden äußerst unangenehm ist. Ich bin oft genöthigt gewesen, viel weiter in einem Tage zu reisen, als ich mir vorgenommen hatte, bloß um die mir verhaßten Szenen des Schwärmens und Zankens zu vermeiden, wovon man in Gasthöfen Augenzeuge sein muß, weil jedes Zimmer in denselben als gemeinschaftlich angesehen, und sicher dasjenige, welches man für sich gewählt hat, mehr als jedes andere besucht wird.

Wenn diese Leute an einander kommen, so sind sie wie die wilden Thiere; sie beißen, schlagen, stoßen, und suchen einander mit den Daumennägeln die Augen auszureissen. Es ist nichts Ungewöhnliches, Leute zu treffen, die in Schlägereien auf diese Art ein Auge verlohren haben, und es giebt viele Kerl, die auf die Geschicklichkeit, mit welcher sie Augen auszugraben verstehen, stolz sind. Um diese schreckliche Operation,

die man Gouging nennt, zu verrichten, wickelt der eine Kämpfende die Seitenhaare seines Gegners um die Vorderfinger, und setzt ihm die Daumen unter das Auge, welches er alsdann, mit einem Drucke, aus der Höhle hervorzwängt und ausreißt. Findet eine Schlägerei statt, bei welcher keiner der Theilnehmer ein Auge verliert, so sind doch wenigstens die Gesichter beider Parteien, durch die Versuche, die jeder an des andern Augen, mit den Nägeln seiner Daumen gemacht hat, auf die abscheulichste Art zerfleischt. Das schändlichste von allem ist, daß diese heillosen Menschen alle Mühe anwenden, sich einander die Hoden auszureissen. Ich selbst bin auf meiner Reise durch Maryland und Virginien 4 bis 5 Mahl Zeuge gewesen, daß solche Menschen bettlägerig waren, weil sie auf diese Art in einer Schlägerei beschädigt worden waren. Man versichert mir, daß in den Karolinas und in Georgien die Menschen, in dieser Rücksicht, noch weit roher und unbändiger sind, als in Virginien, und daß in einigen Gegenden dieser Staaten, immer der dritte oder vierte Kerl, dem man begegnet, nur Ein Auge hat.

Funfzehnter Brief.

Virginien zwischen Richmond und den Bergen. — Duft der Blumen und Stauden in den Wäldern. — Gesang der Vögel. — Sonderbares Gequäcke der Frösche. — Kolumbia. — Magazin daselbst. — Feuerfliegen in den Holzungen.

Theurer Freund

Mouticello im Mai.

Nachdem ich mich etwas länger als eine Woche — denn so lange brauchte ich, meine Pferde, die zu Norfolk beinahe verhungert waren, wieder zu Kräften zu bringen — in Richmond aufgehalten hatte, nahm ich meinen Weg, in einer nordwestlichen Richtung, nach dem grünen oder Südwest-Gebirge.

Die Gegend um Richmond ist sandig und platt, aber nicht in dem Maaße, als an der Südseite des James-Flusses, nach der See hin. Jezt erschien diese Gegend in einer ungemein reitzenden Gestalt. Wir hatten die erste Maiwoche; die Bäume waren bereits ausgeschlagen, unzählige Blumen und blühende Stauden, die allenthalben in den Wäldern prangten, verbreiteten ihre Wohlgerüche um sich her, und der Gesang der Vögel ergötzte das Ohr. — Man hält

dafür, daß in Virginien die Singvögel schöner als in irgend einer andern Gegend des festen Landes sind; dies mag daher kommen, weil das hiesige Klima gemäßigter, weil hier der Sommer weder so außerordentlich heiß, wie in den Karolinas, noch der Winter so streng, wie in den nördlichen Staaten ist. Vorzüglich melodisch ist der Gesang des Spottvogels *) oder der Virginischen Nachtigall. Dieser Vogel hat die Farbe und auch beinahe die Größe einer Droßel, doch ist er dünner. Er ahmt den Gesang eines jeden Vogels nach, aber mit einer lautern und angenehmern Stimme. Der Vogel, dessen Gesang er nachahmt, fliegt gewöhnlich, gleichsam als ob er sich schämte, von einem andern übertroffen zu werden, im Gefühle seiner Nichtswürdigkeit davon. Catesby bemerkt wirklich sehr richtig, daß die Vögel Amerika's den Europäischen, in Ansehung ihres Gesanges, eben so sehr nachstehen, wie sie dieselben, in Rücksicht des Gefieders übertreffen. Auch ich kenne keinen Amerikanischen Vogel, der die volle geschmeidige Stimme unserer Amsel, noch den fröhlichen Gesang unserer Feldlerche besitzt, keinen der so sanft, so klagend singt, als unsere Nachtigall **).

*) Turdus polyglottus L.

**) Der Gesang des Virginischen Kernbeissers oder des Kardinals (Loxia cardinalis) soll dem der Europäischen Nachtigall, in Ansehung der Modulation, sehr nahe kommen. d. Ueb.

Wenn man einmahl den Spottvogel gehört hat, so kennt man den Gesang aller andern Vögel, der, von jedem einzeln gehört, äußerst einfach ist, hingegen im vollstimmigen Konzerte die vortrefflichste Wirkung thut.

Von den Vögeln, die man hier häufig zu sehen bekommt, zeichnen sich, in Ansehung der Pracht ihres Gefieders, vorzüglich der blaue Fliegenfänger und der Virginische Kernbeisser *) aus. Der erste ist von der Größe eines Hänflings; Rücken, Kopf und Flügel haben eine dunkelblaue Farbe und glänzen; wenn er fliegt, zeigt er das Gefieder in seiner ganzen Schönheit. Der Virginische Kernbeisser ist größer als eine Feldlerche, aber kleiner als unsere Droßel; seine Farbe ist die scharlachrothe und auf dem Kopfe hat er einen kleinen Federbusch. Auch einige Kolibri's (Trochilus colubris) erscheinen im Sommer, aber sie sind nicht so schön als die, welche man mehr südwärts trifft.

Unter den übrigen gemeinern Vögeln giebt es wenig merkwürdige. Tauben und Wachtein, oder Rebhühner, wie man sie zuweilen nennt, werden hier in Menge geschossen. Leztere sind den Europäischen Rebhühnern sehr ähnlich; auch ihre Lebensart ist dieselbe, nur mit dem Unterschiede, daß sie zuweilen auf die Bäume fliegen. Sie haben die Größe unserer Wachteln, sind aber weder Rebhühner noch Wachteln, wie sie sich in England finden. Eben so verhält es sich mit vielen andern Vögeln, als: Hähern, Krammets-

*) Motacilla fialis und Loxia cardinalis.

vögeln, Lerchen, Fasanen u. s. w., die von den Englischen Ansiedlern so genannt sind, weil sie mit diesen Vögeln Aehnlichkeit haben, ob sie gleich wesentlich von ihnen verschieden sind. In Untervirginien und weiter südwärts giebt es große Vögel, die man hier turkey buzzards (Aasgeier, Vultur aura) nennt, und die, wenn sie mit ausgebreiteten Flügeln in der Luft schweben, wie Adler aussehen. In Karolina ist ein Gesetz vorhanden, welches verbietet, diese Vögel zu tödten, weil sie sich vom Aase nähren, mithin zur Reinigung der Luft beitragen. — Noch eines Vogels will ich hier Erwähnung thun, den man den whipperwill oder whip - pur - will *) nennt, wegen des klagenden Geschreies, das er von sich giebt, und welches meinem Ohre wie wȳp - ŭ - īl klingt. In der Dämmerung fängt er sein Geschrei an, welches eine ziemliche Strecke weit gehört werden kann, und fährt den größten Theil der Nacht damit fort. Dieser Vogel ist so außerordentlich scheu, und die Fälle, da man ihn gesehen haben will, sind so selten, daß viele der Meinung sind, die Stimme komme nicht von einem Vogel, sondern von einem Frosche, welches ihnen um so wahrscheinlicher wird, da man diese Vögel gewöhnlich in tiefen, sumpfigen Gegenden hört **).

*) Der kleine Geißmelker, (Caprimulgus Virginianus.)

**) Der Verfasser ist nicht Naturforscher, mithin sind seine Bemerkungen über diese Gegenstände von nicht besonderer Wichtigkeit. Da durch einzelne Anmerkungen und Erläuterungen doch nichts Vollständiges geliefert werden könn-

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Frösche in Amerika die sonderbarsten Töne von sich geben; einige pfeifen, andere hingegen quacken so laut, daß man ungewiß ist, ob man die Stimme eines Kalbes oder eines Frosches hört. Ich selbst bin mehr als ein Mahl, wenn ich auf einer Wiese ging, auf diese Art betrogen worden. Diese leztgenannten Frösche heißen Ochsenfrösche. *) Sie halten sich gewöhnlich paarweise und werden nirgends gefunden, als da, wo gutes Wasser ist. Ihr Körper ist von 4 — 7 Zoll lang, und ihre Beine sind verhältnißmäßig. Sie sind äußerst lebhaft und thun gewaltige Sprünge.

Die erste Stadt zu der ich, auf meinem Wege zu den Bergen, kam, war Kolumbia oder Point of Fork (Gabel-Spitze), wie man sie in dieser Gegend nennt. Sie liegt etwa 60 Meilen über Richmond, beim Zusammenflusse des Rivanna und Fluvanna, die, wenn sie sich miteinander vereinigt haben, den James-Fluß bilden. Kolumbia ist ein blühender kleiner Ort, der etwa 40 Häuser und ein Magazin zur Tabacksuntersuchung hat. Auf der Landzunge zwischen den beiden Flüssen, gerade der Stadt gegen-

te, so verweise ich die Leser, welche der Gegenstand interessirt, auf die ausschließlich von der Naturgeschichte Amerikas handelnden Werke eines Kalm, Catesby u. s. w., und auf die vortrefflichen Anmerkungen des Herrn H. R. von Zimmermann zu Bertram's u. a. Reisen. d. Ueb.

*) Rana ocellata L.

über, befindet sich das Staats-Zeughaus, welches 12000 vollkommene Rüstungen und etwa 30 Tonnen Pulver enthält. — Das Flachland, welches in dieser Gegend an den Fluß gränzt, ist sehr fruchtbar.

Der Weg von Kolumbia nach den Green springs (grünen Quellen), etwa 20 Meilen weiter hinan, läuft beinahe gänzlich durch einen Fichtenwald, und ist sehr einsam. Die Nacht überfiel mich, ehe ich das Ende derselben erreicht hatte, und — was Reisenden in diesem Welttheile gewöhnlich begegnet — ich verlor ihn. Ein Licht, welches durch die Bäume blinkte, schien anzuzeigen, daß ein Haus in der Nähe sei; mein Bedienter ritt daher begierig darauf los, aber wie groß war des armen Kerls Erstaunen, als er sah, daß es sich von ihm entfernte, zurückkam, und dann wieder mit Schnelligkeit in den Wald entwischte. Ich selbst konnte mir anfänglich die Erscheinung nicht erklären; als wir aber etwas vorgerückt waren, bemerkte ich solche Lichter auch an andern Stellen; ich stieg daher ab, untersuchte einen Busch, wo ich einen solchen Funken hatte niederfallen sehen, und fand, daß wir durch Feuerfliegen (Lampyrus) getäuscht worden waren. Im Sommer erscheinen diese Thiere alle Nächte; vorzüglich sieht man die Wälder allenthalben durch sie erleuchtet, wenn Nachmittags ein warmer Regen gefallen ist.

Ich irrte bis beinahe um 11 Uhr umher, da sich denn zulezt eine Plantage zeigte. Hier erkundigte ich mich bei den daselbst befindlichen Negern (die, in

jeder Jahreszeit, gewöhnlich halbe Nächte lang bei einem Feuer aufzusitzen pflegen) von neuem nach dem rechten Wege, der zu Grihn-Springs führte; man wies mir ihn und ich langte, wiewohl mit großer Mühe, um Mitternacht daselbst an. Die Leute in der Taverne hielten es nicht für gut, einen so späten Gast einzulassen; ich sahe mich daher genöthigt, ihnen die Abentheuer meiner Reise mitzutheilen, worauf zulezt ein großer Kerl die Thüre mit Brummen öffnete, und mich hereinkommen hieß. Jezt war es wieder das Geschäft einer Viertelstunde, ihn dahin zu bringen, meinen Pferden Korn zu geben; er weigerte sich zuerst geradezu, endlich ging er, wiewohl mit Unwillen, zur Stallthüre, und öffnete sie. Als er wieder zum Hause zurückkehrte, wies er mir eine Stube an, die etwa 10 Fuß ins Gevierte hatte, und in der sich zwei schmutzige Betten befanden, die ganz mit Wanzen bedeckt waren. Die Decke war vermodert und die Wände ließen an mehrern Stellen Licht und frische Luft durch, wozu das erbärmliche Fenster nicht hinreichend war. Gern hätte ich etwas essen mögen, aber auch nicht ein Stüchen Brot war zu haben. In dieser Gegend des Landes denkt man selten daran, Brot in Bereitschaft zu halten; man backt, eine halbe Stunde vor der Mahlzeit, gerade so viel als dazu gebraucht wird, und trägt es noch ganz heiß auf. Da ich also nichts bekommen konnte, um meinen Hunger zu stillen, und da die Reise an einem so schwülen Tage mich gänzlich erschöpft hatte, so warf ich mich,

mit meinen Kleidern, auf eines der Betten, und wurde, obgleich ich mich von Wanzen und anderm Ungeziefer ohne Unterlaß beeinträchtigt fühlte, durch einen festen Schlaf erquickt.

Außer dieser Taverne und dem Quartier für die Sklaven, giebt es nur noch ein einziges Gebäude an diesem Orte, nähmlich ein großes Pächterhaus, wo diejenigen, die des Wassers wegen hierher kommen, mit Zimmern versehen werden, die etwa so beschaffen sind, wie die der Taverne. Diese Häuser stehen in der Mitte eines etwa 50 Morgen großen, freien Platzes, der durchaus mit Holzungen umgeben ist. Die Quellen befinden sich gerade am Rande des Gehölzes und am Fuße einer Anhöhe, die bei den Häusern anfängt, und sind, damit keine Blätter hineinfallen können, mit einigen Brettern bedeckt. Das Wasser dieser Quellen führt Eisentheile, und wird vorzüglich von den Einwohnern der niedern Gegenden des Landes getrunken, die wegen der anhaltenden Sommerhitze leicht in einem Zustande der Schwäche verfallen.

Als ich an diesem elenden kleinen Orte mein Frühstück zu mir genommen hatte, setzte ich meine Reise weiter fort, und zwar zu den südwestlichen Bergen. Im Verlaufe dieses Tages bemerkte ich auf dem Wege eine große Menge Schlangen, die jezt anfingen, aus ihren Höhlen hervorzukommen. Eine schwarze, die sich über den Weg hingestreckt hatte und schlief, tödtete ich; sie war 5 Fuß lang. Man

trifft die schwarze Schlange (Coluber Constrictor) in diesem Theile von Amerika häufiger, als in irgend einem andern; gewöhnlich beträgt ihre Länge 4 bis 5 Fuß. Sie ist, in Vergleich mit ihrer Länge, äusserst schlank. Ihr Rücken ist vollkommen schwarz, der Bauch hat eine Bleifarbe, die in der Gegend der Kehle in eine weißliche übergeht. Der Biß dieses Thieres ist nicht giftig, auch wird sie hier nur selten getödtet, weil sie Ratzen und Mäuse vertilgt. Ihre angenehmste Nahrung ist Milch, deshalb findet man sie sehr häufig in den Milchkammern, die in Virginien unter der Erde sind, weil ohne diese Vorsicht die Milch, im Sommer, in ein paar Stunden gerinnen würde. Diese Schlange verfolgt, zur Brunstzeit, jedermann, der ihr zu Gesicht kommt, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß der beste Läufer ihr, selbst auf dem ebensten Boden, nicht entgehen kann. Noch viele unschädliche Schlangen finden sich hier, von denen einige schön buntfarbig sind: als die Bandschlange, die bläulich grüne u. v. a.

Von den giftigen Schlangen sind die gewöhnlichsten: die Klapperschlange und die Mokkasin-Schlange.*) Die erstere findet sich sehr häufig auf den Bergen, aber nur selten hört man, daß jemand von ihr gebissen sei; da hingegen selten ein Sommer hingeht, daß

*) Eine vielfarbige Schlange, die ihren Nahmen von den bunten Schuhen der Nordamerikanischen Wilden, die Mokkassin heißen, bekommen hat. Beim Catesby finde ich sie nicht. Ueb.

nicht die Mokkassinschlange durch ihren Biß Schaden gestiftet hätte. Ihr Gift ist nicht so durchdringend, wie das der Klapperschlange, aber doch in einem so hohen Grade zerstörend, daß der Gebissene, wenn man ihm nicht sogleich zu Hülfe kommt, unfehlbar sterben muß. Die Klapperschlange ist sehr träge, und greift nie an, wenn man sie in Ruhe läßt; doch weicht sie Niemanden aus. Die Mokkassinschlange ist lebhafter und tückischer, und legt sich, wie man sagt, dem Fußgänger in den Weg, um ihm einen Biß beizubringen. In den nördlichen Staaten giebt es der Schlangen weder so viele, noch so giftige, als in den südlichen. Pferde, Kühe, Hunde und Federvieh scheinen, bei Erblickung dieser giftigen Thiere, eine Ahndung von der Gefahr zu haben, worin sie schweben, denn sie legen ihre Furcht deutlich an den Tag, auch wenn sie nur eine todte Schlange erblicken. Merkwürdig ist es indeß, daß die Schweine sie nicht nur nicht scheuen, sondern sie verfolgen, und, ohne sich um ihren Biß zu bekümmern, mit großer Begierde verschlingen. Man glaubt, der Ueberfluß an Fett, womit diese Thiere versehen sind, verhindere, daß das Gift auf ihren Körper, wie bei andern Thieren, wirken könne. Ist dies wirklich der Fall, so läßt sich vernünftiger Weise vermuthen, daß Schweinfett ein gutes Mittel beim Schlangenbisse abgeben müsse; indeß habe ich nie gehört, daß es angewendet worden ist *). Die Wunde wird hier allge-

*) Das Schweinfett, äußerlich angewendet, (vom innerlichen Gebrauch kann gar die Rede nicht sein) möchte

mein mit Umschlägen von Kräutern behandelt, welche das sicherste Gegengift abgeben, und in allen den Gegenden des Landes, wo es solche giftige Schlangen giebt, in großem Ueberflusse gefunden werden.

Die südwestlichen Berge laufen mit der blauen Bergreihe beinahe in gleicher Richtung, und sind die ersten, zu denen man kommt, wenn man von der Seeküste in das Land hineingeht. Sie sind nicht besonders hoch, und könnten mit mehrerem Rechte Hügel als Berge genannt werden. Man erblickt sie nicht eher, als bis man nur noch ein Paar Meilen von ihnen entfernt ist; auch erheben sie sich so allmählig, daß man sich auf dem Gipfel derselben befindet, ohne bemerkt zu haben, daß man Bergan gestiegen ist.

Der Boden besteht hier aus einer dunkeln Thonerde, und eignet sich besonders gut zum Getreide- und Kleebaue; doch nimmt er das Wasser nicht geschwinde genug in sich auf. Oft wird dem Landmanne die Saat aus dem Boden heraus gespühlt, so daß er in die Nothwendigkeit versetzt wird, sein Feld, wenn er es grün haben will, 2 bis 3 Mahl zu besäen. Versieht

wohl schwerlich das leisten, was sich Herr W. davon verspricht; denn der Speck dient den Schweinen nur in so fern zu einem Verwahrungsmittel, als er eine Schutzwehr gegen den Biß dieser Schlangen abgiebt. Uebrigens hat auch die Erfahrung gelehrt, daß, bei solchen Wunden, die Anwendung der Salben mehr Schaden als Vortheil stifte. d. Ueb.

sieht man die Felder, welche an einer Erhöhung liegen, nicht sorgfältig mit zweckmäßigen Gräben, so wird das Getreide, selbst ehe es noch zur Reife gekommen ist, durchaus zerstöret. Selbst bei der größten Vorsicht tritt das Wasser oft aus den angebrachten Kanälen, und schwemmt alles fort; so daß, wie ich es oft selbst mit angesehen habe, alle Schwarzen einer Meierei mit Hacken und Schaufeln auf die Felder geschickt werden müssen, um die Fluthen, wenn sie eine unrechte Richtung nehmen sollten, wieder in ihre Schranken zurückzubringen. An den Seiten der Berge, wo der Boden durch den Tabacksbau ausgemärgelt ist und wüst da liegt, hat man das Wasser, ohne sich darum zu bekümmern, seit langer Zeit immer einen und denselben Weg zum Abflusse nehmen lassen, wodurch sich Abgründe gebildet haben, die den Zugang von der einen Seite des Berges zur andern, an einigen Stellen, vollkommen unmöglich machen.

So übel eine solche Beschaffenheit des Bodens ist, so findet man doch das Land in der Nachbarschaft dieser Berge bei weitem bevölkerter, als die Gegend nach Richmond zu, und von Vielen wird es als der Garten der vereinigten Staaten angesehen. Alle Naturprodukte, die Niedervirginien liefert, kann man auch hier treffen, ohne daß deswegen eine drückende Hitze statt findet; denn selbst in den heißesten Monathen des Jahres besitzt hier die Luft eine Kühle, wovon man in den Niederungen des Landes gar keinen Begriff hat. Der höchste Grad der Hitze ist gewöhnlich 90°

und der höchste Grad der Kälte 60° über Null; nur selten ist der Thermometerstand über 84°. Der Winter ist im Allgemeinen so gelinde, daß der Schnee selten länger als drei Tage auf dem Boden liegen bleibt.

Das Klima dieser Gegend ist so gut, wie man es nur in irgend einem Theile der vereinigten Staaten treffen kann; deswegen haben auch die Bewohner derselben ein gesundes und rüstiges Ansehen. Vorzüglich zeichnet sich das andere Geschlecht der hiesigen Dorfbewohner vor dem Frauenzimmer des niedern Landes aus. Statt daß man unter diesen nichts als blasse, kränkliche, ohnmächtige Geschöpfe findet, trifft man in den Gebirgen manche, die dem Mahler zu einer Lavinia sitzen könnten. Es ist wirklich ein reizender Anblick, wenn sich die hiesigen Schönen zuweilen versammelt haben, um Kirschen oder andere Früchte einzusammeln, die in der Nähe fast jeder Wohnung im Ueberflusse wachsen. Ihr Wuchs ist nicht minder schön als ihre Haut, und die Nachlässigkeit in ihrer Kleidung, die gewöhnlich nur in einem einfachen Mieder und einem kurzen Röckchen besteht, trägt zur Erhöhung ihrer Schönheit nicht wenig bei.

Der gemeine Mann scheint mir, in dieser Gegend, mehr Freimüthigkeit und Offenheit zu besitzen, auch gastfreundschaftlicher und mit dem, was er besitzt, zufriedener zu sein, als es die Volksklassen irgend eines andern Theils der vereinigten Staaten, so weit ich sie zu sehen Gelegenheit hatte, zu sein pflegen. Freilich sind sie, da es ihnen nicht viele Mühe

kostet, sich die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, sehr zur Trägheit geneigt und lieben Vergnügungen über alles. Auch Berauschungen sind sehr häufig, und nur selten trifft man Jemanden, der nicht des Morgens, sobald er aufsteht, einen oder mehrere Schnappse zu sich nimmt. Branntwein ist ihr Lieblingsgetränk, welches sie sich, da sie einen großen Ueberfluß an Pfirsichen haben, ohne große Kosten bereiten können. Selten trifft man ein Haus, sei es auch noch so klein, welches nicht eine Branntweinblase hätte. Die Weiber sind nicht so sehr zum Trunke geneigt, lieben aber andere Arten von Vergnügungen so sehr als die Männer, und in Ansehung der Keuschheit scheinen sie mit diesen gleiche Grundsätze zu haben.

Längs diesen Bergen wohnen verschiedene vornehmere Gutsbesitzer, die (wie es auch in den niedern Theilen Virginiens der Fall ist) die Aufsicht über ihre weitläuftigen Besitzungen selbst führen. Unter ihnen befindet sich auch Herr Jefferson *), auf dessen Landgute ich diesen Brief schreibe. Sein Haus ist etwa 3 Meilen von Charlottesville und 2 Meilen von Milton entfernt, welcher leztere Ort an der Quelle des Rivanna-Flusses liegt. Dieses Haus hat eine sonderbare Lage; es steht nähmlich auf den Gipfel eines kleinen Berges, dessen Spitze man abgetragen hat, so daß eine Fläche von $1\frac{1}{2}$ Morgen geblieben ist. Es ist noch nicht fertig; vollendet man es aber, nach dem Plane, der dazu gemacht ist, so wird es eins

*) Vice-Präsident der vereinigten Staaten.

der schönsten Privathäuser in den vereinigten Staaten werden. Ein großer Saal, der die ganze Breite des Gebäudes einnehmen soll, und dessen Fenster sich in ein großes Gewächs = und Vogelhaus öffnen werden, ist zur Bibliothek und zum Museum bestimmt. In der Mitte dieses Gebäudes befindet sich noch ein achteckiges geräumiges Zimmer, das große, zu Säulengängen führende, Glasthüren hat, und von der vordern Seite des Hauses bis zur hintern geht. Ein solches Zimmer, welches von vorne nach hinten durch das ganze Haus gehet, und Salon genannt wird, ist fast in jedem Virginischen Hause zu treffen; man zieht es gewöhnlich im Sommer den übrigen Gemächern vor, weil es geräumiger und luftiger zu sein pflegt. Von der einen Seite dieses Hauses hat man eine, 40 Meilen weite, prächtige Aussicht auf die blauen Berge; von der entgegen gesetzten Seite übersieht man eine weit ausgebreitete Heide, die mit Bäumen besetzt ist, von denen man hier nur die Gipfel sehen kann. Der Nebel und die Dünste, die aus den niedrig liegenden Stellen emporsteigen, verursachen, daß die Szene bald diese, bald jene Gestalt annimmt. Der Berg, auf welchem das Haus stehet, hat an der einen Seite ein dickes Gehölz, das mit vielen Spaziergängen versehen ist, die in verschiedenen Richtungen in einander laufen, und mehr oder weniger abhängig sind. An der Südseite befindet sich der Garten und ein großer Weinberg, der Ueberfluß von Trauben liefert.

Man hat in dieser Gegend viele Versuche angestellt, um die Bereitung des Weins zur Vollkommenheit zu bringen; doch ist der Erfolg nie der glücklichste gewesen. Eine Gesellschaft hat sogar die Kosten nicht gescheuet, sechs Italiener zu dieser Absicht herüberkommen zu lassen; da aber diese Leute sowohl die Weinreben als den Boden von ganz anderer Beschaffenheit vorfanden, als sie beide in ihrem Vaterlande zu bauen gewohnt waren, so konnten sie nicht viel mehr thun, als was die Bewohner dieser Gegend bereits gethan hatten. Man kann hieraus keinesweges den Schluß ziehen, daß gar kein guter Wein auf diesen Bergen bereitet werden könne. Es ist eine bekannte Sache, daß die Weinstöcke, und die Art, sie zu behandeln, auch in Europa, nach Verschiedenheit des Bodens, verschieden ist; es gehört daher nur Zeit dazu, mehrere Versuche anzustellen, um ausfindig zu machen, welche Art Reben und welche Behandlungsweise dem Boden dieser Berge am besten entsprechen wird. Da man schon vieles in dieser Rücksicht gethan hat, so läßt sich erwarten, daß die Traube auch hier eines hohen Grades der Veredelung fähig sein wird, da das Klima so günstig ist, als es nur in irgend einem Lande Europens gefunden werden kann. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Zeit und Erfahrung die Bewohner lehren werden, wie der Saft der Beeren auf die beste Weise in Wein zu verwandeln ist.

Sechszehnter Brief.

Gegend zwischen den südwestlichen und blauen Bergen. — Kupfer = und Eisen = Minen. — Lynchburgh. — Neu London. — Zeughaus daselbst. — Straße über die blauen Berge. — Peaks of Otter, der höchste dieser Berge. — Ueber die Berge hinaus giebt es viele deutsche Ansiedler. — Verschiedenheit des Landes und der Bewohner an den verschiedenen Seiten der Berge. — Samenzerstörer, (weevil). — Hessische Fliege. — Kanton Bottetourt. — Boden desselben. — Gesundes Klima. — Gesundheitsquellen. —

Theurer Freund

Fincastle im Mai.

Das Land zwischen den südwestlichen und blauen Bergen ist sehr fruchtbar, und bei weitem bevölkerter, als die andern Gegenden Virginiens. Das Klima ist gut, und die Einwohner haben ein gesundes, rüstiges Ansehen. — Verschiedene ergiebige Kupfer = und Eisenminen sind hier entdeckt worden. Man hat schon einige Eisen = und Kupferwerke angelegt, denen es aber noch immer an der gehörigen Anzahl von Arbeitern fehlt, weswegen das Ganze nicht mit dem gehörigen Nachdrucke vor sich geht.

Als ich über die südwestlichen Bergen hinaus war, begab ich mich nach Lynchburgh, einer Stadt,

die an der südlichen Seite des Fluvianna-Flusses, 150 Meilen über Richmond liegt. Sie hat etwa 100 Häuser, und ein Waarenhaus, zur Besichtigung des Tabacks, wovon jährlich an 2000 Fässer (hogsheads) untersucht werden. Lynchburgh ist erst seit den lezten 15 Jahren aufgebauet worden, und nimmt wegen seiner, zum Handel mit den umliegenden Gegenden des Landes vortheilhaften Lage, mit Riesenschritten zu. Die Boote, auf denen die Landesprodukte den Fluß hinabgefahren werden, sind von 48 zu 54 Fuß lang, aber im Verhältnisse zu ihrer Länge äußerst schmal. Zur Regierung eines dieser Fahrzeuge sind 3 Männer hinlänglich, die in 10 Tagen damit nach Richmond hin- und zurückfahren können; gegen den Strom bedienen sie sich der Schifferstangen. Die Ladung steht immer mit der Tiefe des Wassers im Verhältnisse, die in diesem Flusse sehr verschieden ist. Als ich mich zu Pferde nach Lynchburgh begab, konnte ich ohne Schwierigkeit hindurch reiten; am entgegen gesetzten Ufer sahe ich indeß allerlei Unkraut auf den Bäumen hangen, das augenscheinlich von der Fluth auf denselben zurückgelassen war. Als diese Fluth im verwichenen September eintrat, stieg das Wasser bis auf 15 Fuß über seine gewöhnliche Höhe.

Einige Meilen von Lynchburgh, nach den blauen Bergen hin, liegt Neu-London, eine kleine Stadt, die ein Magazin hat, so wie auch ein Zeughaus, das während des lezten Krieges aufgeführt ist. Bei meiner Durchreise fand ich etwa 15 Menschen mit der

Ausbesserung und Polirung alter Waffen beschäftiget. Ich glaube sie müssen das ganze Jahr hindurch auf diese Art beschäftiget sein, denn alles, was von Waffen vorräthig ist, wird sehr vernachlässiget. An einer Seite des Saals befanden sich an 5000 Flinten, die auf einen Haufen geworfen waren; an der andern hatte man alles Lederzeug aufgethürmt, das aber, wegen Mangel an Aufsicht, halb vermodert war. Die übrigen Zeughäuser in den vereinigten Staaten haben fast alle mit dem hiesigen einerlei Einrichtung.

Zwischen Lynchburgh und den blauen Bergen ist das Land uneben, bergig und schlecht bevölkert; indeß sind die wenigen Einwohner, die es hat, äußerst rüstig und groß. Nur selten sieht man einen Mann, der nicht 6 Fuß hoch ist. Diese Leute bilden sich nicht wenig auf den Vorzug ein, den sie, in Ansehung der körperlichen Stärke, vor den Bewohnern der niedern Gegenden haben. Längs den blauen Bergen findet man dieselbe Rasse *) Menschen.

Die blaue Bergreihe ist, bis zu den Gipfeln, dick mit hohen Bäumen besetzt. Einige der Berge sind rauh und sehr steinig, andere haben einen fruchtbaren Boden. Nur an einigen Stellen ist die Bergreihe zu passiren, an den mehrsten macht es die Steilheit der Berge unmöglich. Die beste Stelle ist diejenige, an

*) Oder vielmehr Schlag (varietas nativa), denn diese Abartung ist doch nur durch Klima und Nahrung entstanden, und würde in einem andern Klima und in anderen Verhältnissen bald erlöschen. d. Ueb.

welcher ich hinüber ging, nähmlich an der südlichen Seite, in der Nähe des peak of otter (spitzen Otternberges). Man hat hier keinen hohen Berg zu ersteigen, wie man, nach der Charte, vermuthen sollte, sondern geht blos kleine Hügel hinan, die sich, einer über den andern, so allmählig erheben, daß man sich auf den Gipfel der Bergreihe befindet, ehe man es vermuthet.

Die Peaks (Pihks) of Otter sind die höchsten Berge der ganzen blauen Reihe, und sollen, von ihrer Grundfläche an gemessen, alle andere Berge in Nordamerika an Höhe übertreffen. Nach Herrn Jefferson — der, seit der Herausgabe seiner Bemerkungen über Virginien, fast von jedem, der hierüber geschrieben hat, als Authorität angeführt wird — beträgt die senkrechte Höhe des ansehnlichsten dieser spitzen Berge 4000 Fuß. Man muß aber bedenken, daß Herr Jefferson keinesweges behauptet, er selbst habe Untersuchungen hierüber angestellt; im Gegentheil gesteht er, daß die Höhe der Berge in Amerika noch von Niemanden, mit irgend einem Grade von Genauigkeit, angegeben worden sei. Nur einige Data, sagt er, bewogen ihn, anzunehmen, daß der höchste Pik die angegebene Höhe habe. Es würde unbillig sein, wenn ich Herrn Jefferson, in Ansehung seiner Angabe, gradezu widersprechen wollte, denn auch ich habe keine Untersuchungen darüber angestellt; soviel kann ich indeß sagen, daß der höchste dieser spitzen Berge mir, in Vergleichung mit Snowden in Wales, nur

ein unbedeutender Berg zu sein scheint; und alle Personen, die beide Berge gesehen und mit mir darüber gesprochen haben, sind vollkommen derselben Meinung. Nun ist aber, nach angestellten trigonometrischen Ausmessungen, der höchste Berg des Snowden — vom Kai zu Kavarnon gerechnet — nur 3568 Fuß hoch; man ist daher berechtigt anzunehmen, daß kein einziger Berg in der blauen Gebirgreihe höher als 2000 Fuß sein könne.

Ueber die blaue Bergreihe hinaus traf ich nur sehr wenige Niederlassungen, bis ich in die Nähe von Fincastle im Kanton Bottetourt kam. Diese Stadt liegt etwa 20 Meilen vom Gebirge, und etwa 15 Meilen südwärts vom Fluvianna-Flusse. Ungeachtet man mit dem Baue derselben erst im Jahre 1790 angefangen hat, so enthält sie doch bereits 60 Häuser, und nimmt noch immer mit Riesenschritten zu. Auch mit der Veredelung des umherliegenden Landes ist es sehr schnell gegangen, so daß hier jezt die Ländereien in demselben Preise sind, als in der Gegend von York und Lancaster, in Pennsylvanien. Die Einwohner sind größtentheils Deutsche, die ihre Niederlassungen von Pennsylvanien längs dem ganzen fruchtbaren Landstriche ausgebreitet haben, der sich durch den obern Theil von Maryland, und von da hinter den blauen Bergen, bis in die südlichsten Gegenden Virginiens erstreckt. Es ist merkwürdig, daß, ungeachtet diese Leute 3 Viertheile der Bewohner der westlichen Seite der blauen Berge ausmachen, doch kein einziger

derselben an der östlichen Seite zu treffen ist, da man doch, in der Nachbarschaft der südwestlichen Berge, Ländereien dreimahl wohlfeiler, als in dem Kanton Bottetourt kaufen kann. Wie man mir sagt, haben sie sich oft über die blauen Berge an die andere Seite begeben, um das Land zu untersuchen, doch sind sie immer durch den rothen Boden, den sie daselbst fanden, und die Bergströme, deren Verwüstungen das Land ausgesetzt ist, bewogen worden, sich in diesem Theile des Landes nicht anzusiedeln. Wirklich ist auch der Unterschied zwischen dem Lande an der östlichen und dem der westlichen Seite der blauen Bergreihe, sehr auffallend; um so mehr, wenn man bedenkt, daß beide in demselben Grade der Breite liegen, und daß dieser Unterschied schon in der kurzen Entfernung von 30 Meilen äußerst merklich ist.

An der östlichen Seite der Bergreihe wächst die Baumwollenstaude sehr gut, und im Winter bleibt der Schnee selten länger, als einige Tage, auf dem Boden liegen. An der andern Seite kommt die Baumwolle niemahls zur vollkommenen Reife; der Winter ist hier streng, die Felder sind Wochenlang mit Schnee bedeckt, und auf jedem Meierhofe erblickt man Schlitten. Man kann auch aus diesem lezten Umstande schließen, daß der Winter lange dauern muß, denn sicher würde man sich solcher Fuhrwerke nicht bedienen, wenn man nicht gewissen Gebrauch davon machen könnte. An der östlichen Seite der blauen Berg-

reihe, in Virginien, sieht man auch nicht einen dieser Schlitten.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Boden, östlich von den blauen Bergen, größtentheils aus einer rothen Erde besteht, und daß es, des Regens wegen, der die Sämereien samt der fruchtbaren Oberschicht des Bodens fortspühlt, immer schwer hält, ein Stück Landes zu einem Grasplatze zu machen. Im Kanton Bottetourt verhält es sich anders; hier besteht der Boden größtentheils aus einer fetten, braunen Dammerde, die weißen Klee von selbst hervorbringt. Um eine gute Wiese zu bekommen, ist nichts weiter erforderlich, als daß man ein Stück Land auf ein Jahr, den Händen der Natur überläßt. An der östlichen Seite der Berge ist kaum etwas Kalkstein zu finden; an der andern hingegen läuft eine Kalkschicht durch das ganze Land, weshalb es auch von Einigen, etwas nachdrücklich, das Kalkland genannt ist. Will man einen Brunnen anlegen, so muß man immer 15 bis 20 Fuß tief, durch einen dichten Felsen graben, ehe man auf Wasser stößt.

Noch ein Umstand, der einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Seiten der blauen Gebirgsreihe ausmacht, ist der, daß hinter den Bergen der Samendieb (the weevil) durchaus unbekannt ist. Dieses kleine Insekt gehört zur Gattung der Motten. Es legt seine Eier in die Aehren des Getreides, vorzüglich des Weitzens. Wird nach der Erndte das Getreide auf einen Haufen geworfen, oder auch in

dünnern Bündeln in die Scheunen gebracht, so kommen die Eier aus, und der ganze Seegen wird zerstört. Dieses zu verhindern, drischt man in den niedern Gegenden Virginiens, und überhaupt in den Staaten, wo man den Samendieb häufig trifft, das Getreide, sobald man es eingebracht hat, und läßt die Körner im Strohe. Hierdurch wird eine Hitze hervorgebracht, die stark genug ist, das Insekt zu tödten, die aber dennoch dem Weitzen keinen Schaden thut. Man kennt dieses Insekt erst seit einigen Jahren in Amerika. Der allgemeinen Meinung zu Folge hat es sich zuerst am östlichen Ufer in Maryland gezeigt, wo ein Mann, in der Erwartung, daß der Weitzen sehr hoch im Preise steigen werde, seine ganze Erndte sechs Jahre lang liegen gelassen, und alsdann sein ganzes Magazin voll von diesen Thieren gefunden hatte. Von hier sollen sie sich nach und nach über verschiedene Gegenden des Landes ausgebreitet haben. Eine geraume Zeit hatte der Patowmack-Fluß ihrer Verbreitung Schranken gesetzt, so daß, während in Maryland alles Korn verwüstet wurde, man in Virginien von diesem Unglücke vollkommen frei war; aber zulezt haben sie ihren Weg auch über den Fluß gefunden. Zu dem Lande westwärts ist ihnen von den blauen Bergen der Weg versperrt worden, so daß diese Gegend nichts von den Verheerungen dieser Wütriche weiß *). Der Kanton Bottetourt ist

*) Noch ein Insekt, das eben so verderblich für das Korn ist, kam auf eine ähnliche Art zum Vorscheine, und brei-

gänzlich von Bergen umgeben, auch durchkreuzen ihn mehrere Bergreihen in verschiedenen Richtungen, wodurch das Klima sehr an Annehmlichkeit gewinnt. Es scheint mir, als ob es in ganz Amerika keine Gegend gebe, wo das Klima der Körperbeschaffenheit eines Britten oder Irländers angemessener wäre, als hier. Die Winterfröste sind regelmäßiger, aber nicht so strenge, als man sie gewöhnlich in Grosbrittannien und Irland trifft. Die Hitze im Sommer ist vielleicht etwas größer, dennoch aber giebt es keine Nacht im Jahre, wo nicht eine Bettdecke angenehm

tete sich nachher über einen großen Theil des Landes aus. Man nennt es die Hessische Fliege, weil es, wie man glaubt, während des Krieges, im Futter für die Pferde, von den Hessischen Truppen herüber gebracht worden ist. Dieses Insekt nistet in verschiedenen Theilen des Halmes, wenn er noch grün ist, und richtet ungeheure Verheerungen an. Man behauptet in Maryland, daß die Hessische Fliege niemahls das Getreide angreift, wenn das Land, auf dem es steht, überflüssigen Dünger hat. So soll auch das Korn, welches auf schon seit längerer Zeit gebauetem Lande wächst, weit weniger von diesen Insekten beschädigt werden, als das, welches auf erst neuerlichen urbar gemachtem Boden hervorkommt. Ist dies wirklich der Fall, so ist das Erscheinen der Hessischen Fliege ein Umstand, der wohlthätige Folgen für das Land haben muß, weil die Bebauer desselben dadurch gezwungen werden, ihr Land nicht so auszumärgeln, und für die Verbesserung desselben zu sorgen. — Diese Fliege ist übrigens jezt südwärts vom Patowmack-Flusse und hinter der blauen Bergreihe eine unbekannte Erscheinung.

wäre. Vor 10 Uhr Morgens ist die Hitze am stärksten; alsdann kommt aber gewöhnlich ein kühler Wind von den Bergen, der die Temperatur der Luft den ganzen Tag über äußerst angenehm macht. Fieberhafte Krankheiten sind hier unbekannte Erscheinungen, und die Beschaffenheit der Luft ist so heilsam, daß Leute, die mit solchen Beschwerden aus den niedern, an der See befindlichen, Gegenden hierherkommen, sehr bald davon befreiet werden.

Im westlichen Theile des Landes finden sich mehrere Gesundheitsquellen, zu denen, gegen das Ende des Sommers, theils solche Leute, die der Hitze in den niedern Gegenden des Landes entgehen, theils solche, die den Brunnen trinken wollen, zu wallfahrten pflegen. Die, von denen ich rede, heißen die süßen Quellen (sweet springs), und befinden sich am Fuße der Alleghenny-Berge. Verwichenen Sommer begaben sich über 200 Personen, mit Bedienten und Pferden hierher. Die Bedienung der Brunnengäste ist hier sehr schlecht, doch höre ich, daß, seit meiner Abwesenheit, eine Gesellschaft von Männern, aus Süd-Karolina, den Ort käuflich an sich gebracht hat, und nun verschiedene bequem eingerichtete Wohnhäuser für Besuchende aufbauen lassen will. — Außer diesen Quellen giebt es noch andre in den Jacksons-Bergen, die in einer langen Reihe, zwischen den blauen und den Alleghenny-Bergen laufen. Eine von diesen Quellen hat warmes, eine andere ganz heißes Wasser. Einige Schritte von dieser letztern be-

findet sich eine Quelle, deren Wasser die gewöhnliche Temperatur hat; doch wird man durch den Kontrast getäuscht, und glaubt gewöhnlich in dieser einen eben so hohen Grad von Kälte zu entdecken, als man bei ihrer Nachbarin einen ansehnlichen Grad der Wärme verspürte. Auch eine Schwefelquelle befindet sich hier in der Nähe. Blätter, welche in dieselbe hineinfallen, bekommen in kurzer Zeit eine dicke Schwefelrinde, und hineingehaltenes Silber wird fast augenblicklich schwarz. Wahrscheinlich werden die Bestandtheile und Arzeneikräfte dieser Quellwasser bald genauer angegeben werden; bis jezt kennt man sie von dieser Seite nur wenig. Man glaubt übrigens, daß die Kranken, welche diese Quellen, besonders die Sweet-Springs besuchen, ihre Besserung mehr dem wohlthätigen Klima, als den Kräften des Wassers zu verdanken haben.

Siebzehnter Brief.

Beschreibung der berühmten Felsenbrücke. — Ungeheure Höhle. — Das Shenandoah Thal. — Einwohner, größtentheils Deutsche. — Boden und Klima. — Bemerkungen über Amerikanische Landschaften. — Art und Weise die Bäume zu fällen. — Heerstraße nach Kentucky, hinter den blauen Bergen. — Tölpisches, neugieriges Volk. — Lexington. — Staunton. — Militärische Titel häufig in Amerika. — Winchester.

Theurer Freund

Winchester im Mai.

Ich hielt mich einige Zeit zu Bottetourt auf, fuhr hierauf wieder über den Fluvianna-Fluß, und befand mich nun im Kanton Rockbridge, der seinen Nahmen von der berühmten Felsenbrücke bekommen hat, die man hier trifft. Diese Brücke befindet sich beinahe 10 Meilen vom Fluvianna-Flusse, und etwa eben so weit von dem blauen Gebirge. Sie geht über die tiefe Kluft eines Berges, der, durch eine gewaltsame Erd-Erschütterung, von oben bis unten auseinander gerissen wurde, doch so, daß oben eine Brücke geblieben ist, auf der man sich, von der einen Seite der Kluft zur andern begeben kann. Die Kluft oder Spalte ist etwa 2 Meilen lang; ihre Tiefe richtet sich

nach dem höhern oder niedrigern Standpunkte, von dem man sie mißt; an einigen Stellen beträgt sie über 300 Fuß. Auch die Breite ist verschieden, doch ist sie oben durchaus ansehnlicher als unten. Daß die beiden Seiten ehemahls mit einander in Verbindung gewesen sind, sieht man nicht allein aus den Hervorragungen der einen Seite, die vollkommen mit den Vertiefungen der gegenüber befindlichen übereinstimmen, sondern auch aus den verschiedenen Lagen von Erde, Sand, Thon u. s. w. die an beiden Seiten genau dieselben sind. Durch welche Gewalt die beiden Seiten auseinander gerissen sind — ob Feuer oder Wasser hier gewirkt habe? — dies gehört unter die Geheimnisse der Natur, die wir uns vergeblich zu enthüllen bemühen.

Der Bogen der Brücke besteht aus einer dichten Felsenmasse, oder vielmehr aus verschiedenen Felsen, die aber so stark untereinander verkittet sind, daß sie nur ein Ganzes ausmachen. Es ist mir wahrscheinlich, daß diese Felsenmasse, als der Berg von einander gerissen wurde, sich an der einen Seite von dem erdigen Bette, worin sie lag, trennte, sich mit dem obern Ende zur andern Seite hinüberstürzte, und so auf beiden liegen blieb. Diese Erklärung hat, glaube ich, eben so viel für sich, als die, nach welcher die Gewalt des Wassers diesen Durchgang hervorgebracht haben soll. Der Weg, welcher zur Brücke führt, läuft, durch ein dickes Gehölz, einen Hügel hinan. Hat man den Gipfel desselben beinahe erstiegen, so

wundert man sich, die Bäume an der einen Seite plötzlich aufhören zu sehen; aber Staunen und Schaudern bemächtigt sich des Wanderers, wenn er auf einige Schritte dem Orte näher geht, der offen erscheint, und plötzlich am Rande des fürchterlichsten Abgrundes steht. Unwillkührlich fährt er zurück, staunt, und nähert sich dem Rande wieder, um sich zu überzeugen, ob das, was er gesehen hat, in der Wirklichkeit gegründet, oder ein Gaukelwerk der Phantasie sei. Jezt entdeckt er, daß er sich auf dem Gipfel der Brücke befindet. — Man kann, mit der größten Sicherheit, dem Rande nahe treten, und in die Tiefe hinabsehen; eine Brustwehr von unbeweglichen Felsenstücken verhindert das Hinunterfallen gänzlich. Die Mauern — wenn ich so sagen darf — dieser Seite der Brücke gehen in so senkrechter Richtung hinab, daß man, wenn man sich über die Brustwehr lehnt, ein Senkblei bis auf den Boden des Abgrundes fallen lassen kann. An der gegenüber befindlichen Seite ist dies nicht der Fall, auch ist daselbst keine Brustwehr, sondern es läuft hier von der Straße, die über die Brücke führt, ein nicht steiler Abhang bis zum Rande des Abgrundes hinunter, auf den man sich nur mit Lebensgefahr wagen kann. Dieser Abhang ist allenthalben mit großen Bäumen besetzt, vorzüglich mit Zedern und Fichten. Auch die Seite gegenüber hatte ehemahls viele Bäume, aber alle die, welche nahe am Rande der Brücke standen, sind von verschiedenen Leuten umgehauen, und, des Schauspieles

wegen, hinabgestürzt worden. Ehe die Bäume auf diese Art ausgerottet waren, hätte man immer über die Brücke hingehen können, ohne zu ahnden, daß man sich auf derselben befinde, denn sie ist nicht weniger als 80 Fuß breit. Die Straße läuft beinahe in der Mitte, und wird stark befahren.

Einige Schritte von der Brücke sieht man einen schmalen Fußsteig, der sich längs den Seiten der Kluft, zwischen ungeheuren Felsen und Bäumen, bis zum Boden der Brücke hinabwindet. Hier kann man den mächtigen Bogen in seiner ganzen Schönheit sehen; er scheint die Wolken zu berühren. Es ist unmöglich, Augenzeuge dieser erhabnen Scene zu sein, ohne in Begeisterung zu gerathen. Die Höhe der Brücke bis zum obern Theile der Brustwehr betrug, der Ausmessung mit einer Linie zu Folge, 230, die Dicke des Schwibbogens 40, die Dicke desselben am obern Theile 90, und die Entfernung der Seiten am Boden 50 Fuß. Die Seiten bestehen aus einer dichten Kalcksteinmasse, und haben, so wie auch der Bogen der Brücke, das Ansehen, als ob sie durch Menschenhände mit dem Meißel ausgehauen wären. Ein kleiner Strom, der Zedern-Krihk genannt, läuft am Boden der Kluft, in einem Felsenbette, und vollendet die Schönheit des Ganzen.

Ueber die Brücke hinaus dreht sich die Kluft plötzlich und nimmt die Richtung des Stromes, so daß, wenn man sich unter dem Bogen befindet, die Aussicht in einer Entfernung von etwa 50 Schritte von

Ansicht der Felsenbrücke

der Brücke abgeschnitten wird. Herr Jefferson sagt in seinen Bemerkungen, die Kluft krümme sich nicht, und endige sich mit einer schönen Aussicht nach den Nordgebirgen: dies ist aber durchaus falsch. — Die Seiten der Kluft sind allenthalben mit Bäumen besetzt, ausgenommen da, wo die ungeheuren Kalck-Felsen erscheinen.

Außer dieser Ansicht von unten, zeigt sich die Brücke auch sehr zu ihrem Vortheile von einer Felsenspitze, die sich etwa 50 Fuß unter derselben befindet. Hier erscheint nicht allein der Bogen der Brücke in seiner ganzen Schönheit, sondern der Zuschauer bekommt auch einen Begriff von ihrer Größe, weil er zugleich in die Schwindel erregende Tiefe hinabsehen kann.

Etwa 50 Meilen nordwärts von der Felsenbrücke, und gleichfalls hinter den blauen Bergen, befindet sich eine andre Naturmerkwürdigkeit, eine große Höhle, die in der Nachbarschaft unter dem Nahmen Maddisons Cave, bekannt ist. Sie befindet sich in einem, etwa 200 Fuß hohen, Berge, welcher, an der einen Seite, so steil ist, daß Jemand, der auf dem Gipfel desselben steht, mit Leichtigkeit einen Stein in den Fluß werfen kann, der sich an seinem Fuße dahin schlängelt. Die entgegengesetzte Seite ist ohne Mühe zu ersteigen, auch läuft an derselben der Fußsteig bis innerhalb 20 Schritte von der Höhle, wo er sich plötzlich zu der steilen Gegend des Berges drehet, die äußerst uneben, und von oben bis unten mit gewal-

tigen Felsenstücken und Bäumen bedeckt ist. Der Eingang in die Höhle befindet sich an der steilen Seite des Berges, etwa zwei Drittel des Weges hinan, und ist mit einem sehr großen, hängenden Steine versehen, der jeden Augenblick herabzustürzen droht. Wirklich ist es beim Hineinkriechen in die Höhle kaum möglich, den Schauder erregenden Gedanken zu unterdrücken, daß, wenn er herabfiele, man ohne Gnade in dem fürchterlichen Gemache, wozu er gehört, umkommen müsse.

Ehe wir hineingingen zündete mein Wegweiser, den ich mir aus einem benachbarten Hause geholt hatte, drei bis vier Kienholzsplitter an, von denen er ein ganzes Bündel mit sich genommen hatte. Sie brennen zwar nicht sehr lange, geben aber, so lange sie brennen, vortreffliche Fackeln ab. Das Feuer brachte er mittelst Hickery-Wallnußholz *) mit sich, welches, wenn es einmal angezündet ist, langsam und ohne Flamme fortbrennt, bis es verzehrt ist.

Die Abtheilung der Höhle, in welche man zuerst kommt, ist etwa 25 Fuß hoch, und 15 breit, und es breitet sich auf eine ansehnliche Strecke zur rechten und linken aus. Es ist hier sehr feucht, denn das

*) Juglans alba Mill. Der Hickery-Nußbaum giebt, nach Herrn v. Wangenheim, das beste Brennholz in Amerika her, auch dient es als Nutzholz. Mehreres über die Naturgesch. und Benutzung dieses merkwürdigen Baumes. S. in Du Roi's Harbkescher Baumzucht von Pott. Thl. I. S. 478. d. Ueb.

Wasser tröpfelt, ohne Unterlaß, von der Decke herab. Fahrenheits Thermometer, das in freier Luft auf 67° stand, fiel hier bis auf 61°. Einige Schritte zur Linken, an der dem Eingange gegenüber befindlichen Seite, zeigt sich ein Gang, der zu einem Art Vorgemache führt, aus dem man in den Schallraum kommt, der seinen Nahmen von dem bewundernswürdigen Wiederhalle, den man in demselben wahrnimmt, bekommen hat. Dieser Raum hat etwa 20 Fuß ins Gevierte, ist nach oben gewölbt, und seine Wände sind, eben so wie die der ersten Abtheilung, aufs Schönste mit Stalaktiten geziert. Wenn man von hier wieder in das Vorgemach zurückkehrt, und sich dann einigemal rechts und wieder links wendet, so kommt man in einen Gang, der etwa 13 Fuß breit und vielleicht 15 Fuß hoch ist, d. h., wenn man seine senkrechte Höhe mißt; wollte man die Höhe der Wände messen, so würde mehr herauskommen, denn diese sind an beiden Seiten abhängig und treffen oben zusammen. Dieser Gang läuft sehr jähe hinab, und mag etwa 60 Schritte (Yards) lang sein. Gegen das Ende zu wird er ansehnlich enger, und zulezt verliert er sich in einen Pfuhl, der 2 bis 3 Fuß tiefes, klares Wasser hat. Wie weit sich dieser Pfuhl erstreckt, ist nicht bekannt. Eine Gesellschaft, die Untersuchungen darüber anstellen wollte, machte einst Versuche, ihn zu beschiffen, kehrte aber unverrichter Sache wieder zurück. Diese Leute sagten, das Wasser sei etwas weiter unten so seicht gewesen, daß sie

den Kahn nicht hätten aus der Stelle bringen können: wahrscheinlicher ist es, daß Furcht im Spiele war. Ich feuerte eine Pistole ab, der Knall hallete vom hintern, nicht von dem über das Wasser hinaus befindlichen Theile zurück; ich vermuthe daher, daß der Gang nicht viel weiter gehe, als man ihn mit den Augen verfolgen kann. Die Wände dieses Ganges bestehen, an beiden Seiten, aus Kalckfelsen, die, durch eine Erschütterung, auseinander gerissen zu sein scheinen. — Der Boden dieser Höhe ist eine mit Sand gemischte Erde, die man häufig umgegraben hat, um Salpeter zu bekommen, woran sie sehr reich ist. Man mengt die aufgegrabene Erde mit Wasser an, läßt die Feuchtigkeit wieder ablaufen und gewinnt alsdann den Salpeter durch das Abdampfen derselben. Es giebt in dieser Gegend, und auch weiter westwärts, in Virginien noch viele andere Höhlen, aus denen man, auf diese Art, vielen Salpeter zu gewinnen versteht. Das Schießpulver, zu dessen Bereitung er, in den hintern (tiefer gelegenen) Gegenden angewendet wird, macht einen wichtigen Handelszweig aus, und wird nach Philadelphia geschickt, wo man Europäische Waaren dafür bekommt.

Hat man etwa 2 Drittel des Weges in diesem, so eben beschriebenen, Gange zurückgelegt, so erblickt man in der Wand der rechten Seite eine große Oeffnung, die zu einer andern Höhle führt, deren Boden etwa 10 Fuß tiefer liegt, als der des Ganges. Es hält schwer hinab zu kommen, weil der Weg hinunter

sehr steil und glatt ist; hat man aber diese kleine Schwierigkeit überstanden, so befindet man sich auch im schönsten Gewölbe der ganzen Höhle. Es ist länglich = rund, an 60 Fuß lang, 30 breit, und an einigen Stellen fast 50 Fuß hoch. Die Versteinerungen, die von dem herabtröpfelnden Wasser gebildet werden, sind äußerst schön, und hängen, in Gestalt der schönsten Gewänder (so wie etwa große Decken, die man von einer Ecke eines hohen Zimmers zur andern zieht, einen Faltenwurf zeigen), von der Wölbung herab. Schlägt man mit einem Stocke daran, so läßt sich ein hohler Ton hören, der in den Gewölben der Höhle vielfältig wiederhallt. An andern Stellen dieses Gemaches haben die Versteinerungen ihren Anfang am Boden genommen, und Säulen gebildet, von denen einige bis zur Decke emporsteigen. Begiebt man sich an eine entfernte Stelle dieses Gemachs, und läßt alsdann Jemanden zwischen diesen Säulen umher gehen, so zeigen sich allerlei phantastische Figuren, und man glaubt sich in der Unterwelt, zwischen Gespenstern und Ungeheuern, zu befinden. Der abhängige Boden dieses Gemaches läuft allmälig von einem Ende desselben bis zum andern hinab, und endigt sich in einen Wasserpfuhl, der mit dem, am Ende des langen Ganges, wagerecht erscheint, und sich auch wahrscheinlich mit ihm verbindet. Mein Thermometer stand in dem entferntesten Theile dieser Kammer auf 55°. — Von hier kehrten wir wieder zur Oeffnung der Höhle zurück. Als wir wieder an

das Tageslicht kamen, sahen wir in der That aus, als wären wir im Orkus gewesen, denn unsere Gesichter, Hände und Kleider waren ganz mit Ruß überzogen, den wir aus der Höhle, wo er sich von dem Rauche der Kienfackeln, die man oft hineinbringt, allenthalben ansetzt, mitgenommen hatten. Der Rauch, den die brennende Pechtanne von sich giebt, ist vorzüglich dick und schwer. Ehe diese Höhle so fleißig besucht wurde, und bevor ihre Wände von dem Rauche schwarz geworden waren, hatten sie — wie mir einige alte Bewohner dieser Gegend erzählten — ein prächtiges Ansehen gehabt, denn die Stalaktiten an der Decke und den Wänden sind damahls alle schneeweiß gewesen.

Die Gegend unmittelbar hinter den blauen Bergen, zwischen Bottetourt und den Patowmack, hat eine entzückende Abwechselung von Bergen und Thälern, und viele fruchtbare Landstriche. Besonders sind die niedrigliegenden Ländereien, am Shenandoah-Flusse, der über 100 Meilen an der blauen Bergreihe hinläuft, wegen ihrer großen Fruchtbarkeit allgemein bekannt. Eigentlich versteht man unter den niedrigen Ländereien diejenigen, welche das Shenandoahthal ausmachen, obgleich man demjenigen Lande, welches einige Meilen vom Flusse entfernt liegt, und an einigen Stellen sehr bergig ist, diesen Nahmen zu geben pflegt. Die ohne Wartung hervorwachsenden Kräuter sind hier nicht so schön, als im Kanton Bottetourt; aber der Klee wächst, wenn er einmahl gesäet ist,

äußerst üppig, so wie auch die Weitzenerndte hier reicher, als in irgend einer Gegend der vereinigten Staaten ausfällt. Taback wird nicht anders als zum Privatgebrauche, folglich nur in geringer Menge, gebauet. Der Mais wird nur in geringer Menge ausgesäet, da er durch die Nachtfröste, die im Frühlinge sehr häufig sind, leicht beschädigt wird.

Das hiesige Klima ist so warm, als das der niedrigen Gegenden des Landes, an der östlichen Seite der Berge; doch ist es auch nicht so gemäßigt, als im Bottetourt-Kanton, der von Bergreihen umgeben ist, mithin im Sommer beständig kühle Winde hat, und im Winter vor dem schneidenden Nordwestwinde beschützt wird.

Das ganze dieses, westlich von den Bergen gelegenen, Landes nimmt, in Ansehung der Bevölkerung, sehr zu. In der Gegend von Winchester sind die Niederlassungen so zahlreich, daß, wegen des häufigen Abtreibens des Landes, Mangel an Holz entstanden ist; und wirklich müssen die Gutsbesitzer, um Sparren und Pfähle zu ihren Zäunen zu bekommen, oft 10 bis 15 Meilen weit schicken. — Uebrigens ist es nur diese einzelne Gegend, die vorzüglich gutes Ackerland besitzt; in anderen trifft man noch ungeheuer große Striche Holzland, und fast alle Berge dick mit Holz bewachsen, wodurch indeß das Land sehr an Schönheit gewinnt. Diese Berge und das üppige Grün der mit ihnen abwechselnden Fruchtfelder, die durch unzählige kleine Arme des Shenan-

doah gewässert werden, bieten dem Auge, fast auf dem ganzen Wege vom Bottetourt zum Patowmack, die reizendsten Aussichten dar. Das Romantische einiger dieser Landschaften wird noch durch die blauen Berge, im Hintergrunde, um vieles erhöhet.

In Ansehung dieser Landschaft, und der Amerikanischen Landschaften überhaupt, muß ich noch bemerken, daß ihr pittureskes Ansehen, durch das häufige Anbringen der Winkelzäune und durch die steifen hölzernen Häuser, die in einiger Ferne eine unangenehme Wirkung aufs Auge machen, sehr verringert wird, wozu auch die Baumstumpfen, die man auf den abgetriebenen Ländereien allenthalben erblickt, sehr viel beitragen. Man hauet in Amerika die Bäume niemahls dicht am Boden ab, sondern läßt 2 bis 3 Fuß lange Stümpfe davon stehen; und zwar aus der Ursache, weil man gefunden hat, daß ein Holzhauer bei weitem mehrere Bäume in einem Tage fällen kann, wenn er mit einer geringen Beugung seines Körpers diese Arbeit verrichtet, als wenn er, um die Axt an den untersten Theil des Baumes zu bringen, eine sehr gebückte Stellung annimmt. Ueberdies ist es auch dem Besitzer des Landes gleichgültig, ob die Bäume dicht am Boden umgehauen werden, oder ob 2 bis 3 Fuß hohe Stümpfe zurückbleiben, denn in beiden Fällen bleibt doch immer ein Hinderniß für den Pflug zurück. Gewöhnlich verwittern diese Baumstümpfe im Verlauf von 7 bis 8 Jahren, bald früher, bald auch später, welches von der Beschaffenheit des Holzes ab-

hängt. Niemahls treiben sie, wie Baumstümpfe in England wohl zu thun pflegen, Schößlinge hervor *).

Das angebauete Land ist, in dieser Gegend, sehr vertheilt; es giebt keine Ansiedler hier, wie an der andern Seite der Berge, die im Besitze großer Ländereien sind; auch findet man, keinen derselben, der sich in Ansehung der Erziehung oder der Kenntnisse, vor den übrigen seiner Mitbürger auszeichnete. Man kennt in dieser Gegend weder Reichthum, noch Mangel; Jedem gehört das Haus, welches er bewohnt, und das Feld, welches er beackert; Jeder lebt im glücklichen Mittelstande, und wünscht sich keine bessere Lage, als die ist, worin er sich befindet.

Die freien Bewohner bestehen größtentheils aus Deutschen, die, wie in Pennsylvanien und andern Staaten, wo sie sich angesiedelt haben, auch hier in sehr gutem Rufe stehen. Etwa $\frac{1}{6}$ der Bewohner sind Sklaven, aber in einigen Kantons ist das Verhältniß bei weitem geringer. Im Kanton Rockbridge machen die Sklaven nicht mehr als den eilften, und im Kanton Shenandoah nur den zwanzigsten Theil der Volksmenge aus.

Zwischen Fincastle und dem Patowmack liegen

*) Die mehrsten der hier befindlichen Waldungen bestehen aus Nadelbäumen, deren Wurzeln oder Stümpfe auch in England nicht wieder ausschlagen; denn dies ist nur eine Eigenschaft des Laubholzes. Der Lerchenbaum, der zuweilen Schößlinge aus seinen Wurzeln treibt, macht eine Ausnahme hiervon. d. Ueb.

verschiedene Städte, als Lexington, Staunton, Newmarket, Woodstock, Winchester, Strasburgh und einige andere; Sie liegen alle an der, hinter den blauen Bergen laufenden, Heerstraße, welche man einschlägt, wenn man von den nördlichen Staaten nach Kentucky gehen will. Viele Leute begegneten mir auf derselben, die von Kentucky und dem neuen Staate Tenessi kamen, und auf Philadelphia und Baltimore zugingen, andere die eine entgegengesetzte Richtung nahmen und zwar „to explore“, wie sie es nennen, welches so viel heißt, als bequem gelegene Ländereien in der westlichen Gegend aufsuchen. Diese Leute reisen alle zu Pferde, sind mit Pistolen und Säbeln versehen, und haben große, zusammengeschlagene Decken unter den Sätteln, auf denen sie schlafen, wenn sie genöthigt sind, ihr Nachtquartier in Gehölzen zu nehmen. Jezt, da Friede mit den Indianern gemacht ist, sind die Waffen ziemlich unnöthig. Ehemahls war eine Reise nach Kentucky, auf diesem Wege, wirklich ein Wagestück; die Leute sahen sich daher immer genöthiget, in Karavanen von 40 bis 50 Mann, und zwar wohl bewaffnet, zu reisen. Auch jezt würde es noch gefährlich sein, allein zu reisen; indeß ist man in einer Gesellschaft von 5 bis 6 Menschen vollkommen sicher. Es befinden sich jezt, auf dem ganzen Wege von Fincastle bis nach Lexington in Kentucky, mehrere Häuser, so daß man auf dieser Reise nur zwei oder drei Nächte in den Waldungen schlafen muß. — Von allen widerwärtigen Menschen, die

mir in Amerika aufgestoßen sind, waren die, welche aus den westlichen Gegenden kamen, die unerträglichsten, denn ihre Neugierde war grenzenlos. Sehr oft bin ich von einem oder dem andern dieser Menschen, in einsamen Gegenden des Weges angehalten worden, und zwar auf eine solche Art, daß ich, in jedem andern Lande, einen Straßenräuber zu erblicken geglaubt hätte, der sich meine Börse ausbitten wollte. Ohne weitere Vorrede rücken sie sogleich mit ihren Fragen heraus: — „Der Herr warte ein wenig, ich wollte „wohl sagen, er käm' aus dem neuen Staate." — Nein mein Freund. — „Nun, so kommt der Herr „doch gewiß von Kentuc (Kentucky)." — Nein, mein Freund. — „Ey! woher könnte der Herr denn „wohl sonst kommen? — Unten aus dem Lande? — „Nun, da wird der Herr viel Neues gehört haben; „was kostet denn wohl der Speck in der Ge„gend?" — Auf mein Wort, Freund, ich weiß es Euch nicht zu sagen. — „Hm! ich sehe schon, der „Herr ist keiner von unsern Leuten, — ey! sag' er „mir doch, wie heißt er denn?" — Geht nun ein Fremder denselben Weg, so kann er sich darauf verlassen, daß er die Gesellschaft dieser liebenswürdigen, wißbegierigen Leute, bis zum nächsten Wirthshause behält, wo er dann von einem neuen Haufen Menschen empfangen, und wiederum ausgefragt wird.

Die erste Stadt, zu der man kommt, wenn man vom Bottetourt-Kanton nordwärts geht, ist Lexington, ein artiger kleiner Ort, mit etwa 100 Häusern,

einem Gerichtshause und Gefängnisse. Der größere Theil der Stadt war kurz vor meiner Ankunft niedergebrannt. Hier haben sich vorzüglich viele Irländer angesiedelt. — Dreißig Meilen weiter liegt Staunton, eine Stadt, die ansehnlichen Handel mit dem hintern Lande treibt, und an 200, größtentheils steinerne, Häuser und eine Kirche hat. — In Ansehung der Lebensmittel, die man in dieser Gegend in den Wirthshäusern bekommt, steht es ganz besonders schlecht. Viele Tage lang mußte ich hinbringen, ohne etwas frisches Fleisch bekommen zu können.

Einem Europäer ist es sehr auffallend, so viele Männer in Amerika zu treffen, die militairische Titel haben; noch mehr aber wundert man sich, wenn man diese Männer Beschäftigungen verrichten sieht, welche mit der Würde, die sie bekleiden, so sehr im Widerspruche stehen. So ist es z. B. gar nicht ungewöhnlich, einen Kapitain als Frachtfuhrmann, einen Obersten als Postillion, oder einen General zu sehen, der im Laden steht, und Pfennigband verkauft. Nirgends ist an diesen Militairpersonen ein größerer Ueberfluß als im Städtchen Staunton; Rechtsgelehrte und Aerzte ausgenommen, findet man hier kaum einen einzigen angesehenen Mann, der nicht Oberst, Major oder Kapitain wäre. Dies hängt so zusammen: in Amerika ist jeder Freibürger, vom 16ten bis zum 50sten Jahre, wenn ihn anders seine Beschäftigung nicht davon frei spricht, verbunden, Kriegsdienste zu thun. In Virginien beläuft sich die Miliz auf 62000

Mann,

Mann, die in 4 Divisionen und 17 Brigaden abgetheilt sind, deren jede einen General und andere Offiziers hat. Gäbe es nun auch keine andere Offiziers, als die, welche wirklich zur Miliz gehören, so würde die Anzahl dieser schon sehr groß sein; es giebt aber auch Freikorps in den mehrsten Städten, die von der Miliz unabhängig sind, und gleichfalls ihre Offiziers haben. In Staunton befinden sich zwei derselben, ein Kavallerie- und ein Artilleriekorps, die vorzüglich aus solchen Leuten bestehen, welche ein Vergnügen an kriegerischen Uebungen finden, oder auch aus solchen, die sich in der Uniform gefallen, und also aus Eitelkeit Dienste nehmen. Die Miliz kommt zu ihren Manövres nicht öfter, als alle 2 oder 3 Monathe zusammen, und da Jeder für seine Waffen und andern Zurüstungen selbst sorgt, und überhaupt nicht besonders auf das Erscheinen in Uniform gesehen wird, so ist das Aeußere dieser Leute nicht sehr kriegerisch. Viele der Offiziers dieser Freikorps und der Miliz nehmen täglich ihren Abschied; ist nun Jemand Kapitain oder Oberst auch nur einen Tag gewesen, so behält er, dem Herkommen zu Folge, seinen Titel so lange er lebt. Außerdem befinden sich hier noch viele Offiziers von den alten Armeen, die weder zur Miliz, noch zu den Freikorps gehören.

Winchester liegt 100 Meilen nordwärts von Staunton, und ist die größte Stadt der westlichen Seite des blauen Gebirges. Sie hat etwa 350 Häuser und 2000 Einwohner. Ihre 4 Kirchen sind, so

wie die Häuser, in Ansehung der Bauart, sehr einfach; die Straßen gerade, aber ziemlich enge. Sie hat nichts, was besondere Aufmerksamkeit verdient, so wenig wie die andern erwähnten Städtchen, von denen keins über 70 Häuser hat.

Achtzehnter Brief.

Beschreibung des Durchganges des Patowmack und Shenandoah durch eine Kluft in dem blauen Gebirge. — Bemerkung über Herrn Jefferson's Darstellung dieser Szene. — Ankunft zu Philadelphia. — Bemerkungen über das Klima der vereinigten Staaten. — Philadelphia während der Sommerhitze. — Schwierigkeit Butter, Fleisch u. s. w. vor der Fäulniß zu bewahren. — Anwendung des Eises. — Winde in Amerika. — Die Beschaffenheit des Wetters hängt größtentheils von ihnen ab.

Theurer Freund

Philadelphia im Junius.

Nachdem ich das westwärts von den blauen Bergen gelegene Land in verschiedenen Richtungen durchkreuzt hatte, kam ich zum Patowmack, und zwar an der Stelle, wo er seinen Lauf durch das blaue Gebirge nimmt — ein Schauspiel, das, wie Herr Jeffer-

son in seinen Bemerkungen über Virginien sagt, eins der erhabensten in der Natur ist, und wohl eine Reise über das Atlantische Meer verdient. Je näher man dem Orte kommt, desto wilder und romantischer wird die Gegend. Ist man über eine Anzahl kleiner Berge, die sich einer über den andern befinden, hinaus, so bemerkt man zulezt die Lücke im blauen Gebirge. Der Weg dreht sich hier plötzlich, und windet sich einen langen, steilen Berg hinab, der von hohen Bäumen, die ihre Aeste über den Kopf des Wandernden zusammenschlagen, beschattet wird. An der einen Seite des Weges erblickt man große Felsenstücke über sich, die den Herabsturz drohen; an der andern zeigt sich ein tiefer Abgrund, auf dessen Boden der Fluß dahinströmt. Man hört sein Getöse, sehen kann man ihn aber nicht, weil ihn das dicke Blätterwerk versteckt hält. Am Ende dieses Berges stehen, etwa 60 Fuß höher als die Wasserfläche, einige Häuser und eine Taverne, hinter denen wie ich glaube, von den Feldern aus, der Durchgang des Flusses durch das Gebirge am vortheilhaftesten wahrgenommen werden kann. Zur linken Hand windet sich der Patowmack durch ein fruchtbares Feld, nach dem Gebirge hin; zur rechten fließt der Shenandoah. Beide vereinigen sich am Fuße des Berges mit einander, wälzen sich die Lücke hindurch, nehmen hier plötzlich eine Breite von 400 Yard's (1200 Fuß) an, setzen alsdann ihren Weg zur See weiter fort, und entschwinden zulezt dem Blicke, hinter den Bergen, von denen sie

umgeben sind. Das felsichte Ansehen derjenigen Seiten der Berge, die dem Flusse zugewendet sind, die Felsenmassen, die am Fuße derselben zerstreuet liegen, und deren viele augenscheinlich durch eine gewaltige Erderschütterung auseinander gerissen wurden, „sind" — wie Herr Jefferson sagt — „Denkmähler des „Kampfes, der an diesen Stellen zwischen Flüssen „und Bergen vorgefallen ist. Beim ersten Anblicke „geräth man in Versuchung, anzunehmen, daß die „Berge erschaffen wurden, ehe noch Flüsse anfingen „zu fließen; daß die, von dem blauen Gebirge, wie „von einem Damm zurückgehaltenen, Gewässer des Pa„towmack und Shenandoah immer höher stiegen, zu„lezt an dieser Stelle durchbrachen, und den Bergen „vom Gipfel bis zur Grundfläche auseinander ris„sen." — So viel ist gewiß, daß wenn das blaue Gebirge, da wo sich die Lücke befindet, wieder zusammengefügt werden könnte, sich an der Westseite desselben, durch den Patowmack und Shenandoah, ein ungeheures Meer bilden müßte, welches da, wo sich diese Kluft befindet, am tiefsten sein, und daher auch an dieser Stelle mehr Kraft äußern, und eher durchbrechen würde, als an jeder andern. Am tiefsten würde das Wasser an dieser Stelle sein, weil sie die niedrigste des ganzen großen Landstriches ist, zu der alle Flüsse der umherliegenden Gegenden, wie man dies deutlich auf einer guten Karte sehen kann, ihren Lauf nehmen. Ob das Gebirge ursprünglich zusammenhing, oder ob sich gleich anfangs eine Lücke für den

Durchgang der Flüsse in demselben befand, ist unmöglich zu bestimmen; so viel ist indeß augenscheinlich, daß die Seiten der Kluft ihr jetziges felsichtes Ansehen durch eine große Ueberschwemmung bekommen haben müssen.

An beiden Seiten des Patowmack besteht das blaue Gebirge, von der Grundfläche bis zum Gipfel, aus großen Felsen, die in einer fetten weichen Erdmasse liegen. Dieses Erdreich, wird leicht (oft selbst von starken Regengüssen) fortgespühlt, und alsdann verlieren die Felsen die Festigkeit ihrer Lage. Ich selbst habe, mit Gefahr meines Lebens, diese Erfahrung gemacht, die ich sicher nie vergessen werde. Als ich hier ankam, hatte es den ganzen Morgen stark geregnet; da indeß der Abend sehr schön war, so entschloß ich mich, um die Schönheit der Szene von allen möglichen Seiten zu betrachten, über den Fluß zu setzen. Ich klimmte den Berg der entgegengesetzten Seite hinan, und zwar an einer Stelle, die sehr steil, ohne Fußweg, aber mit einer Menge großer, hervorragender Felsen versehen war. Etwa 30 Schritte (Yards) mochte ich zurückgelegt haben, als ich einen großen Stein erblickte, der mir vollkommen fest zu sein schien. Ich betrat ihn, aber nur zu spät bemerkte ich, daß der Regen ihn losgeweicht hatte — er entwich meinen Füßen, rollte hinab, und zog einen großen Haufen anderer Steine nach sich, die ein so fürchterliches Geräusch machten, daß ich glaubte, der ganze Berg

komme herab, um mich zu zerschmettern. Ich glitt eine Strecke von etwa 20 Fuß hinab, und ergriff alsdann glücklicherweise den Zweig eines Baumes, woran ich hangen blieb. Noch immer rollten die Steine Haufenweise auf mich herab; zuweilen lagen sie eine Minute lang unbeweglich und still, um sodann wieder mit vermehrter Gewalt loszubrechen. In dieser traurigen Lage blieb ich eine geraume Zeit. Ich mußte befürchten, daß eine noch größere Steinmasse herabkommen, und mich, nebst dem Baume, der mir zur Haltung diente, mit sich fortreißen würde. Was meine Nöth noch größer machte war, daß ich der Fußsteige vollkommen unkundig war, und nur einen Weg hinabzukommen vor mir sahe, nähmlich über die herabgerollten Steine — ein Weg, der Grausen in mir erweckte. Die Nacht eilte herbei — nothgedrungen verließ ich meinen Posten und erreichte glücklich den Boden, ohne, einige wenige Quetschungen an den Hüften und Elbogen abgerechnet, den geringsten Schaden genommen zu haben. Die Leute wünschten mir Glück, daß mich mein guter Genius für diesmal beschützt habe, und erzählten mir, daß zuweilen, nach dem Schmelzen hoher Schneelagen, so ungeheure Felsenstücke herabkämen, daß man den Sturz derselben Meilen weit hören könne.

Der Durchgang der Flüsse durch das Gebirge ist wirklich ein merkwürdiges Schauspiel und verdient alle Aufmerksamkeit; indeß bin ich weit davon entfernt, es mit Herrn Jefferson für eine der er-

staunenswürdigsten Szenen in der Natur zu halten, die eine Reise über das Atlantische Meer verdiente. Um viele, weit erstaunenswürdigere, Szenen zu sehen, braucht man nicht weiter, als nach Wales zu gehen. Freilich trifft man in dieser Gegend nirgends einen Fluß, der dem Patowmack an Größe gleichkommt, indeß sieht man viele, die in ihrem Felsenbette mit bei weiten größerem Ungestüme dahin rauschen, als es bei dem Patowmack und dem Shenandoah der Fall ist; auch sind die Felsen, die Abgründe und die Berge des blauen Gebirges an dieser Stelle nur klein und unbedeutend, wenn man sie mit denen vergleicht, die sich in Wales in so außerordentlich großer Menge finden. Nach Herrn Jeffersons Beschreibung sollte man glauben, daß er die Szene, nicht wie sie jezt ist, sondern in dem Augenblicke, als der Durchbruch des Flusses Statt fand, gesehen habe.

Als ich den Patowmack passirt war, nahm ich meinen Weg nach dem schon erwähnten Frederic in Maryland, und von da nach Baltimore. Das Land zwischen Frederic und Baltimore ist bei weitem weniger ergiebig, als das westlich von dem blauen Gebirge befindliche, doch wird es ziemlich gut gebauet. — An vielen Stellen findet man Eisen- und Kupfer-Ertze. Kupferwerke von einiger Bedeutung sind noch nicht angelegt worden, wohl aber mehrere ausgebreitete Eisenwerke. Das Eisen hat hier — so wie überhaupt in den Staaten Maryland, Virginien und Pennsylvanien, — eine besondere Zähigkeit, so daß

die Sachen, die man daraus (und zwar weit dünner, als es gewöhnlich in England geschieht) verfertiget, als Töpfe, Kessel u. s. w, ohne Gefahr sie zu zerbrechen, hin und her geworfen werden können. Die Arbeiten in den Schmiedewerkstätten und vor den Oefen sind größtentheils alle den Negern übergeben, welche sich, nicht allein wegen ihrer schwarzen Farbe, sondern auch weil sie einen weit höhern Grad der Hitze ertragen können, als die weißen Menschen, besonders gut dazu zu eignen scheinen. Selbst in den heißesten Tagen haben diese Neger, ohne Unterlaß, Feuer in ihren Hütten.

Die Meiereien und Plantagen in Maryland bestehen gewöhnlich aus 100 bis 1000 Morgen (acres). In den obern Gegenden des Staates, nach den Bergen zu, ist das Land in kleine Theile vertheilt. Korn ist hier das Hauptprodukt. Die Zahl der Sklaven ist gering. In den niedrigern Gegenden des Staates, und zwischen Baltimore und Frederic, giebt es sehr große Plantagen; man bauet hier eine ansehnliche Menge Tabak, und die Arbeit wird fast einzig und allein von Negern verrichtet. Die Eigenthümer solcher Besitzungen leben gerade so, wie die Pflanzer in Virginien; sie haben alle ihre Verwalter und Aufseher, und bekümmern sich selbst um das Landwesen äußerst wenig. — So wie in Virginien wird auch hier die Bekleidung der Sklaven und der größte Theil der Geräthschaften auf dem Gute selbst verfertiget; auch in Ansehung der Wohnungen der Sklaven verhält es

sich eben so wie in Virginien. Die Häuser sind größtentheils von Holz, mit brauner Farbe (spanish brown) angestrichen und haben gewöhnlich nach vornen ein langes Vordach, das weiß gemahlt ist.

Von Baltimore kehrte ich nach Philadelphia zurück, wo ich am 14ten Junius, nach einer Abwesenheit von etwa drei Monathen, ankam. Während dieser Zeit war das Wetter sehr veränderlich gewesen. Schon am 14ten März Mittags stand, in Pennsylvanien, das Fahrenheitsche Thermometer auf 65°, da es doch eine Woche vorher nicht höher als auf 14° gestanden war. Am Ende desselben Monaths stand in Maryland das Thermometer Mittags selten höher als 50°; die Abende waren immer kalt, neblicht und feucht. In der nördlichen Gegend von Virginien stieg in der zweiten Woche des Monaths April, zwei bis drei Tage nach einander, zu Mittage das Thermometer auf 80° bis 84°; da sich aber der Wind plötzlich änderte, so fiel es wieder und blieb mehrere Tage unter 70°. Als ich die niedrigern Theile Virginiens durchreisete, stand es, im April, häufig auf 80°. An keinem Tage vor dem Mai stieg es wieder zu dieser Höhe, ja es war manche Tage dieses Monaths so kalt, daß man ein Feuer füglich vertragen konnte. Am 9ten Mai, als ich in der Gegend des südwestlichen Gebirges war, fand eine so große Kälte statt, daß die Kirschen, ein großer Theil Frühweitzen und die zarten Maispflanzen erfroren. An einigen besondern Stellen waren auch die jungen Blätter der

Forstbäume abgestorben, so daß man sich in den Monath November versetzt glaubte. Am 10ten Mai, den Tag nach diesem Froste, zeigte das Thermometer Mittags 46°, und nach vier Tagen stand es wieder auf 81°. Während der übrigen Tage dieses Monaths und im Junius, als ich nach Philadelphia kam, wechselte es zwischen 60° und 80°. Das Wetter war im Ganzen schön, doch fielen einige unangenehme und rauhe Tage ein. Die Veränderung der Atmosphäre kam oft sehr plötzlich. Als ich mich am 6ten Junius auf dem Wege nach Frederic-town befand, war die Hitze des Morgens sehr groß; das Thermometer stand auf 81° und der Wind war S. S. W. Um Ein Uhr Mittags zeigte sich ein schwarzes Gewölk am Horizonte, und bald darauf erhob sich ein fürchterlicher Sturm mit Donner und Blitz; verschiedene große Bäume wurden von dem Winde mit der Wurzel ausgerissen; Hagel, dreimal dicker als eine gemeine Erbse, fiel einige Minuten lang, worauf ein so heftiger Regenguß folgte, als ob ein Wolkenbruch statt fände. Gerade vor dem Sturme stand mein Thermometer, welches ich außerhalb eines Fensters, das nach Norden sahe, aufgehangen hatte, auf 81°; nach 23 Minuten, als der Sturm vorüber war, sahe ich wieder nach, und fand, daß es bis auf 59° gefallen war. Ein Nord-Westwind erhob sich jezt wieder, der Abend wurde sehr angenehm, und das Thermometer stieg wieder auf 65°. Man hat in Pennsylvanien die Erfahrung gemacht, daß sich der Thermometerstand

in einer Zeit von 26 Stunden auf 50° verändert hat.

Das Klima der mittlern und südlichen Staaten ist äußerst veränderlich; selten sind die Sommer von zwei auf einander folgenden Jahren einander gleich, und selten geht ein Monath hin, wo das Wetter einerlei Beschaffenheit behält. Doktor Rittenhouse bemerkt, daß er, bei seinem Aufenthalte in Pennsylvanien, in jedem Monathe des Jahres Frost wahrgenommen habe, ausgenommen im Julius; aber auch selbst in diesem Monathe, in welchem die größte Hitze herrscht, erscheint ein oder der andere Tag, an dem man ein geheiztes Zimmer sehr angenehm findet.

Das Klima im Staate Neu-York kommt mit dem zu Pennsylvanien genau überein, doch mit dem Unterschiede, daß in den nördlichen, an Kanada gränzenden, Gegenden jenes Staates der Winter jedesmahl streng und lange dauernd ist. Auch Neu-Jersey, Delaware und die obern Gegenden von Maryland unterscheiden sich, in Ansehung des Klima's, nicht von Pennsylvanien. In den niedern Gegenden von Maryland verhält es sich fast eben so, wie in Virginien, östlich von dem blauen Gebirge, wo das Thermometer nur selten 6° zeigt.

Man hat in Pennsylvanien das Queckfilber im Fahrenheitschen Thermometer schon 24° unter, und wieder auf 105° über Null gesehen; doch finden solche hohe Grade von Kälte und Wärme nur selten statt. Höhere Grade von Hitze treten öfter ein, als Grade der

Kälte, die dem angegebenen nahe kommen. Im Jahre 1795 und in den drei vorhergehenden Jahren war der Thermometerstand nicht tiefer als 10° über Null; dahingegen kein Sommer vergeht, wo es nicht bis auf 96° steigt. Es wurde als eine Merkwürdigkeit angesehen, daß im Jahre 1789 das Thermometer niemahls über 90° zeigte.

Von der drückenden Sommerhitze in Amerika kann man keinen genauen Begriff bekommen, wenn man nicht den Hygrometer- und Thermometerstand kennt. Die Feuchtigkeit der Luft ist, nach den verschiedenen Gegenden des Landes, sehr verschieden; auch ändert sie sich, in allen Gegenden, nach der Beschaffenheit der Winde ab. Es ist wirklich auffallend, einen wie viel größern Grad der Hitze man, ohne Beschwerde zu fühlen, aushalten kann, wenn die Luft trocken ist. In Neu-England ist die Trockenheit der Luft besonders groß, weshalb auch hier eine Hitze von 100° bei weiten erträglicher ist, als der Grad der Hitze, bei welchem das Thermometer, in den niedern Gegenden der südlichen Staaten, auf 90° zeigt; vorausgesetzt, daß der Wind in beiden der genannten Gegenden derselbe ist. Als ich von Virginien sprach, habe ich des großen Unterschiedes erwähnt, der zwischen dem Klima der Gebirge und dem der Niederungen statt findet; dasselbe gilt von allen andern Gegenden des Landes. Von den Bergen in Neu-England an, längs den verschiedenen Gebirgsreihen, die durch Neu-York, Neu-Jersey, Pennsylvanien, Maryland

und die südlichen Staaten laufen, bis zum äußern Ende von Georgien, ist die Hitze nie besonders drükkend; aber nordwärts bis nach Pennsylvanien und Neu-York, in den Niederungen des Landes, zwischen den Bergen und dem Ozean, ist der Grad derselben oft unerträglich.

In den wenigen Tagen, die ich während dieses Monaths in Philadelphia zugebracht habe, stieg das Thermometer zu wiederholten Mahlen bis auf 86°, und zwei bis drei Tage lang stand es auf 93°. Während dieser Zeit verließ sicher Niemand das Haus, wenn ihn nicht die Noth dazu zwang. Man ging mit Sonnenschirmen, trug ganz leichte Kleidung, und entzog sich den sengenden Sonnenstrahlen, so viel man konnte. Des Morgens verschloß man die Fensterläden der Häuser, so daß nur gerade so viel Licht hineinkommen konnte, als zur Verrichtung häuslicher Geschäfte nothwendig war. Kaum war die Sonne untergegangen, so veränderte sich die Szene plötzlich; die Fensterläden und Thüren aller Häuser öffneten sich wieder, und alles, was sich vorher zu Hause gehalten hatte, strömte jezt auf die Straßen, um die Abendkühle zu genießen, und Freunde zu besuchen. Es hatte jeden Abend den Anschein, als ob ein groses Schauspiel gegeben werden sollte, denn jede Straße, jede Nebengasse wimmelte von Menschen. Dieses dauerte gewöhnlich bis um 10 Uhr; um 11 Uhr Nachts giebt es gewiß keine große Stadt in der Welt, in welcher, das ganze Jahr hindurch, um diese Zeit

eine so große Stille herrscht, als in Philadelphia: nur die Nachtwächter wandern alsdann noch umher. — Nach solchen heißen Tagen zeigt sich zuweilen, so bald die Sonne untergegangen ist, ein starker Thau, und alsdann sind die Nächte sehr kalt; stellt sich kein solcher Thau ein, so bleibt die Luft die ganze Nacht sehr heiß. Mehrere Tage und Nächte hindurch stand, in Philadelphia, das Quecksilber nie tiefer als 80°.

Noch ist zu bemerken, daß man das Fleisch nirgends vor der Fäulniß nur einen Tag bewahren kann, als nur in Eisgruben oder in ganz besonders kalten Kellern. Die Milch gerinnt gewöhnlich schon in der Zeit von einer Stunde, nachdem sie von der Kuh gekommen ist. Fische werden nie anders zu Markte gebracht, als mit Eisklumpen bedeckt, und selbst bei dieser Vorsicht ist es oft unmöglich, sie zu genießen. Auch die Butter wird auf diese Art zur Stadt gebracht. Mit Eis versieht man sich auf jeder Meierei im Ueberflusse, denn man betrachtet es in diesen niedrigen Gegenden als eins der ersten Bedürfnisse des Lebens. Das Federvieh wird nie früher, als etwa 4 Stunden vor der Mahlzeit geschlachtet, und alsdann bringt man es noch unter Wasser, weil es, ohne diese Vorsicht, verderben würde. So groß auch die Hitze während meines Aufenthalts zu Philadelphia war, so versicherte man mir doch, daß sie am Ende des Julius und zu Anfange des Augusts noch bei weitem unerträglicher werde. Die mehrsten großen Seehafenstädte, südlich von Philadelphia, sind im Sommer

nicht minder heiß und unangenehm; am mehrsten aber Baltimore, Norfolk, u. e. a.

Die Winde bringen, in Ansehung der Temperatur der Luft, eine außerordentliche Veränderung hervor. Bei einem Nordwestwinde ist die Hitze immer erträglicher, als bei jedem andern, selbst wenn der Thermometerstand derselbe ist. Dieser Wind ist sehr trocken, und belebt die ganze Schöpfung von neuem. Der Nord-Ost bringt auch immer Kälte, aber er macht die Luft scharf und dumpfig. Der Süd-Ost ist dumpfig, aber warm. Der Süd-West ist, wie der Nord-West, trocken, und bringt gewöhnlich warmes Wetter. — Wenn man die verschiedenen Gegenden in Erwägung zieht, aus welchen die Winde, welche in Amerika häufig sind, kommen, so wird man sich ihre verschiedene Wirkung leicht erklären können.

Neunzehnter Brief.

Ohne Gesellschafter in Amerika zu reisen, ist unangenehm. — Der Verfasser trifft zwei Engländer. — Reiset mit ihnen nach Kanada. — Beschreibung der Gegend zwischen Philadelphia und Neu-York. — Bristol. — Trenton. — Princeton. — Akademie daselbst. — Brunswick. — Wasserfall im Posaik-Flusse. — Kupferminen. — Neu-York. — Charakter und Sitten seiner Einwohner. — Schleunige Abreise, des gelben Fiebers wegen. — Fahrt von Neu-York nach Albany den Nord-Fluß hinan. — Große Schönheit des Nord-Flusses. — West-Point. — Hochland. — Stürme sind hier gewöhnlich. — Albany. — Beschreibung der Stadt und ihrer Einwohner. — Feier der Amerikanischen Unabhängigkeit, den 4ten Julius.

Theurer Freund

Albany im Julius.

Ich war so eben im Begriffe, Philadelphia zu verlassen, um mich nach Neu-York zu begeben, und von dort nach Kanada zu reisen, als mich der Zufall mit zwei jungen Herren aus England bekannt machte, die beide, wiewohl jeder getrennt, denselben Weg zu nehmen gedachten. Ein vernünftiger angenehmer Gesellschafter, dem man die Resultate der gemachten Beobachtungen mittheilen, und mit dem man, bei allen Gelegenhei-

ten,

ten Empfindungen gegen Empfindungen austauschen kann, ist, wie ich glaube, auf einer Reise durch ein fremdes Land, etwas sehr Wünschenswerthes. Sollte Jemand das Gegentheil glauben, so bin ich überzeugt, daß er, noch ehe er einen großen Theil der vereinigten Staaten durchreiset ist, vollkommen bekehrt sein wird; denn in einem Lande, das im Verhältnisse zu seiner Größe, so wenig Einwohner hat, wo man, wenn man von einer Stadt zur andern geht, oft viele Meilen weit durch öde Wälder wandern muß, wo — einige Seehäfen ausgenommen — selbst in den Städten ein gewisses Einerlei in den Sitten und der Unterhaltung der Einwohner herrscht, und wo Herz und Kopf so leer ausgehen — in einem solchen Lande ist ein Reisegesellschafter nicht allein angenehm, sondern auch, zur Verscheuchung der Langeweile, oft unentbehrlich.

Ich hatte, auf meiner Rückreise von den blauen Gebirgen, mir fest vorgenommen, nie wieder, in irgend einem Theile von Amerika, eine Reise allein machen zu wollen, wenn ich Gelegenheit haben sollte, einen angenehmen Begleiter zu finden. Die beiden Engländer, welche ich traf, hatten bereits eine große Reise durch die vereinigten Staaten gemacht, und einen ähnlichen Entschluß gefaßt; wir freueten uns daher, die Reise nach Kanada mit einander machen zu können, mietheten ein Fuhrwerk bis Neu-York, und verließen darauf das enge, unangenehme Philadelphia am 20sten August.

Die Straße läuft, für die ersten 25 Meilen, dicht am Delaware-Flusse, den man durch Oeffnungen in den Gehölzen, die sich an den Ufern desselben befinden, in seiner ganzen Schönheit erblicken kann. Am allervortheilhaftesten ist die Ansicht dieses Flusses von der Stadt Bristol aus, die auf dem höchsten Theile seiner Ufer, 20 Meilen von Philadelphia liegt. Er ist hier etwa eine Meile breit, und windet sich majestätisch, rund um die Spitze, auf welcher die Stadt liegt; auch kann man ihn, sowohl hinauf als hinunter, viele Meilen weit verfolgen, und sehen, wie er durch das fruchtbare Land sanft dahinfließt. Gewöhnlich ist er mit unzählbaren kleinen Schooners und Jachten bedeckt. — Bristol gegenüber liegt Burlington, eine der größten Städte in Neu-Yersey, die theils auf einer Insel, theils am festen Ufer gebauet ist. Sie nimmt sich sehr gut aus, und trägt zur Verschönerung der Aussicht, die man bei Bristol hat, nicht wenig bei.

Zehn Meilen weiter hinauf, an der Stelle bis zu welcher die kleinen Schiffe fahren können, und Trenton gegenüber, passirt man den Fluß. Die Fälle oder Stürzungen, welche die Boote verhindern, höher hinauf zu fahren, zeigen sich, auf dem Wege dahin, sehr deutlich, aber die Aussicht auf dieselben ist nichts weniger als angenehm und schön. Ueber diese Stromschnellen hinaus kann die Fahrt in kleinen Booten, an 100 Meilen weit fortgesetzt werden. — Trenton ist die Hauptstadt von Neu-Yersey, und hat

etwa 200 Häuser, nebst 4 Kirchen. Die Straßen sind bequem, und die Häuser zierlich gebauet; doch ist das Staats-Haus, in welchem der Kongreß, während des Krieges, zuweilen zusammenkam, ein schweres und plumpes Gebäude.

Zwölf Meilen von Trenton liegt Princeton, ein hübsches Städtchen, das etwa 80 Wohnhäuser hat, die Eine lange Straße ausmachen. Hier befindet sich auch eine große Akademie, die in dieser Gegend in sehr gutem Rufe steht. Die Zahl der Studenten beläuft sich auf 70, die ihrem Aeußern und dem Unterrichte, den sie empfangen, zu Folge, eher Schüler als Studenten genannt zu werden verdienen. Wirklich ist auch diese Akademie, (so wie dies mit allen andern, die ich in Amerika zu sehen Gelegenheit gehabt habe, der Fall ist) nichts weiter als eine Schule. Die akademische Bibliothek ist in höchst traurigen Umständen, und besteht größtentheils aus alten theologischen Büchern, die nicht einmahl alle regelmäßig aufgestellt sind. Auch ein Globus von Herrn Rittenhouse, und einige einzelne Stücke eines physikalischen Apparates, stehen an dem einen Ende des Bibliothekzimmers, in einem Glasschranke, doch sind sie nicht in den besten Umständen. Diesem gegenüber befinden sich zwei kleine Schenktische, die man als Museum vorzeigt, und worin sich ein Paar kleine ausgestopfte Krokodille und einige seltene Fische befinden, deren Haut aber, durch das wiederholte Umherstoßen, an unzähligen Stellen geplatzt

ist. — Das Gebäude ist einfach und von Steinen aufgeführt; es hat vier Stockwerke und seine Vorderseite ist 180 Fuß lang.

Die nächste Station von Princeton ist Brunswick. Diese Stadt hat an 200 Häuser, und eine sehr gut eingerichtete Brücke von Holz, die über den Raritan-Fluß gebauet ist. Sie kann da, wo die Schiffe fahren, aufgezogen werden; auch befindet sich an jeder Seite derselben ein Fußweg, der mit einem sichern Geländer versehen, und mit Lampen geziert ist. — Elisabethtown und Newark, zwei Städte, durch die man kommt, sind angenehme, freundliche Orter, aber keiner von beiden ist gepflastert. Newark hat keine gerade Straßen, und sieht einem großen Englischen Dorfe gleich; doch herrscht ein angenehmer Gesellschaftston daselbst. Diese beiden Städte sind nur 8 Meilen von einander entfernt. Jede derselben hat einige vortreffliche Kirchen, deren hohe Thürme man schon in einiger Entfernung sehr schön aus den Holzungen, welche sie umgeben, hervorragen sieht.

Der Staat Neu-Jersey ist, von Norden nach Süden gemessen, etwa 160 Meilen lang; seine Breite ist von 40 bis 80 Meilen. Die nördliche Gegend desselben wird von der blauen Gebirgsreihe durchschnitten, die durch Pennsylvanien läuft; auch finden sich noch in verschiedenen andern Richtungen kleine Berge in dieser Gegend, die mit dem blauen Gebirge zusammenhangen. Der südliche Theil des Staates,

der nach der See zu liegt, ist äußerst flach, sandig und unfruchtbar. Mehrere Meilen weit sieht man oft nichts, als einen zusammenhangenden Fichtenwald. Der mittlere Theil, durch den man auf dem Wege von Philadelphia nach Neu-York kommt, hat einen Ueberfluß an Ländereien. Der Boden ist nicht allenthalben gleich; an einigen Stellen ist er sandig, an andern steinig, dafür trifft man auch wieder Stellen, die sehr fruchtbare bräunliche Dammerde haben. Dieser Theil des Staates ist, bis nach Newark, im allgemeinen, gut gebauet, und hat hin und wieder vortreffliche Meierhöfe; doch trifft man auch Land genug, das noch nicht abgetrieben ist. Ueber Newark hinaus ist das Land sehr platt und sumpfig. Zwischen der Stadt und dem Posaik-Flusse befindet sich ein Sumpf, der allein über 20 Meilen im Umfange hat, und an der Stelle, wo man ihn passiren muß, an 2 Meilen breit ist. Die Heerstraße ist hier nicht mit Steinen gepflastert, sondern hat große Balken, die dicht neben einander gelegt sind. An beiden Seiten befinden sich Gräben, durch welche die Straße trocken erhalten wird. In dieser Gegend trafen wir zuerst Muskiten, die uns im Gehen nicht wenig belästigten. Gegen das Ende des Sommers wird auch Philadelphia von diesen lästigen Thieren sehr heim gesucht; als wir diese Stadt verließen, hatten sie sich aber noch nicht eingefunden. Der Posaik-Fluß läuft dicht an dem Sumpfe und hat eine vortreffliche hölzerne Brücke, die derjenigen ähnlich ist,

welche zu Neu-Brunswick über den Raritan-Fluß geht. Etwa 15 Meilen über dieser Brücke befindet sich ein merkwürdiger Fall im Flusse. In der Nähe dieses Wasserfalles ist der Fluß etwa 40 Yards (120 Fuß) breit. Er fließt mit sanftem Laufe bis auf einige Ruthen von der Stelle des Falles, wo er reißender strömt und sich alsdann plötzlich, in einer zusammenhängenden Fläche, über eine Felsenreihe stürzt, die, senkrecht gemessen, beinahe 80 Fuß hoch ist. Ist das Wasser unten, so läuft es durch eine Kluft, die an beiden Seiten durch ungeheure Felsen gebildet wird. Diese Felsen sind noch höher, als die des Wasserfalles, und scheinen vormals mit einander verbunden gewesen zu sein.

In dieser Gegend befindet sich eine reiche Kupfer-Mine, die man schon mehrere Mahle zu bearbeiten versucht hat, deren Eigenthümer aber, — sei es, daß ihnen die Kosten, welche ein solches Unternehmen erfordert, zu groß waren, oder daß sie nicht mit gehöriger Klugheit verfuhren — nie etwas vor sich gebracht, wohl aber ansehnlichen Verlust dabei gehabt haben. Diese Mine wurde 1751 von einem Manne entdeckt, der Morgens um 3 Uhr vorbeiging und eine blaue Flamme, von der Größe eines Mannes, erblickte, die aus der Erde hervorkam, bald darauf aber wieder verschwand. Er merkte sich die Stelle, man machte eine Oeffnung in den Berg und fand verschiedene große Stücken gediegenes Kupfer. Jezt

soll die Kupferader in dem Bergwerke bei weitem reicher sein, wie damals, als man sie öffnete.

Vom Posaik bis zum Nord-Flusse ist das Land bergig, unfruchtbar und unfreundlich; kommt man aber dem leztern Flusse näher, so eröffnet sich plötzlich eine prächtige Aussicht; man erblickt nähmlich am entgegengesetzten Ufer die Stadt Neu-York, und den Hafen mit allen Schiffen. Man kann von hier den Fluß, der sehr ansehnlich ist, bis auf mehrere Meilen über die Stadt hinaus, mit den Augen verfolgen. Die Ufer an der Jersey-Seite sind steil, und schön mit Bäumen besetzt, die beinahe das Wasser berühren. Die große Anzahl von Schiffen, die auf- und abseegeln, tragen nicht wenig dazu bei, die Szene noch lebhafter und schöner zu machen.

Neu-York liegt auf der Insel desselben Nahmens, die durch den Nord- und Ostfluß, und durch einen Krihk gebildet wird, der beide Flüsse mit einander verbindet. Diese Insel ist 14 Meilen lang, und etwa eine Meile breit. Am südlichen Ende derselben befindet sich die Stadt, die sich von dem einen Flusse zum andern erstreckt. Der Nord- oder Hudson-Fluß ist beinahe 2 Meilen breit; die Breite des Ost-, oder (eigentlicher zu sprechen) des Nordost-Flusses ist etwas geringer. Beide Flüsse haben, dicht bei der Stadt, Wasser genug, um die größten Kauffahrtei-Schiffe tragen zu können; indeß ist der Ostfluß der Haupt-Schauplatz des Handels, und viele Schiffe fahren hier, weil im Winter die Fahrt auf diesem

Fluſſe nicht ſo leicht durch das Eis verhindert wird. An dieſer Seite der Stadt ſind die Häuſer und Kramläden (Stores) ſo dicht wie möglich neben einander gebauet. Die Straßen ſind unbequem und — wie es nur zu häufig in Seehafen-Städten der Fall iſt — ſehr ſchmutzig, mithin während des Sommers äußerſt ungeſund. In dieſer Gegend der Stadt war es, wo das gelbe Fieber im Jahre 1795 ſo ſchrecklich wüthete; im Jahre 1796 wurden viele Leute, die demungeachtet wohnen blieben, gleichfalls Opfer des gelben oder eines ähnlichen Fiebers. — Die Straßen, die ſich in der Nähe des Nordfluſſes befinden, ſind weit luftiger; aber der angenehmſte Theil der Stadt iſt in der Nähe der Batterie, an der ſüdlichen Spitze der Inſel, wo ſich die beiden Flüſſe miteinander vereinigen. Als Neu-York noch im Beſitze der Engländer war, hatte dieſe Batterie zwei oder mehrere Reihen Kanonen, die ſich übereinander befanden; jezt hat man ſie abgetragen, und einen reitzenden Wandelplatz aus ihr gemacht. Der Zuſammenfluß der Leute iſt hier, an ſchönen Sommerabenden, ſehr groß, weil der Ort der Seeluft offen iſt, die ihn in der heißen Jahreszeit vorzüglich angenehm macht. Man hat von hier eine ſchöne Anſicht der Heerſtraßen, der langen und der Staaten-Inſel (Long and Staten-Islands), ſo wie auch des Yerſey-Ufers. Beim Hochwaſſer gewinnt die Szene, durch die Menge der Schiffe, die in den Hafen ein- und auslaufen, ſehr an Abwechſelung. Diejenigen Schiffe, die in den Oſt-Fluß wol-

len, fahren, in einer Entfernung von einigen Schritten, vor der Batterie vorbei.

Von der Batterie läuft eine schöne, etwa 70 Fuß breite Straße, die broadway (der breite Weg) heißt, genau in einer nördlichen Richtung durch die Stadt. Zwischen ihr und dem Nord-Flusse gehen noch verschiedene andere Straßen, die sich unter rechten Winkeln durchkreutzen. Geht man diese Straßen vorbei, so hat man eine Aussicht auf das Wasser, und sieht Boote auf- und abfahren; auch nimmt sich von hier das entgegengesetzte Ufer besonders schön aus. Wären auch die Straßen an der, dem breiten Wege gegenüber befindlichen Seite, bis zum Ost-Flusse fortgesetzt, so würde dadurch eine überaus schöne Wirkung hervorgebracht worden sein, denn der breite Weg läuft, längs einer bergichten Erhöhung, zwischen beiden Flüssen dahin. Auch würde diese Einrichtung der Gesundheit sehr zuträglich gewesen sein. Hätte man überdies noch an beiden Seiten geräumige Landungsplätze, von der Länge der Stadt, angebracht — an deren Stelle man an den Ufern der Flüsse nichts erblickt, als ein Chaos von hölzernen Waarenhäusern, auf Kai's, die sich in jeder Richtung in das Wasser hinauserstrecken — so würde Neu-York einer der schönsten Seehäfen der Welt geworden sein. Alle Seehäfen in Amerika haben diese, für das Auge unangenehme, Einrichtung. Mit der Bundesstadt geht es eben so; man hat bereits angefangen, ohne Ordnung und Ebenmaaß, hölzerne Kai's und Waaren-

häuser daselbst anzulegen. Es ist wirklich zu bewundern, daß man, als der Plan zu dieser Stadt gemacht wurde, nicht an einen großen regelmäßigen Landungsplatz gedacht hat, der doch, sowohl in Ansehung der bequemern Lage für die Schiffe, als auch der Verschönerung der Stadt wegen, sehr zu wünschen gewesen wäre.

Viele Privathäuser in Neu-York sind gut gebauet, vorzüglich die im breiten Wege. Unter den öffentlichen Gebäuden ist keins da, das besonders in die Augen fällt. — Von Kirchen und andern öffentlichen Andachtshäusern giebt es nicht weniger als 22 in dieser Stadt.

Im Jahre 1790 belief sich die Anzahl der Einwohner Neu-Yorks auf 30148 Freibürger und 2180 Sklaven; jezt ist aber, wie man glaubt, die Volksmenge wenigstens bis auf 40000 gestiegen. Die Bürger von Neu-York haben sich schon seit langer Zeit von allen andern Stadtbewohnern der vereinigten Staaten (die Einwohner von Charleston ausgenommen) durch Höflichkeit, Frohsinn und Gastfreundschaft vortheilhaft ausgezeichnet. Bälle, Spielgesellschafren und Schauspiele machen ihre öffentlichen Vergnügungen aus. Zu den ersteren hat man neulich eine Reihe geräumiger Zimmer angelegt. Das Schauspielhaus ist von Holz und äußerst elend; doch bauet man jezt ein neues, das, wie man glaubt, um so viel zu groß für die Stadt werden wird, als das jezzige zu klein ist.

Ansicht des Patowmac Flusses vom Berge Vernon.

Da wir begierig waren, unsere Reise fortzusetzen, ehe die Jahreszeit zu weit vorrückte, und überdieß wünschen mußten, Neu-York — der Fieber wegen, die, wie die Rede ging, um sich griffen — zu verlassen, so entschlossen wir uns, nach Albany zu reisen, und zwar in einer der Jachten, die beständig auf dem Nordflusse, zwischen Neu-York und diesem Orte, hin und herfahren. Am zweiten Tage des Julius, Nachmittags um 2 Uhr, schifften wir uns ein. Eine vollkommene Windstille herrschte, der Himmel war den ganzen Tag so heiter, als man es nur wünschen konnte, und der Spiegel des Wassers warf die Bilder der verschiedenen Gegenstände am Ufer, und der Schiffe, die auf dem Flusse in verschiedenen Entfernungen von einander, ohne Seegel aufgespannt zu haben, gleichsam durch magische Kraft dahin getrieben wurden, aufs reizendste zurück. Die mit ihrer ganzen Pracht untergehende Sonne erhöhete die Schönheit dieser ruhigen heitern Szene, und setzte uns in den Stand, die fernen Thürme von Neu-York, die sie mit ihren scheidenden Strahlen erleuchtete, noch Einmahl zu betrachten. Wollte ich, Ihnen alle die schönen und wirklich großen Aussichten beschreiben, die sich, bei der Fahrt auf diesem prächtigen Flusse, dem Auge darbieten, so würde ich eine endlose Arbeit unternehmen. Alles was sich die Phantasie durch glückliche Verbindung der Wälder und Gewässer, der Berge und Thäler zu schaffen vermag, ist hier in der größten Vollkommenheit zu sehen. An

einigen Stellen dehnt sich der Fluß bis zu einer Breite von 5 bis 6 Meilen aus, an andern wird er wieder so schmal, daß seine Breite nur einige 100 Schritte beträgt; an noch andern ist er mit Inseln besäet. Hier kann man seinen Lauf verfolgen, so weit das Auge nur immer zu reichen vermag, dort nimmt er, zwischen seinen hohen Ufern, eine Krümmung an und entschwindet dem Blicke auf Einmahl. Bald sieht man mit Felsen und Bäumen bedeckte Berge, beinahe senkrecht, aus dem Wasser emporsteigen, bald fruchtbares Flachland, das bis zur Fläche des Wassers herab angebauet ist. Reinliche Meiereien und fern liegende Städte vollenden das Reitzende dieser Landschaften.

Als die Sonne untergegangen war, erhob sich ein frischer Wind, mit dem wir, einen ansehnlichen Theil der Nacht hindurch, 6 bis 7 Meilen in einer Stunde zurücklegten. Einige Stunden mußten wir, an einer Stelle, die im Dunkeln nicht wohl zu beschiffen war, vor Anker zubringen.

Am folgenden Morgen befanden wir uns West-Point (einem Orte, der im Amerikanischen Kriege, durch die Desertion des Generals Arnold, und den darauf folgenden Tod des unglücklichen Major André, der Geschichte merkwürdig geworden ist) gegenüber. Das Fort steht, etwa 150 Fuß höher als die Oberfläche des Wassers, an der Seite eines unfruchtbaren Berges. Außer einer einzigen Schildwache, die auf dem, mit langen Grase bewachsenen Walle auf = und

abwandelte, ließ sich hier kein menschliches Wesen blicken. Vielleicht erschien mir das Fort um so viel öder und trauriger, da der Morgen sehr trübe war, und ich mir gerade mit Lebhaftigkeit alle die Umstände, die auf des armen André's Tod gefolgt waren, ins Gedächtniß zurückrief.

In der Nähe von West-Point liegt noch ein anderer Posten, der Fort Putnam genannt wird, und seit dem Frieden sehr in Verfall gerathen ist; doch ist man jezt darüber aus, ihn wieder in guten Stand zu setzen. Sollten wieder unglücklicherweise zwischen England und den vereinigten Staaten Feindseligkeiten ausbrechen, so würden diese Posten von der größten Wichtigkeit sein, weil sie ein Glied der Postenkette ausmachen, die den ganzen Weg, längs den schiffbaren Gewässern, welche die Brittischen Niederlassungen mit Neu-York verbinden, einnimmt.

In dieser Gegend fängt auch das sogenannte Hochland an, welches sich, längs beiden Seiten des Flusses, mehrere Meilen weit ausbreitet. Die Breite des Flusses nimmt hier ansehnlich ab, und zuweilen fahren so gewaltige Windstöße, die zwischen den Bergen herauskommen, durch die engen Pässe, daß die Schiffe häufig ihre Bramstangen verlieren. Der Kapitain der Jacht, in welcher wir uns befanden, erzählte uns, das große Seegel sei Einmahl plötzlich in Stücken zerrissen, und ein Theil desselben an das Ufer geführt worden. — Wird der Himmel trübe, so ziehen die Schiffer gewöhnlich die Seegel ein.

Am 4ten Julius, Morgens um 4 Uhr, erreichten wir den Ort unserer Bestimmung, die Stadt Albany, die etwa 160 Meilen von Neu-York entfernt liegt.

Albany ist eine große Stadt, die an 1100 Häuser enthält; welche Zahl, vorzüglich seit der Verlegung des Staatsgouvernements von Neu-York, noch sehr zunimmt. In den älteren Theilen der Stadt sind die Straßen sehr enge und die Häuser abscheulich, denn sie sind alle nach dem alten Holländischen Geschmacke, mit den Giebeln nach der Straße hinaus gebauet, und auf den Gipfeln derselben befinden sich große eiserne Wetterhähne. In dem neuerlich angelegten Theile der Stadt sind die Straßen bequem, und viele Häuser recht hübsch. Man hat die Straßen mit vieler Mühe gepflastert, und für die Erleuchtung gesorget; auch befinden sich hier mehrere Häuser für öffentliche Gottesverehrung, nebst einem Krankenhause. Im Sommer ist Albany ein sehr unangenehmer Ort; es hat eine tiefe Lage, gerade am Ufer des Flusses, der hier sehr langsam fließt, und oft gegen Abend Dunstwolken emporsteigen läßt. Hierzu kommt noch, daß sich, unmittelbar hinter der Stadt, eine große Sandbank befindet, die der Luft den freien Zugang benimmt, und zugleich die Strahlen der Sonne, von der sie den ganzen Tag über beschienen wird, mit Gewalt zurückwirft. Demungeachtet glaubt man, das hiesige Klima sei der Gesundheit sehr zuträglich.

Noch vor wenigen Jahren waren die Einwohner

dieser Stadt größtentheils alle von Holländischer Abkunft; jezt strömen aber Fremde aus allen Gegenden hierher, weil es wirklich nur wenige Städte in Amerika giebt, die eine so vortheilhafte Lage für den Handel haben, wie Albany.

Den 4ten Julius, an welchem Tage wir zu Albany ankamen, wurde das Fest der Gründung der Amerikanischen Unabhängigkeit gefeiert. Man zeigte uns, bei unserm Eintritte in die Stadt, an, daß schon zur Feier desselben die gehörigen Vorrichtungen getroffen würden *). Als eine Trommel und eine Trompete, gegen Mittag, den Anfang des Freudenfestes ankündigten, begab ich mich, mit meinen Begleitern, auf einen Berg, der dicht vor der Stadt liegt. Hier sahen wir 60 Mann, theils von der Miliz, theils Freiwillige, Infanterie und Kavallerie, die in Reihe und Glied gestellt waren, und an 300 Zu-

*) So bald der Wirth erfahren hatte, wer wir waren, kam er zu uns und bat, wir möchten die Unordnung, die in seinem Hause herrschte, dies Mahl entschuldigen, da an diesem Tage das Fest der „Amerikanischen Unabhängigkeit," oder wie sich Einige und zwar eigentlicher ausdrückten, „der Amerikanischen Reue," gefeiert würde. Es befremdete uns nicht wenig, einen solchen Mann auf diese Weise sprechen zu hören; nachher trafen wir aber mehrere Leute, die frei heraus sagten, sie hätten seit der Revolution nie so ruhig und zufrieden gelebt, wie damahls, als die Staaten noch unter dem Englischen Szepter gewesen wären. Am häufigsten hörte ich solche Aeußerungen in Virginien.

schauer. Man feuerte einige Dreipfünder ab, und gab darauf Musketensalven. Als das Feuern, welches kaum eine Stunde dauerte, glücklich beendigt war, zogen sich die Truppen wieder zur Stadt zurück; eine Anzahl Offiziers von der Miliz, in Uniform, und — da der Tag sehr heiß war — mit Sonnenschirmen versehen, beschlossen den Zug. Als sie in der Stadt ankamen, lief der Eine hier = der Andere dort hin; die Freiwilligen und Offiziers der Miliz speiseten hernach mit einander, und so hatte das sogenannte Freudenfest, ohne daß ein öffentlicher Ball, oder irgend eine andere Lustbarkeit statt fand, ein Ende. Man sollte denken, ein Tag, der sich in den Annalen des Landes so ehrenvoll auszeichnet, und der jedem Amerikaner noch frisch im Andenken ist, würde Gelegenheit zu glänzendern und allgemeinern Festen gegeben haben; aber das phlegmatische Volk dieser Gegend, das nur auf Gewinnst sieht, und die Vortheile der Revolution so gut als möglich benutzt, hält solche Freudenbezeugungen für unnütz und Zeit verderbend.

Zwanzigster Brief.

Abreise von Albany. — Schwierigkeit Fuhrwerke zu bekommen. — Ankunft zu Kohoz. — Beschreibung der hier im Mohawk-Flusse befindlichen Wasserfälle — Still-Water. — Saratoga. — Fort Edward. — Ermordung der Miß M'Crea. — Fort Ann. — Schlechter Weg dahin. — Bemerkungen über Amerikanische Wälder. — Schwierigkeit vorwärts zu kommen. — Ankunft zu Skenesborough. — Angriffe der Muskiten. — Beschreibung dieses Insekts. — Ihr Stich ist zuweilen gefährlich. — Mittel dagegen.

Theurer Freund

Skenesborough im Julius.

Wir hielten uns einige Tage in Albany auf, und fuhren darauf, in einem besonders dazu gemietheten Wagen, nach Skenesborough, am Champlain-See. Die Mühe, welche wir hatten, ein Fuhrwerk zu bekommen, hielt uns länger in Albany auf, als wir wünschten. In der ganzen Stadt befanden sich nur zwei Wagen, deren Eigenthümer im Einverständnisse mit einander waren. Sie glaubten, wir müßten wohl geben, was sie forderten, und weigerten sich daher, uns für einen geringern Preis, als 70 Dollars (15 Guineen) dahin zu fahren. Da wir von

der Unbilligkeit dieser Forderung überzeugt waren, so beschlossen wir, lieber geduldig auf eine andere Gelegenheit zu warten, als uns so unverschämt betrügen zu lassen. Zwei Tage lang beharrten die Kerl auf ihrer Forderung, endlich kam einer und bot uns seinen Wagen für die Hälfte des angegebenen Preises an, womit wir denn zufrieden waren.

Den folgenden Morgen fuhren wir in aller Frühe fort, und kamen, nach zwei Stunden, bei dem kleinen Dorfe Kohoz an, in dessen Nähe sich der merkwürdige Wasserfall im Mohawk-Flusse befindet. Dieser Fluß entspringt nordöstlich vom Oneida-See, und ergießt sich, nach einem Laufe von 140 Meilen, etwa 10 Meilen über Albany, in den Hudson oder Nord-Fluß. Etwa 3 Meilen von seiner Mündung befindet sich der Kohoz-Wasserfall. Die Breite des Flusses beträgt 300 Yards (900 Fuß). Eine Felsenreihe läuft von dem einen Ufer zum andern, und vom Gipfel desselben stürzt sich das Wasser 50 Fuß tief (senkrecht gemessen) hinab. Das fallende Wasser bildet, von einem Ufer zum andern, beinahe eine gerade Linie; doch ist die Gestalt desselben, je nachdem der Fluß viel oder wenig Wasser hat, sehr verschieden. Ist der Fluß voll, so stürtzt sich das Wasser in einer zusammenhangenden Fläche hinab; ist dies aber nicht der Fall, so bleiben die höhern Felsen vom Wasser unbedeckt. Diese Felsen haben alle eine sehr dunkele Farbe, so wie auch der Boden des Ufers, welches, an beiden Seiten, zu einer ansehnlichen Höhe hinauf

steigt. Eine sehr schöne Ansicht der Kaskade bekommt man, wenn man, etwas weiter hinab, über die daselbst befindliche Brücke geht.

Von hier fuhren wir an den Ufern des Hudson-Flusses hin, und kamen durch die Stadt Still-Water — die ihren Nahmen von der ungemeinen Stille, mit welcher der Fluß ihr gegenüber fließt, bekommen hat — und gelangten Abends, wiewohl ziemlich spät, zu Saratoga an, welches 35 Meilen von Albany entfernt liegt. Dieser Ort hat eine reformirte Holländische Kirche, und an 40 Häuser, die so zerstreuet umher liegen, daß man nichts weniger als eine Stadt zu sehen glaubt.

In dieser Gegend trifft man, an einem Sumpfe, verschiedene merkwürdige mineralische Quellen. Die vornehmste derselben befindet sich in dem Schlunde eines 5 Fuß hohen, pyramidenförmigen Felsens, der aus den Versteinerungen, die das Wasser abgesetzt hat, entstanden zu sein scheint. Auch die übrigen Quellen sind mit Versteinerungen derselben Art umgeben. In der zuerst angeführten Quelle bleibt das Wasser fast immer 8 Zoll weit unter dem Rande der Oeffnung, und brauset auf, als ob es kochte; im Anfange des Sommers läuft es indeß immer regelmäßig über. Die Oeffnung hat 9 Zoll im Durchmesser. Die Bestandtheile des Wassers dieser Quellen sind noch nicht genau angegeben; es soll Salze und viel Kohlensaures Gas enthalten. Bringt man Thiere in die Oeffnung, so ersticken sie, und ein Licht verlöscht

augenblicklich darin, so daß auch nicht das kleinste Fünkchen am Dochte bleibt. Wenn man eine Flasche mit diesem Quellwasser füllt, sie alsdann verstopft und schüttelt, so wird entweder der Pfropf mit einem Knall ausgetrieben, oder die Flasche zersprengt. Läßt man das Wasser in einem offenen Gefäße stehen, so verliert es, in weniger als einer halben Stunde, seine ganze Kraft. Es hat einen sehr starken Geschmack, und wirkt bei Einigen als Brechmittel, bei Andern führt es ab.

Von den Verschanzungen, die, während des Krieges, von den Englischen und Amerikanischen Armeen bei Saratoga angelegt wurden, sieht man fast nichts mehr. Man hat das Land seit der Zeit gut angebauet, die Schanzen größtentheils abgetragen, und die Stellen umgepflügt. — Wir ließen uns hier über den Hudson-Fluß setzen, und fuhren, längs seinem östlichen Ufer, bis nach Fort Edward, wo man ihn aus den Augen verliehrt, weil die Straße nach Norden fortläuft, der Fluß hingegen sich plötzlich westwärts drehet.

Fort Edward war schon vor dem Amerikanischen Kriege geschleift; aber die Armeen beider Seiten befanden sich, während desselben, in der Nachbarschaft dieses Forts. Viele Leute, die hier wohnten, hatten bei der Armee gedient, und unterhielten uns mit den Begebenheiten, welche in dieser Gegend vorgefallen waren. So erzählte uns der Wirth, in dessen Gasthofe wir abgestiegen waren, die nähern Um-

stände, die bei dem Tode der Miß M'Crea statt gehabt hatten. Auch zeigte er uns einen Berg, der nicht weit von dem Hause entfernt lag, als den Ort, wo sie von den Jndianern ermordet, und auch nachher begraben wurde. Dieses schöne junge Frauenzimmer stand mit einem Offiziere von der Armee des Generals Burgoyne in Verbindung, der, aus Besorgniß für ihre Sicherheit — weil nähmlich verschiedene Marodeurs in der Gegend, wo sie wohnte, umherstreiften — einen Trupp getreuer Jndianer zu ihr schickte, um sie sicher in das Lager bringen zu lassen. Die Jndianer richteten den empfangenen Auftrag treulich aus. Schon hatten sie sich mit dem, ihrer Sorgfalt anvertraueten, Mädchen dem Englischen Lager so weit genähert, daß man sie von dort erkennen konnte, als ihnen ein Haufen Jndianer begegnete, die zu einem andern Stamme gehörten, aber ebenfalls der Englischen Armee um diese Zeit dienten. Es dauerte nicht lange, so entstand ein Streit, welche von den beiden Parthien die Ehre haben sollte, das Frauenzimmer zum Lager zu führen. Von Worten kam es zu Schlägen; das Gefecht wurde immer hitziger, als zulezt einer der Anführer, um die Sache, ohne Blutvergießen von Seiten der Jndianer, beizulegen, auf Miß M'Crea losging, und sie auf der Stelle mit seinem Tomahawk todschlug. Da jezt die Ursache des Zankes weggeräumt war, so kehrten die Jndianer ruhig zum Lager zurück. Das Verbrechen war zu empörend, als daß man es hätte ungeahndet hinge-

hen lassen können. Jedermann war aufgebracht gegen die Indianer, denn Unmenschlichkeiten wie diese hatte man sie noch nie ausüben sehen. Man sahe ein, wie unweise es sei, solche Barbaren im Dienste zu behalten, und so wurden, nach kurzer Zeit, die mehrsten derselben von der Englischen Armee fortgeschafft.

Fort Edward liegt nahe am Flusse. Die Stadt desselben Nahmens ist einige 100 Schritte davon entfernt und hat etwa 20 Häuser. Bis jezt war der Weg ziemlich gut gewesen — aber von hier bis zum Fort Anne, welches auch vor dem Kriege demolirt wurde, ist er höchst elend, und besteht größtentheils aus einer Straße, die ursprünglich zur Fortschaffung der Kanonen angelegt wurde, weil der Boden hier ungemein naß und weich ist. Die Heerstraße ist mit großen Bäumen belegt, die man queer aneinander gereihet hat; da aber viele derselben beschädigt und vermodert sind, so trifft man häufig Lücken und Löcher, worin die Wagenräder stecken bleiben, so daß sie, durch die Kraft der Pferde allein, nicht herausgebracht werden können. Wir würden es als eine harte Strafe betrachtet haben, wenn wir genöthigt gewesen wären, auf einem solchen Wege, in einem so schlechten Wagen, der nicht in Federn hing, sitzen zu bleiben; wir stiegen aus, nahmen unsere Flinten zur Hand, und belustigten uns, auf dem Wege durch die Holzungen, mit Schießen. Die Wälder haben hier ein weit ehrwürdigeres Ansehen, als alle andere, die wir auf unserm Wege, von Philadelphia bis in

diese Gegend, angetroffen hatten. Die Höhe der Bäume ist es vorzüglich, die dieses bewirkt; die Dicke derselben ist sehr mittelmäßig, denn wirklich sahe ich keinen einzigen, der mehr als 30 Zoll im Durchmesser zu haben schien. Ueberhaupt ist der Durchmesser der Amerikanischen Forstbäume, im Verhältnisse zu ihrer Höhe, sehr klein; am mehrsten aber fällt dieses auf, wenn man sie mit den Bäumen der Wälder in England vergleicht. Der dickste Baum, den ich im Lande sah, war eine Ehre *), die an dem Ufer des Shenandoah-Flusses in fettem Boden stand; doch hatte sie nicht mehr als 4 Fuß und 4 Zoll im Durchmesser. Die Niederungen von Kentucky, und einige Gegenden im westlichen Gebiete sollen keinen Mangel an Bäumen von 7 bis 8 Fuß im Durchmesser haben. Ist dies wirklich der Fall, so müssen in jenen Gegenden die Bäume weiter auseinander stehen, als es in den mittlern Staaten, nach dem Atlantischen Meere zu, der Fall ist; denn hier sind sie sich einander so nahe, daß sie unmöglich stark in die Dicke wachsen können.

Die Waldungen bestehen hier größtentheils aus Eichen **), Hickery-Nußbäumen ***), Schierlingstannen ****), Buchen und Weymouthskie-

*) Acer Pseudo-Platanus.

**) Es giebt an 20 verschiedene Arten Eichen in Amerika.

***) Juglans alba Mill.

****) Pinus Canadensis. Wilden. — P. americana du R. S. du Roi's Harbkesche Baumzucht von Pott. Ir Thl. S. 152.

fern *). Auch eine Menge Hohlbeeren (rubus idaeus) finden sich hier in den Wäldern, die einen sehr guten Geschmack haben. Noch häufiger trifft man sie in Kanada.

Ueber Fort Anne hinaus, welches 8 Meilen vom Fort Edward liegt, wurde der Weg besser; wir setzten uns daher wieder in unser Fuhrwerk, aber die elenden Pferde waren jezt ermüdet und fanden daher für gut, stehen zu bleiben. Der Fuhrmann schrie, stampfte, fluchte — aber alles vergebens; seine Peitsche war, durch den häufigen Gebrauch, den er davon gemacht hatte, schon seit einigen Stunden zerrissen; die Thiere fühlten seine Hiebe nicht mehr, was Wunder also, daß sie sich, wie die Maulesel der Aebtissin von Andovillets, weiterzugehen weigerten. Bei dieser Lage der Dinge konnten wir es nicht unterlassen, den Kerl mit der Vortreflichkeit seiner Mähren, die er vorher so sehr herausgestrichen hatte, etwas aufzuziehen. Schon dieses kränkte ihn nicht wenig — aber wie groß war seine Wuth, als wir von ungefähr sagten, wie viel wir für das erbärmliche Fuhrwerk hatten bezahlen müssen. Es zeigte sich jezt, daß zwei der Pferde sein Eigenthum waren, und daß der Mann, von dem wir den Wagen gemiethet hatten, ihm für den Gebrauch dieser Thiere und für das Fahren, die Hälfte des Fuhrlohnes zugesagt, wirklich

aber

*) Pinus strobus. S. du Roi's Harbkesche Baumzucht von Pott. Ir Thl. S. 78.

aber nicht mehr als 10 Dollars, mithin $7\frac{1}{2}$ Dollars zu wenig ausgezahlt hatte. So betrogen zu sein, und nun noch dazu von den Pferden im Stiche gelassen zu werden, war ihm Grund genug, seinem Kamera= den die bitterste Rache zu schwören. Da dies keines= weges dazu beitrug, uns früher an den Ort unserer Bestimmung zu bringen, und wir uns auf der Stelle zu etwas entschließen mußten, wenn wir nicht die Nacht hindurch im Walde zubringen wollten, so tha= ten wir ihm, wiewohl mit nicht großer Ernsthaftig= keit, den Vorschlag, er möge sich als Postillion auf eins der Vorderpferde setzen, die beiden Hinterpferde solle einer unserer Bedienten regieren. Wir glaubten nicht, daß er sich dazu verstehen würde, aber wir hat= ten uns geirrt. Sei es, daß er unseres Spottes so überdrüßig war, wie wir seines Fuhrwerkes, oder daß er uns auf die geschwindeste die beste Art los zu werden wünschte — kurz, er nahm unsern Vor= schlag mit beiden Händen an, holte eine Ruthe aus dem Dickicht, und angethan mit ein Paar Beinklei= dern von Nankin, schwang sich nun die magere, we= nigstens 6 Fuß lange Figur auf die Schweißtriefende klapperbeinige Rosinante, und in diesem Aufzuge ging es weiter. Mehr als Einmahl wandte sich der gigan= tische Postillon zu uns um, und verwünschte und be= jammerte seine Lage; wir von unsrer Seite stellten ihm vor, daß er, ohne diese Vorrichtung, nie aus dem Walde gekommen sein würde. Er konnte nichts dagegen einwenden, trabte also langsam fort, und

langte endlich zum allgemeinen Gelächter der Zuschauer und zu unsrer größten Belustigung in der kleinen Stadt Skenesborough an. Das mannichfaltige Ungemach, welches wir auf dem Wege hierher erlebt hatten, das oftmalige Stürzen unsrer edlen Rosse, das Abfallen der Zügel u. s. w. hatte uns so sehr aufgehalten, daß wir auf den lezten 12 Meilen nicht weniger als 6 Stunden zugebracht hatten.

Skenesborough liegt gerade über der Vereinigung des Wood-creek (Wudkrihk) mit dem Süd-Flusse, wie er auf den besten Karten heißt, den man aber in dieser Gegend als einen Theil des Champlain-Sees betrachtet. — Bis jezt hat dieser Ort nur zwölf Häuser, wenn aber, (woran man schon ernstlich gedacht hat) die Schiffahrt auf dem Wood-Creek eröffnet und so der Champlain-See mit dem Nord-Flusse in Verbindung gebracht werden sollte, so muß er nothwendig zu einem beträchtlichen Handelsorte anwachsen, weil alsdann alle Produkte der Ufer des Sees für die Märkte von Neu-York und Albany daselbst zusammen kommen werden. So kostspielig und unbequem auch eine Landfuhr von 40 Meilen bis zum Nordflusse ist, so hat man doch schon auf diesem Wege von verschiedenen Gegenden des Sees kleine Quantitäten Mehl und Pottasche, die Stapelgüter des Staates Neu-York, nach Skenesborough geschickt, um sie an Albany abzusetzen. Auch wird durch diesen Ort, und über den Champlain-See starker Handel zwischen Neu-York nach Kanada getrieben. Ka-

nada liefert vorzüglich Pelzwerk und Pferde, wofür es Ostindische Waaren und verschiedene Fabrikate zurückbekommt. Der Champlain-See setzt Neu-York und das Land, welches an den St. Laurenz gränzt, mit einander in Verbindung. Die Indianer nennen ihn Caniad-Eri Guarunte, der Eingang oder die Thüre des Landes.

Zu Skenesborough wird man auf das Fürchterlichste von den Muskiten gefoltert. Die erste Nacht wurden wir so sehr von ihnen belustiget, daß unsere Hände und Gesichter über und über mit großen Pusteln bedeckt waren, und wir wie Pockenkranke aussahen. Noch schlimmer würde es uns ergangen sein, wenn sich die Wirthsleute nicht alle mögliche Mühe gegeben hätten, sie durch Rauch von frischem Holze in Menge zum Zimmer hinauszutreiben, und nachher die Fenster auf das Genaueste zu verstopfen. Diese Mücken waren viel größer, als alle, die wir in andern Gegenden gesehen hatten, und ihr Biß war ungemein giftig. General Washington sagte mir, er habe in keinem Theile von Amerika so sehr durch diese Fliegen gelitten, als in Skenesborough, wo selbst der dickste Stiefel nicht vor ihren Stichen schützen könne. Aber die Lage des Ortes ist auch diesen Thieren besonders günstig, denn dicht daneben befindet sich stehendes Wasser, das mit dicken Holzungen umgeben ist. Die Muskite gehört mit der Englischen Mücke zu Einer Gattung, und hat, sowohl in Ansehung der Größe als der Gestalt, große Aehnlichkeit

mit derselben. Wie die Mücke legt auch die Muskite ihre Eier auf die Oberfläche des Wassers, wo sie, nach einigen Tagen, ausgebrütet werden, ausgenommen wenn das Wasser unruhig ist; in welchem Falle sie alle umkommen müssen. Aus dem Eie kommt ein Wurm (grub) hervor, der sich zuerst in eine Chrysalide, nachher in eine Muskite verwandelt. Die lezte Verwandlung findet auf dem Wasser statt; ist aber in dem Augenblicke, da die junge Mücke ihre Flügel ausbreitet, die Oberfläche des Wassers nicht ruhig, so wird sie ersäuft. Dies ist der Grund, warum an den Stellen des Sees, die den Winden ausgesetzt sind, und wo das Wasser immer in Bewegung ist, keine einzige Muskite zu sehen ist. Auch findet man sie in keinem großen, reißenden Flusse, der erhabne und trockne Ufer hat; desto häufiger sind sie aber in der Nachbarschaft von Sümpfen und stehenden Gewässern. Sie scheinen das frische Blut der Europäer besonders zu lieben, denn diese leiden im ersten Jahre ihrer Ankunft in Amerika bei weitem mehr, als es nachher der Fall ist. Die Eingebohrnen achten die Stiche dieser Thiere wenig oder nicht. Das unangenehme Jucken, welches ihr Stich verursacht, wird sehr vermindert, wenn man flüchtiges Laugensalz auf die gestochene Stelle legt; auch findet man sich erleichtert, wenn man den Theil, so wie er gestochen ist, etwas kratzt und sogleich mit kaltem Wasser badet. Ist das Gift bereits eingedrungen, so vermehrt das Kratzen nicht allein den Schmerz,

sondern es kann auch die gefährlichsten Folgen für den Gestochenen haben. Man hat mehrere Beispiele, daß Menschen, die eine, vor langer Zeit gestochene Stelle unvorsichtig gerieben haben, in Gefahr gewesen sind, den verletzten Theil gänzlich zu verlieren. Große Linderung verschafft man sich, wenn man die kleinen Geschwülste am zweiten Tage mit einer Lanzette öffnet, und dem Blute und der wäßrigen Feuchtigkeit Ausgang verschafft.

Einundzwanzigster Brief.

Beschiffen des Champelain-Sees. — Schwierigkeit, sich in den, am See liegenden, Meiereien Lebensmittel zu verschaffen. — Ticonderoga. — Crown-Point. — Mahlerische Gegend. — Beschreibung des Champlain Sees, und der umherliegenden Gegenden. — Kapitain Thomas. — Ankunft zu St. John's. — Unterschied zwischen Kanada und den Staaten, in Ansehung des Landes, der Einwohner u. s. w. — Fort Chambly. — Kaleschen. — Bons-dieux. — Stadt La Prarie. — Reißender Strom des St. Laurenz-Flusses. — Ueberfahrt nach Montreal. — Große Schiffe bei Montreal. — Ansehnliche Tiefe des Flusses.

Theurer Freund

Montreal im Julius.

Wir wollten uns nicht lange zu Skenesborough aufhalten und mietheten daher, gleich nach unserer An-

kunft, ein kleines Boot von etwa 10 Tonnen, um über den Champlain-See zu fahren. Wir wünschten sogleich abseegeln zu können, aber der Eigenthümer des Bootes war der Meinung, er könne mit dem Winde, der gerade blies, nicht fahren, und so wurden wir, den hungrigen Muskiten ein vortrefflicher Schmaus, drei Tage zu Skenesborough aufgehalten. Der Wind drehte sich bald nach dieser, bald nach jener Gegend, immer hielt ihn unser Bootsmann nicht für günstig. Die Zeit wurde uns herzlich lang, wir kamen auf den Gedanken, daß der gute Mann vielleicht sein Handwerk nicht verstehe, und entschlossen uns daher, nicht länger Rücksicht auf sein Gutachten zu nehmen, sondern ihn zur Abfahrt dringend aufzufordern. Wir hatten Ursache, wohl mit diesem Entschlusse zufrieden zu sein, denn unser Boot kam drei Tage früher zu Kanada an, als die übrigen, die nicht eher abgefahren waren, als bis sie den Wind im Rücken gehabt hatten.

Wir fuhren um ein Uhr ab; da aber der Kanal sehr enge war, so konnten wir uns unmöglich des Lavirens bedienen, um geschwinder aus der Stelle zu kommen. Wir legten vor Sonnenuntergang nur 6 Meilen zurück, landeten hierauf und begaben uns nach einigen Meierhöfen, die wir in einer kleinen Entfernung am Vermonter Ufer erblickten, um uns daselbst mit Lebensmitteln zu versehen. Wir hatten dieses zu Skenesborough unterlassen, weil unser Bootsmann viel von vortrefflichen Häusern sprach, die auf

dem ganzen Wege dicht am Ufer ständen, in denen wir alles bekommen könnten, was wir verlangten. Im ersten Hause, welches ein festes Blockhaus war, fanden wir weder Brot noch Fleisch, weder Milch noch Eier; es war mit Kindern angefüllt, und die Leute mochten vielleicht nicht genug Nahrungsmittel für sich selbst haben. Vor der Thür eines andern Hauses trafen wir einen ehrwürdigen alten Mann, der die Zeitung las, sie uns, als wir zu ihm kamen, mit Höflichkeit anbot, und darauf ein politisches Gespräch anknüpfen wollte. Wir dankten ihm für sein Anerbieten und gaben ihm zu verstehen, daß uns mit einem Brote mehr gedient sei. Brot war nicht zu haben, doch bekamen wir einen Vermonter Käse. Nun war noch ein drittes Haus da, wo wir, ob es gleich eine halbe Meile entfernt lag, einen dritten Versuch machen wollten, etwas zu bekommen, aber leider! sah es hier noch schlimmer aus, als in den andern, denn die Bewohner desselben hatten in der Welt nichts wegzugeben, als ein wenig Milch. Mit dieser Milch und dem Käse kehrten wir zum Boote zurück, fügten etwas Zwieback und Wein hinzu, den wir glücklicherweise an Bord hatten, und ließen es uns, bei unserm mäßigen Mahle, sehr wohl schmecken.

Die Bewohner der Amerikanischen Meiereien schlafen lieber zu dreien in einem Bette, als daß sie einen Fremden, der sich nach einem Obdache umsieht, fortgehen lassen sollten; da aber alle die Häuser, in welchen wir uns umgesehen hatten, gedrängt voll

waren, so erkundigten wir uns in keinem, ob wir unterkommen könnten, sondern entschlossen uns, an Bord unsers kleinen Fahrzeuges zu übernachten. Das Boot wurde also an einer bequemen Stelle des Ufers befestiget, wir wickelten uns in die Decken, die wir, wie man uns gerathen hatte, von Neu-York mit uns genommen hatten, und legten uns nieder. Das Boot war zwei Drittel seiner Länge nach vorne bedeckt, und hatte einen guten Raum; demungeachtet gaben wir der Kajüte oder dem hintern Theile des Bootes, der mit Bänken versehen war, und unter dessen Decke ein mäßig großer Mann aufrecht sitzen konnte, den Vorzug, weil es luftiger darin war. Die Bänke dienten zweien von uns zu Bettstellen, der dritte war genöthigt, mit dem Boden in der Kajüte vorlieb zu nehmen; aber eine Decke und ein hartes Brett, und — Ruhe vor den Muskiten war uns, nach den traurigen Nächten, die wir zu Skenesborough erlebt hatten, alles was uns, in Ansehung des Schlafens, zu wünschen übrig blieb. Auch nicht ein einziges dieser Thiere hörten wir die ganze Nacht hindurch, und schliefen auf unserm harten Lager so ruhig, als es seit vielen Nächten nicht geschehen war.

Der Wind war, am folgenden Morgen, noch beinahe derselbe, indeß kamen wir doch geschwinder aus der Stelle, da der See breiter wurde. In einem Hause kehrten wir zum Frühstücke, im andern zum Mittagsessen ein; aber in keinem derselben, ob sie gleich Tavernen genannt wurden, fanden wir viel mehr, als in den Häu-

sern,

sern, die wir Abends vorher besucht hatten. Im ersten bekamen wir etwas Milch und etwa zwei Pfund Brot, welches der ganze Speisevorrath im Hause war; das zweite versah uns mit einigen Eiern und etwas fettem Schweine-Pöckelfleisch, aber kein Bissen Brot war zu haben. Die elende Beschaffenheit dieses leztern Wohnhauses war äußerst auffallend. Es bestand aus einem hölzernen Gestelle, woran einige Bretter genagelt waren, deren Spalten, nebst der Thüre, die einzigen Oeffnungen ausmachten, durch welche Licht hineindringen konnte; doch war auch das Dach so leck, daß wir sogar vor dem Kamine vom Regen durchnäßt wurden. Daß Menschen, die sich alles, was sie zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens brauchen, ohne große Mühe verschaffen können, ein solches Leben führen, ist in der That ein Umstand, der Verwunderung erregt. Der Grund liegt allein in der Begierde, Geld zu sammeln, die einen Haupt-Charakterzug der Amerikaner ausmacht, und die vorzüglich kleinere Gutsbesitzer alles mögliche Ungemach mit Freuden ertragen läßt, wenn sie nur dabei gewinnen können. Kann ein solcher Mann die Produkte seiner Ländereien vortheilhaft verkaufen, so behält er so wenig als möglich für sich, und lebt das ganze Jahr hindurch von nichts als eingesalzenen Sachen, schlechtem Brote, und von Fischen, die er sich aus benachbarten Seen oder Flüssen zu verschaffen weiß. Hat er sich ein bequemes Haus gebauet, so überläßt er es doch, sobald es fertig ist, jedem, der

ihm Geld genug dafür bietet, schlägt alsdann eine elende Hütte in den Wäldern auf und bauet sich, wenn er Zeit dazu hat, ein anderes Haus.

Von dieser erbärmlichen Wohnung begaben wir uns, sobald der Regen nachgelassen hatte, in unser Boot, fuhren mit günstigerem Winde weiter und kamen Abends bei Tikonderoga an. Das einzige Wohnhaus hieselbst ist eine große von Steinen erbauete Taverne. Eine große Stube, in welche man uns bei unsrer Ankunft führte, war voll von Schiffern und andern Leuten, die von St. John's in Kanada angekommen waren. Es war zu vermuthen, wir würden, da die Anzahl der Gäste so groß war, mehrere Stunden warten und uns alsdann, wie es in den vereinigten Staaten auf dem Lande, der Gebrauch ist, mit der ganzen Gesellschaft zu Tische setzen müssen; wie groß war unser Erstaunen, als wir sahen, daß man in aller Geschwindigkeit auf einen besondern Tisch ein kleines Abendbrot für uns auftrug, und an die Bedienung der übrigen Gesellschaft nicht eher dachte, als bis wir abgespeiset hatten. Eine solche Abweichung vom Systeme der Gleichheit war uns noch nie vorgekommen; die Sache blieb uns räthselhaft, bis wir hörten, daß die Wirthinn lange Zeit eine Taverne zu Quebec gehabt hatte — ein Umstand, der den Knoten auf Einmahl lösete. — In Wirthshäusern auf dem Lande wird das Hauswesen gewöhnlich von der Frau allein besorgt; der Mann geht seinen Beschäftigungen auf dem Felde nach, oder treibt irgend ein an-

deres Gewerbe. Der Wirth dieses Hauses war ein Richter, und dabei ein mürrischer, grämlicher Herr; er saß mit zerrissenen Kleidern und herabhängenden Haaren, am Kamine *) und las, ohne sich um Jemanden im Zimmer zu bekümmern, in einem Buche.

Das alte Fort und die Baracken zu Tikonderoga befinden sich auf einer Anhöhe, gerade hinter der Taverne. Sie sind gänzlich in Verfall gerathen, und werden auch wahrscheinlicher Weise nie wieder in Stand gesetzt werden, denn ihre Lage ist, wegen der Nähe eines hohen Berges, der Mount Defiance heißt, sehr unsicher. Die Engländer brachten im lezten Kriege Kanonen und Mörser auf diesen Berg, und beschossen das Fort von oben herab.

Frühmorgens am folgenden Tage verließen wir Tikonderoga, und fuhren weiter nach Crown- (Kraun) Point, wo wir, um das alte Fort zu besehen, an das Land stiegen. Man sieht hier jezt nichts weiter, als einen Haufen Ruinen; denn ehe noch die Engländer dieses Fort aufgaben, flog ein Pulver-Magazin in die Luft, wodurch ein großer Theil der Festungswerke zerstört wurde. Die Leute in dieser Gegend haben nachher beständig nachgegraben, weil sie Kanonenkugeln und Blei zu finden hofften; wirklich hat man auch Einmahl eine ansehnliche Menge davon aus einem verschütteten Magazine hervorgeholt. Die

*) Obgleich wir den 14ten Julius hatten, so war es doch so kalt, daß man ein Feuer sehr gut vertragen konnte.

Gewölbe, welche bombenfest waren, hat man eingerissen, um Steine zu Feuermauern zu bekommen. Nur an der Südseite sieht man noch Gräben in einem vollkommnen Zustande, die breit und tief, und durch ungeheure Kalkstein-Felsen gezogen sind; die Seiten derselben sind nach oben mit allerlei Stauden bewachsen, wodurch das Ganze ein prächtiges, mahlerisches Ansehen bekommt. Ueberhaupt ist von dieser Seite die Ansicht des Forts und seiner mit Epheu bewachsenen Gebäude, des Sees und der über denselben hinausliegenden entfernten Berge, äußerst reizend. Das Fort gehört, nebst 700 Morgen gut abgetriebenen Landes, welches daran stößt, dem Staate Neu-York, und wird, zum Vortheil einer Lehranstalt, jährlich für 150 Dollars (33 Pf. 10 Sch.) verpachtet. Der Mann, welcher es gepachtet hat, sagte uns, er benutze es als Weide für sein Rindvieh, welches er alsdann, im Winter, wenn der See zugefroren sei, über das Eis nach Albany bringe, und daselbst verkaufe.

Crown-Point ist für einen militärischen Posten der vortheilhafteste Ort an den Ufern des Champlain-Sees, weil keine Anhöhen (wie es zu Tikonderoga der Fall ist) in der Nähe sind, und weil der See durch eine andere Spitze, die an der entgegengesetzten Seite ausläuft, so sehr verenget ist, daß ein Schiff, ohne dem Feuer vom Fort ausgesetzt zu sein, nicht wohl hindurchfahren kann. Die Indianer nennen diese Stelle Tek-ya-doh-nigaridschi, d. i. die zwei

einander gegenüber befindlichen Spitzen. Die Crown-Point gegenüber liegende Spitze heißt Chimney-Point, und hat einige Wohnhäuser und ein Wirthshaus. Wir wurden hier durch den, uns ganz fremden, Anblick eines großen Birken-Kanots, das von einigen Indianern, in Nationaltracht, regiert wurde, sehr angenehm überrascht. Sie landeten hier, und bald darauf fand sich noch ein anderer Trupp von sechs oder sieben Indianern ein, die zu Lande gekommen waren.

An Bord unsers kleinen Schiffes befand sich ein armer Kanadier, den wir von Skenesborough mitgenommen hatten. Dieser Mensch war auf den Gedanken gekommen, sein Vaterland zu verlassen, um in den vereinigten Staaten, von denen er viel gehört hatte, sein Glück zu versuchen. Er war bis nach Albany gekommen, wo er sich, auf einige Zeit, als Arbeiter, bei einem Gutsbesitzer verdungen hatte; da er indeß den Lohn zwar größer, aber auch die Lebensmittel daselbst viel theurer fand, als zu Kanada; da ihn ferner jedermann, vorzüglich sein Brotherr, auf alle Art betrog, und er überdies der Englischen Sprache unkundig war, so hatte er den Entschluß gefaßt, nach Kanada zurückzukehren. Er hatte, als wir ihn unterwegs trafen, keinen Schilling in der Tasche.

Dieser kleine Kerl erzählte uns unterwegs viel von einem Kapitain Thomas, einem Chef der Cachenonaga-Nation, von deren Dorfe er nicht weit entfernt wohne. Thomas, sagte er, sei ein sehr reicher Mann, habe ein vortreffliches Haus, worin er, wie

ein Seigneur lebe, und welches auch uns offen stehe, wenn wir bei ihm einkehren wollten; auch sei Thomas ein Christ, und so menschenfreundlich, daß er ihm gewiß ein Geschenk von 4 bis 5 Dollars machen würde, wenn er nur mit seinem jetzigen Unglücke bekannt wäre: „O! je vous assure, Messieurs, que ce'st „un bon sauvage“ fügte er hinzu — Wir mußten herzlich lachen über den kleinen Kanadier, der selbst halbnackend und so dunkelfarbig, als ein Mulatte, da saß und seine Lobrede auf den Kapitain Thomas mit der Versicherung schloß: „er sei ein recht guter „Wilder.“ Wir wünschten diesen Anführer, von dem wir so viel Gutes gehört hatten, näher kennen zu lernen, und wirklich dauerte es nicht lange, so wurde unser Wunsch erfüllet; der Trupp Indianer, welchen wir vorher bei Chimney-Point ankommen sahen, war aus dem Dorfe Cachenonaga und Kapitain Thomas befand sich an ihrer Spitze.

Thomas schien etwa 45 Jahre alt zu sein; er war an 6 Fuß hoch, und sehr dick, welches leztere etwas Ungewöhnliches bei den Indianern ist, die fast ohne Ausnahme schlank sind. Er war wie ein Weisser gekleidet, trug Stiefeln und kurz abgeschnittenes Haar. Seine Begleiter gingen alle in Indianischer Kleidung; keiner von ihnen verstand ein einziges Wort Englisch oder Französisch, Thomas selbst aber redete beide Sprachen, vorzüglich aber die leztere, die ihm so geläufig zu sein schien, wie seine Muttersprache. Er beschäftigte sich stark mit dem Handel, und hatte,

wie ich nachher gehört habe, es so weit gebracht, daß man ihm, in jedem Waarenlager zu Montreal, gern für 500 Pfd. Sterl. auf Kredit verabfolgen ließ. Er hatte 30 Pferde und eine Menge Pelze mit sich nach Chimney-Point gebracht, die er zu Albany verkaufen wollte. Seine Untergebenen, sagte er uns, hätten nur wenige Bedürfnisse; er sorge dafür, daß diese alle befriedigt würden, dafür brächten sie ihm Pelze von Thieren, die sie auf der Jagd schössen, besorgten seine Pferde und begleiteten ihn freiwillig, wenn er eine Handelsreise mache. Man kann hieraus abnehmen, wie groß seine Einkünfte sein müssen. — Wir redeten mit ihm von diesem und jenem, unter andern sagte er, er wolle uns, wenn wir ihn besuchen würden, recht glücklich machen; es gäbe einige sehr schöne Squaws *) in seinem Dorfe, und jeder von uns könne sich eine Frau aussuchen. Wir versprachen, uns einzustellen, wenn es möglich zu machen sei, und nahmen darauf freundschaftlich Abschied von einander. Wir fanden nachher, daß Thomas, im Allgemeinen, nicht besonders von den Indianern geehrt wird; denn sie sehen lieber, daß ihre Anführer gute Krieger und Jäger sind, und die Sitten ihrer Nation beibehalten, als daß sie sich mit dem Handel beschäftigen, und die Sitten und Gebräuche der Weißen annehmen.

Der Champlain-See ist an 120 Meilen lang,

*) Indianerinnen.

seine Breite ist nicht allenthalben dieselbe. Die ersten 30 Meilen, nämlich vom Südflusse nach Crown-Point, ist er an keiner Stelle mehr als 2 Meilen breit; dann nimmt er, auf 12 Meilen, eine Breite von 5 oder 6 Meilen an, verengt sich alsdann nochmahls auf einige Meilen, und dehnt sich zulezt wieder aus. Diejenige Stelle, welche, weil sie breiter als jede andre ist, der breite See (broad Lake) heißt, fängt etwa 25 Meilen nordwärts von Crown-Point an, und ihre größte Breite ist 18 Meilen. Hier ist der See mit einer großen Menge Inseln versehen. Die größte derselben, die ehemahls Grande Isle, jezt aber South Hero heißt, ist 15 Meilen lang und ungefähr 4 Meilen breit. Ihr Boden ist fruchtbar, weshalb sich auch schon 500 Menschen darauf angesiedelt haben sollen. Der sogenannte breite See ist etwa 50 Meilen lang und nimmt nach und nach an Breite ab, bis er zulezt in einen großen Fluß ausläuft, der Chambly, Richelieu oder Sorelle heißt, und sich in den St. Laurenz ergießt.

Die Tiefe des Champlain-Sees ist, ausgenommen an den Stellen, wo er enger ist, sehr ansehnlich; an einigen beträgt sie 60 bis 70, an andern sogar 100 Klafter. Die Klarheit des Wassers richtet sich nach der größern oder geringern Tiefe und Breite des Sees. Da, wo er am breitesten ist, besitzt sein Wasser überaus große Durchsichtigkeit und Reinheit. An der westlichen Seite ist der See, bis zur Kumberland-Bai, größtentheils von steilen Bergen umgeben; bei der

genannten Bai aber nimmt die Bergreihe eine nordwestliche Richtung, und das Ufer weiter hinauf ist niedrig und sumpfig. Auch das östliche oder Vermonter Ufer ist beinahe an keiner Stelle besonders hoch; doch befindet sich in der Entfernung von 12 Meilen vom See ein ansehnliches Gebirge. Die Ufer beider Seiten sind felsig. An den Stellen, wo Berge sind, ragen die Felsen kühn hervor; an der östlichen Seite hingegen, wo das Land niedrig ist, zeigen sie sich nur etwas weniges über der Wasserfläche. Auch die Inseln sind größtentheils mit Felsen umgeben, die, an einigen Stellen, unter dem Wasser verborgen liegen, so daß es gefährlich ist, sich ihnen zu nähern. Dasselbe gilt von einigen Stellen am östlichen Ufer. Seegelt man längs dem Ufer hin, wenn sich ein Wind aufgemacht hat, so hört man ein hohles Murmeln, welches durch die Wellen hervorgebracht wird, die sich in den Spalten der Felsen zerschlagen. Viele Ströme ergießen sich in den See, doch haben alle, die sich an der westlichen Seite ergießen, Wasserfälle an ihren Mündungen, weshalb keiner von ihnen beschifft werden kann. Von denen an der östlichen Seite sind einige, aber nur auf eine kleine Strecke und blos für Boote, schiffbar.

Von vielen Gegenden des Sees hat man vortreffliche mahlerische Aussichten, besonders über Crown-Point hinaus. Hier sind die Ufer mit hangenden Waldungen und Felsen auf das schönste geschmückt, und an der westlichen Seite zeigen sich Bergreihen, die hintereinan-

der auf das prachtvollste emporsteigen. Der Abend war besonders reizend, als wir diese Gegend des Sees befuhren. In ihrer ganzen Pracht ging hinter den Bergen die Sonne unter, und goß die schönsten Farben über die ganze Gegend aus. Bald darauf erschien der Mond, der die uns umgebenden Szenen mit neuen, aber mit minder glänzenden, Farben schmückte.

In stiller Betrachtung der feierlichen Szene saßen wir in unserer kleinen Barke, die sanft dahin glitt — bis sie plötzlich mit Gewalt auf einen der versteckten Felsen gerieth. Unsere Verwirrung war groß, doch brachten wir sie mit vereinten Kräften, wiewohl mit vieler Schwierigkeit, glücklich wieder auf das höhere Wasser. Eine Minute darauf saßen wir wieder fest; und so ging es uns zum dritten und zum vierten Mahle. Das lezte Mahl verzweifelten wir daran, das Fahrzeug wieder flott machen zu können; doch gelang es uns endlich nach Verlauf einer Viertelstunde. Schon vorher hatten wir geargwöhnt, daß unser Bootsmann sich nicht vorzüglich gut auf die Beschiffung dieses Sees verstehe; wir erkundigten uns jezt bei ihm nach diesem und jenem, und erfuhren, daß er sein Lebelang — Schuhflicker gewesen war, und daß er sich vor etwa 9 Monathen entschlossen hatte, den Leisten mit dem Ruder zu vertauschen. Alles, was er von den Ufern des Sees wußte, beschränkte sich auf das wenige, was er auf der graden Hin- und Herfahrt zwischen St. John und Skenesborough gelernt hatte. Bei gegenwärtiger Gelegen-

heit hatte er Eine Bai fälschlich für die Andere genommen. Wären die Wellen so hoch gewesen, wie sie es nicht selten sind, so würde unser Boot unausbleiblich zertrümmert worden sein.

Das niedere Dach eines Richters, der ein ehrlicher schottischer Bauer war, verlieh uns, für diese Nacht, seinen Schutz; aber erst gegen 11 Uhr langten wir daselbst an, und mußten, da die Familie sich bereits zur Ruhe begeben hatte, eine halbe Stunde mit Klopfen und Rufen zubringen, ehe wir eingelassen wurden. Endlich erschienen die Leute, öffneten uns die Thüre, und bereiteten uns, mit größter Freundlichkeit, ein kleines Abendessen und Betten. Als wir am folgenden Morgen unsere Zeche bezahlt hatten, begab sich der Richter zum Pfluge und wir zu unserm Boote, um weiter zu fahren.

Wir seegelten mit besonders gutem Winde, und da wir unsere Wasserfahrt, die uns nach gerade langweilig wurde, so bald als möglich, zu vollenden wünschten, hielten wir den ganzen Tag nur Einmahl an, und entschlossen uns, auch während der Nacht zu fahren. Kurz nach Sonnenaufgange kamen wir vor der Stelle vorbei, welche die Gränzlinie zwischen dem Englischen Gebiete und den vereinigten Staaten ausmacht. Wir trafen hier eine Brig von 20 Kanonen und mit Englischer Flagge, die alle Boote, welche den See auf = und niederfahren, untersuchen muß. Da wir die Fragen, welche man uns that, befriedigend beantworteten, so ließ man uns ruhig weiter

seegeln. Seit der Uebergabe der Posten hat diese Brig, dem neulichen Traktate mit den vereinigten Staaten zu Folge, ihren Standpunkt zu St. John's genommen. — Als die Nacht herbeikam wickelten wir uns, wie wir es die erste Nacht gethan hatten, in unsere Decken, legten uns auf den Boden der Kajüte nieder, und würden wahrscheinlich bis zu unserer Ankunft bei St. John's ruhig fortgeschlafen haben, wenn wir nicht von dem lauten Holla! der Schildwache beim Englischen Fort auf Isle aux Noix aufgeweckt worden wären. Wir untersuchten die Sache, und nun zeigte es sich, daß das Boot, während unser müder Steuermann ein kleines Schläfchen gemacht hatte, an das Ufer getrieben war. Die Schildwache, die das Boot dicht unter dem Fort hatte hinfahren sehen, und vielleicht einen Angriff vermuthet haben mochte, hatte die ganze Wache herausgerufen, von der wir mit großer Genauigkeit ausgefragt und zulezt entlassen wurden. Wir konnten jezt nichts besseres thun, als die Leitung des Bootes selbst zu übernehmen; denn obgleich keiner mehr als unser Steuermann wünschte, St. John's bald zu erreichen, und obgleich wir gewisser Maaßen durch ihn verführt worden waren, auch bei Nacht zu fahren, so war er doch so schläfrig, daß er die Augen nicht länger offen erhalten konnte. Wir löseten uns einander beim Steuerruder ab, und erreichten mit Anbruche des Tages St. John's, welches 150 Meilen vom Skenesborough entfernt liegt.

Als wir gelandet waren, führte man uns nach der Wache, wo wir dem wachthabenden Unteroffiziere übergeben wurden, der uns zum Offiziere brachte, dem wir unsere Nahmen, Beschäftigung und Wohnung anzeigen mußten, weil der Kommendant strengen Befehl ertheilt hat, daß jedem Franzosen oder irgend einem andern Fremden, der nicht genau die Geschäfte, welche ihn nach Kanada führen, angeben kann, der Eintritt in das Land versagt werden soll.

St. John's ist eine Garnisonstadt; sie hat an 50 elende Häuser von Holz, und Kasernen, worin gewöhnlich ein ganzes Regiment einquartiert ist. Die Festungswerke sind so sehr zerfallen, daß es weniger Kosten verursachen würde, sie von neuem aufbauen, als sie ausbessern zu lassen. Auch ein königlicher Schiffsbauplatz befindet sich hier, der, als wir ihn sahen, gut mit Bauholz versehen war; im Verlauf des Sommers ist alles verkauft worden. — Je mehr der Handel zwischen Neu-York und Nieder-Kanada zunimmt, desto blühender muß diese Stadt werden, da sie der Brittische Eingangshafen am Chaplain-See ist.

Das Land um St. John's ist platt, und frei von Bäumen, weil ein furchtbares Feuer im Jahre 1788 große Verwüstungen angerichtet und die Holzungen mehrere Meilen weit nieder gebrannt hat. In einigen Ortschaften dieser Gegend fühlen die Leute im Winter diesen Mangel an Brennholz in seiner ganzen Größe.

Zu St. John's mietheten wir einen leichten Wagen, der etwa von derselben Art war, wie man sie in den vereinigten Staaten hat, und fuhren Mittags nach La Prarie ab, welches an den Ufern des St. Laurenz-Flusses liegt. Nimmt man von St. John's den geraden Weg dahin, so hat man nur 18 Meilen weit zu gehen; angenehmer, wiewohl einige Meilen weiter ist der Weg über Chambly, wo man die alten Festungswerke sehen kann, die von den Franzosen aufgeführt sind. Sie befinden sich dicht an den Stürzungen im Chambly- oder Sorelle-Flusse, und haben, in einer kleinen Entfernung betrachtet, ein prächtiges Ansehen. Da auch die Gegend hier umher sehr schön ist, so stellt das Ganze eine äußerst reizende Szene dar. Die Festung ist in einem ziemlich guten Zustande, und beständig mit Garnison versehen.

Befindet man sich auf diesem Wege nach La Prarie, wenn man so eben von den vereinigten Staaten über den Champlain-See gekommen ist, so wird man durch sehr viele Gegenstände daran erinnert, daß man ein neues Land betreten hat. Die Brittische Flagge, die Soldaten auf ihren Posten, die Französischen Einwohner, die in ihren rothen Nachtmützen umherlaufen, die Kinder, welche an den Thüren laufen und die fremden Vorübergehenden grüßen — welches in keinem Theile der vereinigten Staaten der Fall ist — die dichten zierlich gebaueten Häuser, die Kaleschen, die bons dieux, die großen katholischen

Kirchen, die Klöster, die Priester, Nonnen und Mönche: alles überzeugt den Reisenden, daß er sich nicht mehr in irgend einem Theile der vereinigten Staaten befinde. Auch die Sprache ist verschieden, denn man hört hier nichts als Französisch reden.

Die Kalesche ist ein Fuhrwerk, dessen man sich in Kanada allgemein bedienet. Es ist eine Art Kariole für Ein Pferd, die in Riemen hängt, welche hinten über eiserne Rollen gehen, und kürzer oder länger gemacht werden können. Diese Fuhrwerke sind für zwei Personen eingerichtet, und für den Fuhrmann, der vorne auf einen Kasten sitzt. Die Pferde tragen sehr altmodisches schweres Geschirr, mit Schellen.

Bons-diex nennt man hölzerne, über 20 Fuß hohe, Kruzifixe, die man an den Heerstraßen trifft. Einige sind geschmückt und gemahlt, und die Leute nehmen im Vorbeigehen die Hüte ab, oder bezeugen ihre Ehrfurcht auf irgend eine andere Art.

La Prarie de la Madelene hat 100 Häuser. Wir hielten uns einige Stunden daselbst auf, und fuhren darauf in einem Bateau nach Montreal.

Montreal liegt auf der Insel desselben Nahmens, im St. Laurenz-Flusse, la Praire schräge gegenüber, so daß diese beiden Städte 9 Meilen von einander entfernt liegen; der Fluß ist hier $2\frac{1}{4}$ Meile breit. Der Strom ist hier ungemein stark, so daß die

Boote, an einigen Stellen, beim Hinüberfahren, zwischen Felsen hinabgetrieben werden. Dies geschieht mit einer so großen Gewalt, daß man glaubt, sie müßten nothwendiger Weise zerschmettert werden; welches denn auch wirklich der Fall sein würde, wenn die Schiffer nicht sehr große Geschicklichkeit besäßen. — Sicher versteht kein Volk in der Welt die Behandlung der Boote auf reissenden Strömen so gut, wie die Kanadier. — Bei einer solchen Beschaffenheit des Laurenz-Flusses, mußte es uns natürlich sehr befremden, Schiffe von 400 Tonnen Last, in der Gegend von Montreal, dicht am Ufer liegen zu sehen. Die Schwierigkeiten, womit Schiffe, die nach Montreal wollen, zu kämpfen haben, ist unbeschreiblich. Ich selbst habe es mit angesehen, wie Schiffe zwischen der Insel St. Helena und dem festen Lande, gerade unterhalb der Stadt, bei dem günstigsten, schärfsten Winde, eine Stunde lang nicht vom Flecke kommen konnten. Will man an dieser Stelle gegen den Strom segeln, so ist hierzu beinahe ein Sturm erforderlich. Auch an verschiedenen andern Stellen ist das Fahren gegen den Strom äußerst beschwerlich, und dies ist die Ursache, warum die Fahrt von Quebec nach Montreal gewöhnlich langwieriger ist, als die über das Atlantische Meer, und warum diejenigen Schiffe, welche zwischen Europa und Montreal Handel treiben, jährlich diese Reise nicht mehr als Einmahl machen können. — So reissend der Strom

auch

auch ist, so hat doch der Kanal des Flusses, vorzüglich der Stadt gegenüber, eine ansehnliche Tiefe. Die größten Kauffahrteischiffe können hier so dicht am Ufer fahren, daß man sie, vom Lande aus, beinahe mit der Hand berühren kann.

Zweiundzwanzigster Brief.

Beschreibung der Stadt Montreal. — Ihre Gebäude. — Begräbnißfeierlichkeiten. — Klöster. — Kasernen. — Festungswerke. — Einwohner, größtentheils Franzosen. — Charakter und Sitten derselben. — Reizende Aussichten nahe bei der Stadt. — Sommerbelustigungen. — Lustpartien auf dem Berge. — Pelzhandel. — Die Nordwestkompagnie. — Skizze der vom Herrn von Mackenzie unternommenen Reise nach dem Südmeere, durch das Land. — Streitigkeiten zwischen der Hudsonbai- und Nordwestkompagnie.

Theurer Freund

Montreal im Julius.

Ein König von Frankreich gab Befehl, man solle eine Stadt am St. Laurenz-Flusse so hoch hinauf, als er nur immer schiffbar sei, anlegen. Man wählte die Stelle dazu, wo jezt Montreal steht, und erfüllte dadurch den bekommenen Befehl auf das buch-

stäblichste. — Montreal hat gegenwärtig an 1200 Häuser, von denen nur 500 innerhalb der Mauer befindlich sind; die übrigen machen die Vorstädte aus, welche vom Nordost - und Westthore anfangen. Die Häuser der Vorstädte sind größtentheils aus Holz gebauet, die andern aber alle aus Stein; weder die erstern noch die leztern sind geschmackvoll, doch giebt es viele bequeme Wohnhäuser unter denselben. In dem tiefern Theile der Stadt, in der Nähe des Flusses, wo sich viele Krambuden befinden, haben sie das unfreundliche Ansehen von Kerkern, deren Thüren und Fenster mit eisernen Läden versehen sind, die man, um vor Feuersgefahr sicher zu sein, des Abends regelmäßig verschließt. Die Stadt hatte verschiedene Mahle durch Feuersbrünste sehr ansehnlichen Schaden gelitten, weshalb sich ihre Einwohner so sehr davor fürchten, daß jeder, der die Kosten aufwenden kann, sein Dach, statt Schindeln dazu zu nehmen, mit Zinnplatten deckt. Jeder ist angewiesen, eine auch mehrere Leitern — je nachdem sein Haus größer oder kleiner ist — beständig in Bereitschaft zu haben.

Die Straßen sind alle sehr enge; drei derselben sind mit dem Flusse gleichlaufend, und werden von andern unter rechten Winkeln durchschnitten. An der Seite der Stadt, die am weitesten von dem Flusse entfernt ist, befindet sich ein kleiner viereckiger Platz, der la place d'armes heißt, und ursprünglich zum Exerziren der Soldaten gedient hat. Man braucht ihn nicht mehr zu diesem Zwecke; denn die Truppen

üben sich jezt auf einem großen Wandelplatze, hinter der Mauer, wo sie den Kasernen näher sind. An der entgegengesetzten Seite der Stadt, nach dem Was= ser zu, befindet sich ein anderer kleiner Platz, wo Markt gehalten wird.

Montreal hat 6 Kirchen, von denen 4 den Ka= tholiken gehören. Die katholische Kathedralkirche, welche eine Seite des place d'armes einnimmt, ist ein großes Gebäude, und hat 5 sehr reich dekorirte Altäre. Beinahe alle Taufen, Trauungen und Be= gräbnißfeierlichkeiten der katholischen Einwohner von Montreal werden in dieser Kirche vorgenommen, wobei denn, so wie vor und während der Messen, ohne Aufhören und ohne allen Takt geläutet wird. Wir wohnten 3 Wochen lang in der Nähe dieser Kirche, und während der ganzen Zeit, die Nacht ausgenommen, ließ man die Glocken nicht zwei Stun= den ruhig sein.

Die Beerdigungen gehen hier, wie in andern katholischen Ländern, mit großen Feierlichkeiten vor sich. Kaum verging ein Morgen, an dem nicht ein Leichenzug vor unserer Wohnung vorbei kam. Noch vor wenigen Jahren war es gebräuchlich, alle todten Körper in den Gewölben unter der Kathedralkirche zu begraben; jezt sind aber, da man eingesehen hat, wie gefährlich dieses Verfahren ist, alle Kirchhöfe vor die Stadt verlegt worden.

Es giebt 4 Klöster in Montreal, wovon eins den Franziskanern gehört; doch beläuft sich die An=

zahl der Mönche derselben nur auf zwei oder drei. Da sich jezt, den Landesgesetzen zu Folge, keine Mannsperson dem Klosterleben widmen darf, so wird bald der ganze Orden eingehen. Die Nonnenklöster werden geduldet, und sind auch stark besetzt. L'hotel Dieu, welches schon im Jahre 1644, zur Verpflegung armer Kranken, gestiftet wurde, und das älteste dieser Klöster ist, hat 30 „religieuses“ (Nonnen); la congrégation de Notre Dame, das zum Unterricht junger Mädchen bestimmt wurde, hat 57 „soeurs“ (eine andere Art Nonnen), und l'hôpital général, worin arme Kranke verpflegt werden, hat 18 soeurs.

Die Kasernen haben nahe am Flusse, am untern Ende der Stadt, eine sehr angenehme Lage; sie sind von einer hohen Mauer umgeben, und fassen an 300 Mann.

Die Stadtmauern werden immer schlechter, und an einigen Stellen sind sie durchaus zusammengefallen; die Thore hingegen sind noch in einem vollkommen guten Zustande. Diese Mauern sind vorzüglich der Indianer wegen, von denen, als man Montreal gründete, das Land noch allenthalben bewohnt wurde, aufgeführt worden; auch hat man sie bis zum Jahre 1736 nöthig gehabt, um den offenen Anfällen dieser Wilden Trotz bieten zu können. Auch wenn die großen Märkte in Montreal gehalten wurden, zu denen die Wilden, aus allen Gegenden, mit Pelzwerke kamen, waren sie von großem Nutzen, um diese Menschen außerhalb der Stadt zu erhalten; denn hätte

man ihnen erlaubt darin zu bleiben, so würden sie, bei ihren großen Hang zum Trunke, allerlei Bubenstücke ausgeübt, und die Einwohner in beständiger Angst erhalten haben. Uebrigens würden die Mauern, selbst in ihrem besten Zustande, nicht vermögend gewesen sein, die Stadt gegen Kanonenfeuer, auch nicht einmahl gegen das von Sechspfündern, zu schützen. Aber auch die stärksten Mauern würden der Stadt, in dieser Rücksicht, keinen Schutz gewähren, weil sie von den Anhöhen auf der Insel St. Helena *), im St. Laurenz-Flusse, leicht beschossen werden kann. Die Eroberung von Montreal hat regulären Truppen nie viel zu schaffen gemacht.

Die mehrsten der Einwohner Montreals sind Französischer Abkunft; doch sind die vornehmern Familien und alle ansehnlichen Kaufleute entweder Engländer, Schottländer, Irländer oder Abkömmlinge derselben, die von den Franzosen ohne Ausnahme für Engländer gehalten werden. Die Franzosen haben, nebst ihrer Muttersprache, auch größtentheils die Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren beibehalten. Sie haben eine unüberwindliche Abneigung gegen die Englische Sprache, weshalb man sehr selten jemanden unter ihnen sieht, der sie nur mittelmäßig spricht; die Englischen Einwohner hingegen verstehen beinahe ohne Ausnahme Französisch.

*) Diese Insel war der lezte Ort, den die Franzosen an die Engländer übergaben.

Die Einwohner Montreals sind, im Ganzen, äußerst gastfreundschaftlich und gefällig gegen Fremde; aber auch unter sich leben sie sehr gesellig, und lieben Gastereien über alles. Im Winter sind die freundschaftlichen Zusammenkünfte so häufig, daß man glauben sollte, die Stadt werde von Einer großen Familie bewohnt. Den Sommer über lebt man etwas eingezogener; doch findet man auch in dieser Jahreszeit einen Klub, woran die Familien aller vornehmern Einwohner der Stadt Theil nehmen. Man kommt wöchentlich oder alle vierzehn Tage an einem angenehmen Orte, außerhalb der Stadt, zusammen, um daselbst ein Gastmahl zu halten.

Die Insel Montreal ist etwa 28 Meilen lang, 10 Meilen breit, und ist von allen denen, die im St. Laurenz, an der Mündung des Utawa-Flusses liegen, die größte. Ihr Boden ist fruchtbar, und in einigen Gegenden gut gebauet und ansehnlich bevölkert. Auch angenehme Hügel und Thäler trifft man auf derselben, und in ihrem Mittelpunkte, in der Gegend der Stadt Montreal, befinden sich einige sehr ansehnliche Berge. Der größte derselben ist etwa eine Meile von der Stadt entfernt, die von ihm ihren Nahmen bekommen hat. Am Fuße dieses Berges erblickt man schöne Landhäuser und Gärten, und ein Drittel des Weges hinauf befinden sich hin und wieder gute Anlagen, so wie auch Ackerland; der übrige Theil des Berges ist dick mit hohen Bäumen besetzt. An der Seite, die zum Flusse geht, steht ein großes

altes Mönchskloster, mit weitläuftigen Einzäunungen, die man gänzlich von Bäumen befreiet hat. Man sieht hier einen üppigen Graswuchs, und die umgebenden Holzungen haben kein Strauchwerk, sondern einen ganz freien Boden, so daß man hier Meilen weit im Schatten der hohen Bäume umherwandeln kann.

Die Aussicht, welche man hier vor sich hat, ist über alle Beschreibung groß und erhaben. Eine unermeßliche Fläche Landes liegt dem Blicke offen — durch dieselbe windet sich der stolze St. Laurenz-Fluß, den man mit dem Auge verfolgen kann, so weit es reicht. Er kommt von der Seite zur Rechten, und fließt, nachdem er sich oberhalb der Stadt mit einem Geräusche, welches man selbst auf dem Berge hören kann, ungeheure Felsen hinab gestürzt hat, sanft und ruhig dahin. Zur Linken erscheint die Stadt Montreal mit ihren Kirchen, Klöstern, glänzenden Thürmen und den Schiffsplätzen unterhalb seiner alten Mauern; mehrere kleine Inseln im Flusse, nahe bei der Stadt, die theils bebauet, theils im Zustande der Wildniß sind, vollenden die Schönheit der Szene. Auch la Prarie in der Ferne, mit seiner großen Kirche, und die Reihe hoher Berge, die, in einer noch größern Ferne, über diesen Ort hervorragen und die Szene schließen, thun eine ungemein schöne Wirkung. Das Abwechselnde und das Erhabene dieser Landschaft, vom Berge aus angesehen, macht, daß selbst Leute, denen der Anblick nicht mehr fremd ist, beim jedes-

mahligen Anschauen in neues Entzücken gerathen. An dieser Stelle des Berges versammelt sich auch die Sommergesellschaft, deren ich erwähnt habe. Jede Familie bringt ihren Antheil kalte Küche, Wein u. dgl., und die Gesellschaft, die oft aus 100 Personen besteht, setzt sich, etwa in der Nähe einer Quelle, oder an einem andern schattigen angenehmen Orte — dessen Aufsuchung die Sache der Oekonomen der Gesellschaft ist — zum Mittagsessen nieder.

Der Pelzhandel wird zu Montreal besonders stark getrieben. — Der größere Theil desjenigen Pelzwerkes, welches von Kanada nach England geschickt wird, kommt von dieser Stadt.

Mit diesem einträglichen Handel beschäftigt sich theils die Nordwestgesellschaft, theils wird er von Privatmännern betrieben. Die genannte Gesellschaft hat keine besondere Privilegien; da sie aber sehr große Kapitalien besitzt, so wird sie dadurch in den Stand gesetzt, nach gewissen entfernten Gegenden des festen Landes zu handeln, welches denen, die keinen Antheil daran haben, unmöglich ist. Sie wurde von den Kaufleuten zu Montreal errichtet, die sehr wohl einsahen, daß der Handel nach denjenigen entfernten Gegenden, dieß bloß von Wilden bewohnt werden, mit mehrerer Sicherheit und größerem Vortheile getrieben werden könne, wenn sie sich zu diesem Zwecke mit einander vereinigten. Da der Fond der Gesellschaft in 40 Aktien abgetheilt, und die Zahl der Kaufleute zu der Zeit daselbst nicht groß war, so hatte jeder

derselben Gelegenheit, Theil an der Gesellschaft zu nehmen, wenn es ihm gefiel. Jezt befinden sich die Aktien in den Händen einiger wenigen.

Die Gesellschaft spedirt hauptsächlich auf dem Utawas, oder dem großen Flusse, der sich, etwa 30 Meilen über Montreal, in den St. Laurenz ergießt. Durch diesen Zusammenfluß werden zwei Seen le lac de deux montagnes und le lac St. Louis gebildet, in welchen sich verschiedene große Inseln befinden. Um das Pelzwerk den Utawas hinabzufahren bedient man sich der Birken-Kanots, die oft so groß sind, daß sie zwei Tonnen Last führen können; doch belastet man sie selten so stark, am wenigsten auf diesem Flusse, der an manchen Stellen Untiefen, Stürzungen, Felsen und nicht weniger als 32 Trageplätze hat.

Die Schiffahrt in diesen Konots ist eine Beschäftigung der Französischen Kanadier, die von ihnen, im Allgemeinen, dem Ackerbaue vorgezogen wird. Eine ganze Flotte solcher Kanots fährt im Monathe Mai von Montreal ab. Sie werden mit Proviant (vorzüglich mit Zwieback und Pöckelfleisch) zur Hin- und Herreise, so wie auch mit solchen Waaren beladen, die den Indianern für andre Sachen ausgetauscht werden. An einigen seichten Stellen des Flusses ist es hinreichend, wenn die Leute aussteigen und die Kanots in das tiefe Wasser hineinschieben; an andern hingegen, wo sich gefährliche Stromschnellen und scharfe Felsen befinden, müssen sie umpacken und die

Kanots nebst den Ladungen so lange auf den Schultern tragen, bis sie wieder zu einer sichern Gegend des Flusses kommen. Abends ziehen sie ihre Kanots an das Ufer, zünden ein Feuer an, kochen ihre Lebensmittel für den folgenden Tag, und schlafen, in ihre Decken gehüllt, auf dem Boden. Regnet es sehr stark, so machen sie sich zuweilen ein Obdach von Baumzweigen; am gewöhnlichsten aber bleiben sie unter Gottes freiem Himmel, ohne sich mit etwas anderem, als ihren Decken zu verwahren. Sie ahmen bei diesen Gelegenheiten genau die Lebensart der Wilden nach; auch tragen viele von ihnen Indianische Kleidung, die sie bequemer finden als ihre eigene.

Sind sie den Utawas-Fluß etwa auf 280 Meilen hinangefahren (wozu etwa 18 Tage erfordert werden), so gehen sie über einen Trageplatz zum See Nissa, und von diesem, über noch einen andern Trageplatz, auf den Französischen Fluß, (french river) der sich, an der Nordöstlichen Seite, in den Huron-See ergießt. Sie halten sich alsdann längs der Küste dieses leztgenannten Sees, fahren durch den engen Paß, St. Marie, wo sie zu einem andern Trageplatze und über diesen auf den Ober-See (superior lake) kommen. Auf diesem See fahren sie längs der Küste, bis sie, an der Nordwest-Seite desselben, zum großen Trageplatze (grand portage) kommen. Von hier geht es nach dem Regen-See (rainy lake), dem Holz-See (lake of the woods) und, 400 Meilen weiter hinauf, über den Winnipeg-See u. s. w.

Die Kanots, welche so weit in das Land hineinfahren, kommen nie dasselbe Jahr wieder zurück. Diejenigen, welche sogleich wieder Ladungen zurückbringen sollen, halten beim großen Trageplatze, wo die Pelze schon von den Agenten der Gesellschaft bereit gehalten werden. Die Ballen haben ein gewisses Gewicht und jedes Kanot bekommt eine bestimmte Anzahl derselben. Da man genau das Gewicht dieser Ballen kennt, so kann keine Betrügerei statt finden; auch geht bei den Trageplätzen keine Zeit mit Vertheilung der Last verloren, weil jeder verbunden ist, eine bestimmte Anzahl Ballen zu tragen.

Auf dem großen Trageplatze, und längs der unermeßlichen Kette von Seen und Flüssen, die sich, über Lake-Superior hinaus, ausbreitet, hat die Gesellschaft bestimmte Posten oder Faktoreien, wo sich die Agenten derselben aufhalten. Die Geschäfte sind mit solchem Unternehmungsgeiste und solcher Industrie betrieben worden, daß man solche Handelsposten schon bis auf 500 Meilen vom Süd-Meere angelegt hat.

Ein gewisser Herr M'Kenzie, Handlungsmitgenosse desjenigen Hauses zu Montreal, das jezt die ansehnlichsten Aktien der Gesellschaft hat, ist sogar bis zum Südmeer selbst vorgedrungen. Das Tagebuch, welches dieser Mann auf seiner Reise geschrieben hat, soll merkwürdige Sachen enthalten. Der Grund, warum es nebst der genauen Karte des ganzen Landstriches, den er bereiset hat, noch nicht öffentlich erschienen ist, liegt in einer unglücklichen

Entzweiung, die zwischen Herrn M'Kenzie und einem vornehmen Lord, der sehr viel bei der Regierung gilt, statt gefunden hat.

Als dieser unternehmende Mann den ersten Versuch machte, bis zum Ozean vorzudringen, fuhr er, mit Anfange des Frühlings, von dem entferntesten Posten der Handelsgesellschaft ab. Er nahm nur ein Kanot und eine Anzahl Leute, auf die er sich verlassen konnte, mit sich, ging über ungeheure Strecken Landes, die vor ihm von keinem weißen Menschen betreten waren, und kam zulezt an einen großen Fluß. Hier ließ er das Kanot, welches die Männer bis jezt auf den Schultern getragen hatten, von Stapel laufen, und fuhr mit seinen Leuten den Strom hinab. Zufolge des Laufes, den dieser Fluß, eine ansehnliche Strecke weit, nahm, glaubte sich Herr M'Kenzie, auf einem Flusse zu befinden, der sich in das stille Meer ergieße; aber nach mehrern Wochen, während welcher Zeit er mit großer Begierde hinabgerudert war, nahm der Strom eine andere Richtung. Herr M'Kenzie sah, daß er sich geirrt habe, daß dieser einer der unermeßlichen Flüsse sei, die so häufig auf dem festen Lande von Nord-Amerika sind, und daß er sich in die Bassins-Bai ergieße.

Die kleine Gesellschaft befand sich jezt in einer sehr mißlichen Lage; der Sommer war bald zu Ende, und die Länge des Weges, den sie zurück zu machen hatten, war ungeheuer groß. Versuchten sie es, zurückzukehren, und wurden sie alsdann vom Winter

überfallen, so mußten sie wahrscheinlich, aus Mangel an Lebensmitteln, in einem unbewohnten Lande, vor Hunger sterben; entschlossen sie sich aber, den Winter in der Gegend, wo sie sich jezt befanden, zuzubringen, so war es die höchste Zeit, sich Hütten zu bauen, und auf die Jagd und den Fischfang auszugehen, damit sie hinlänglichen Vorrath für die rauhe Jahreszeit zusammen bringen könnten. Herr M'Kenzie stellte die Sache seinen Leuten vor, wie sie war, und überließ es ihrer Wahl, entweder da zu bleiben, oder sogleich zurückzukehren. Die Leute wählten das leztere, und das Resultat war, daß sie wieder wohlbehalten bei ihren Freunden anlangten. Die Schwierigkeiten, mit denen sie auf dieser Rückreise zu kämpfen hatten, und die Mühe, welche sie sich dabei geben mußten, war unbeschreiblich groß.

Die zweite Reise des Herrn Mackenzie, die seinen Wünschen besser entsprach, als die erste, wurde vor etwa drei Jahren von ihm unternommen. Er machte sich unter denselben Umständen auf den Weg, doch versah er sich mit verschiedenen Sachen, die er auf seiner ersten Reise vermißt hatte. So nahm er eine ansehnliche Menge astronomischer Instrumente, vorzüglich aber einen guten Chronometer mit, den er sich hatte von London kommen lassen. Der Weg, den er jezt einschlug, war nicht ganz derselbe, den er vorher genommen hatte; er kam zu vielen Indianischen Nationen, die nie vorher ein weißes Menschengesicht gesehen hatten, und bei einigen derselben

würde er in die größte Gefahr gerathen sein, hätte er nicht Mittel gefunden, ihre Zuneigung zu gewinnen. Von einigen dieser Wilden hörte er, in einiger Entfernung befinde sich eine Bergreihe, über welche hinaus alle Flüsse ihren Lauf nach Westen nähmen. Er wählte sich einige der Eingebohrnen zu Wegweisern, begab sich mit ihnen fort und kam auch wirklich zulezt an die Berge, die er mit unsäglicher Mühe erstieg. Zu seinem größten Vergnügen sah er hier, daß wirklich alle Flüsse der andern Seite, wie die Wilden gesagt hatten, nach Westen liefen. Er verfolgte einen derselben, und kam zulezt nicht weit vom Nutka-Sunde, zum Süd-Meere. Hier hörte er von den Eingebohrnen (und ihre Aussage wurde durch mehrere Umstände bestätiget), daß ein Englisches Schiff erst vor 6 Wochen die Küste verlassen habe. Da Herr M'Kenzie, statt sich der Gefahren, deren er auf dem Wege hierher ausgesetzt gewesen war, nochmahls Preis zu geben, weit lieber mit diesem Schiffe zurückgefahren wäre, so war sein Verdruß, zu spät gekommen zu sein, sehr groß. Er konnte jezt nichts anders thun, als zurückkehren wie er gekommen war; er begab sich daher an die Stelle des Flusses, wo er sein Kanot und etwas Provision (die ihm, hätte er sie mit sich genommen, vielleicht von den Eingebohrnen, auf seinem Wege längs der Küste, geraubt worden wäre) unter Sträuchen verborgen hatte, ruderte fort und kam zulezt glücklich und wohlbehalten bei einem der Handlungs-Faktoreien an. —

Ansicht des Diamanten Vorgebirges.

Als ich mich zu Montreal aufhielt, war Herr M'Kenzie nicht da, auch habe ich nachmahls keine Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen. — Was ich hier von seinen beiden Reisen erzählt habe, ist, so viel ich mich erinnere, das Wesentlichste von dem, was mir seine Reisegefährten davon mitgetheilt haben.

Noch viele andere Mitglieder der Nordwest-Gesellschaft drangen, noch vor Herrn M'Kenzie, nach verschiedenen Richtungen, weit in das Land ein, um Handelsposten anzulegen. Auf einigen dieser Streifereien trafen sie mit den Agenten der Hudsonbai-Gesellschaft zusammen, die, um ihre Posten zu vermehren, gleichfalls umher reiseten. Dieses unerwartete Zusammentreffen der beiden Gesellschaften gab zu einigen unangenehmen Zänkereien Anlaß, wobei die Hudsonsbai-Gesellschaft der andern drohete, sie wolle sie, wegen Verletzung ihrer Privilegien, gerichtlich belangen.

Zu Folge dieser Privilegien scheint die Hudsonsbai-Gesellschaft ein ausschließliches Recht zu haben, nach der Bai und auf allen Flüssen und Gewässern, die damit in Verbindung stehen, Handel zu treiben. Dieses Privilegium hat sie indeß zu einer Zeit bekommen, da die nördlichen Gegenden des Kontinents weit weniger bekannt waren, als sie es jezt sind; denn im ausschließlichen Besitze des Handels auf allen denen Gewässern zu sein, die mit der Hudsonsbai in Verbindung stehen, hieße mit andern Worten, den ausschließlichen Handel nach dem größern Theile des festen Landes

von Nordamerika haben. Die Hudsonsbai steht durch eine große Menge von Flüssen und Seen, mit dem Superior-See in Verbindung, und vermittelst der Kette von Seen, in welcher der Superior-See ein Glied ist, findet eine Wasserverbindung durch ganz Kanada und durch einen ansehnlichen Theil der vereinigten Staaten statt. Wenn die Agenten der Nordwest-Kompagnie Handelsposten an Flüssen errichten, die mit der Hudsonsbai unmittelbar in Verbindung stehen, so ist dies offenbar ein Einfall in die Privilegien zu nennen, und würde auch als solcher geahndet worden sein, wenn nicht die Hudsonsbai-Kompagnie selbst ihren Privilegien Schaden gethan, oder wenigstens nicht unterlassen hätte, alle festgesetzten Punkte in derselben zu erfüllen. Die Gesellschaft bekam nähmlich das ausschließliche Recht, nach der Hudsonsbai und auf allen Gewässern, die damit in Verbindung stehen, zu handeln, wurde aber auch, zu Folge einer hinzugefügten Klausel, verbunden, jährlich einen neuen Posten, 12 Meilen weiter westwärts, anzulegen, widrigenfalls das Privilegium zurückgenommen werden sollte. Da dieses nicht geschehen ist, und folglich die Hudsonsbai-Kompagnie die Privilegien, auf welche sie sich beruft, eigentlich nicht besitzt, so blieb die Nordwest-Kompagnie bei den Drohungen, die ihr von derselben gethan wurden, vollkommen ruhig.

Die Hudsonsbai-Gesellschaft hat ihre Drohungen nie erfüllet, wahrscheinlich weil sie wußte, daß es schwach mit ihren Rechten stand; doch hörte sie nicht

auf,

auf, ihre Nebenbuhlerin mit eifersüchtigen Augen zu bewachen, und man hatte große Ursache zu vermuthen, daß die Kollisionen, in welche sie, durch die Nähe ihrer Handelsposten, mit einander kommen würden, die ernstlichsten Folgen nach sich ziehen könnten. Glücklicherweise trat indeß, als eben die Feindseligkeiten beider Gesellschaften aufs höchste gekommen waren, ein unerwarteter Umstand ein, der sie wieder mit einander aussöhnte, und allen Streitigkeiten ein Ende machte.

Eine sehr mächtige Indische Nation, die Assiniboins, die einen großen Landstrich, südwestwärts vom Winnipeg-See bewohnen, fanden sich beleidigt, daß die Hudsonsbai-Gesellschaft mehrere ihres Stammes mishandelt und sich überhaupt zu große Freiheiten in ihren Gebieten herausgenommen hatte; sie faßten daher den Entschluß, einen Posten, den die Gesellschaft in dieser Gegend hatte, sogleich zu zerstören. Beseelt von Rache, zog ein großer Trupp solcher Assiniboins, ohne daß die Gesellschaft etwas von ihrem Vorhaben ahndete, in die Gegend des Postens, wo sie, wie es bei diesen Wilden gewöhnlich ist, Halt machten, und nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, über die Beute herfallen zu können. Glücklicherweise befanden sich mehrere Agenten der Nordwest-Kompagnie in der Nachbarschaft; diese merkten die Absicht der Wilden, vergaßen die Rivalität, die zwischen ihnen und der andern Gesellschaft statt fand, und schickten sogleich einen Boten, mit der Anzeige, daß ein Angriff zu er-

warten sei, zum Posten der Hudsonsbai-Kompagnie, und einen andern, mit der Bitte, sogleich Mannschaft gegen die Indianer abmarschiren zu lassen, nach einen ihrer eigenen Posten. Das Detaschement traf noch vor dem Angriffe ein, und die Indianer wurden zurückgetrieben. Sicher würden die Agenten der Hudsonsbai-Kompagnie ohne diese Hülfe, das Opfer der Wuth dieser Wilden geworden sein. Die Geretteten erkannten dankbar, wie große Verbindlichkeit sie ihren Landsleuten schuldig waren; auch sahen sie ein, daß die Nordwest-Kompagnie weit stärker sei, und sich mit den Indianern dieser Gegend des Landes weit besser stehe, als ihre Gesellschaft, daß es daher offenbarer Vortheil für sie sein müßte, wenn sich jene Posten so nahe als möglich an den ihrigen befänden. Dies ist jezt der Fall; die zwei Gesellschaften haben alle Feindseligkeiten aufgegeben und betreiben ihre Handelsgeschäfte dicht neben einander.

Auf ihren Posten in den obern Gegenden beschäftiget die Nordwest-Kompagnie an 2000 Menschen. Diejenigen, welche bei sehr entfernten Faktoreien angestellt sind, führen eine Lebensart, die von der der Indianer nur wenig verschieden ist, auch bleiben einige derselben oft vier bis fünf Jahre in diesen Gegenden. Der Oberfaktor, oder erste Agent heirathet gewöhnlich ein Indianisches Mädchen, etwa die Tochter eines vornehmen Chefs, wodurch er, — welches ihm sehr wichtig ist — die Liebe und Zuneigung des ganzen Stammes gewinnt. Man muß nicht glauben,

daß solche Heirathen besonders bindend für den Ehemann sind. Ein Indianischer Chef hält es nicht für unanständig, Jemanden seine Schwester oder Tochter zuzuführen; nimmt man sich hingegen ungebührliche Freiheiten bei seinem Weibe heraus, so ist dies eine Schmach, die nur durch Blut getilget werden kann. Bei keinem andern Volke sind die Weiber so keusch, oder ihren Männern so gehorsam, als wie es bei den Wilden der Fall ist.

Außer den Pelzen und Fellen, die man aus den nordwestlichen Gegenden des Landes, auf dem Utawas-Flusse, nach Montreal bringt, werden auch noch ansehnliche Ladungen davon über die Seen und auf dem St. Laurenz-Flusse dahin transportirt, die in verschiedenen Städten und Faktoreien längs den Seen Huron, Erie und Ontario eingesammelt sind. Solche Faktoreien werden auf Kosten des Gouvernements, von den regulären Truppen beschützt. Zu den Vorräthen, welche auf diese Art von den Agenten der Gesellschaft und von Privat-Kaufleuten eingesammlet werden, bringen auch Pelzhändler, die mit keiner Gesellschaft in Verbindung stehen, eine ansehnliche Menge Pelzwerk nach Montreal und verkaufen es daselbst. Einige dieser Pelzhändler kommen aus den entferntesten Gegenden, wie z. B. aus dem Illinäerlande, das an den Missisippi gränzt. Sie fahren den Missisippi hinan, bis zum Onisconsing-Flusse; von hier begeben sie sich, über einen Trageplatz, zum Fox Flusse, der sich in den Mietschigan-See ergießt. Zur Herbstzeit

treten, wie schon bemerkt worden ist, diese beiden Flüsse aus, und alsdann kann man mit einem leichten Kanot von einem Flusse zum andern fahren, ohne irgend einen Trageplatz zu treffen. Vom Mitschigan-See begeben sie sich auf den Huron-See, von diesem auf den Erie-See und so fort bis zum St. Laurenz. Schon vor Ende Septembers befindet sich alles Pelzwerk zu Montreal. So wie es ankommt, wird es sogleich eingeschifft. Die Schiffe seegeln im Oktober wieder ab; wollten sie späterhin auf dem Flusse bleiben, so würden sie, wegen Eintritt des Winters, vielen Gefahren ausgesetzt sein.

Auch zu Quebec und bei der Stadt Trois Rivieres wird eine ansehnliche Menge Pelzwerk eingeschifft und von den Wilden diejenigen Flüsse hinabgefahren, welche sich an der Nordseite in den St. Laurenz ergießen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Fahrt nach Quebec auf dem St. Laurenz-Fluſſe. — Vorzüge eines Bateau's vor einem Kielboote. — Stadt Sorelle. — Schiffsbau daſelbſt. — See St. Pierre. — Ballikon. — Reizende Gegenden an den Ufern des St. Laurenz. — Kanadiſche Häuſer. — Skizze des Karakters und der Sitten des gemeinen Mannes in Kanada. — Aberglaube. — Anekdote. — St Auguſtin Calvaire. — Ankunft zu Quebec. —

Theurer Freund

Quebec im Auguſt.

Wir blieben bis zum 1ſten Auguſt zu Montreal, und fuhren darauf, in einem Bateau, nach Quebec, welches etwa 160 Meilen weiter unten am St. Laurenz-Fluſſe liegt. Ein Bateau iſt ein Boot, das einen vollkommnen flachen Boden hat, und deſſen Vorder- und Hintertheil ſpitz zu läuft. Die Seitentheile ſind etwa 4 Fuß hoch, und zur Bequemlichkeit der Ruderndenſind, nach der Größe des Bootes, mehr oder weniger Querbänke angebracht. Obgleich ein ſolcher Batteau ein plumpes Fahrzeug iſt, ſo bedient man ſich deſſelben doch auf den großen Flüſſen und Seen in Kanada allgemein, und zieht ihn dem Kielboote vor, weil er, fürs erſte, nicht ſo tief im Waſſer geht, und

zugleich einen größere Ladung trägt, fürs andere, weil er auf Seen und großen Flüssen, wo Stürme nicht selten sind, bei weitem sicherer geht; wovon wir selbst am Tage unserer Abfahrt von Montreal, die Erfahrung gemacht haben. Wir hatten einen breiten Theil des Flusses erreicht, und seegelten mit günstigem Winde, als der Himmel plötzlich mit Wolken bezogen wurde und sich ein furchtbarer Sturm erhob, der von starken Donnerschlägen und Regengüssen begleitet war. Ehe noch die Seegel eingezogen werden konnten, waren schon die Taue, durch welche sie festgehalten wurden, in Stücken zerrissen und die Wellen fingen an, sich über die Seiten des Schiffes zu schlagen, obgleich vor 5 Minuten das Wasser noch vollkommen ruhig gewesen war. Da es nicht länger möglich war, der Gewalt des Windes durch Rudern entgegen zu arbeiten, so wurde unser Bateau an das Ufer getrieben, wo er, weil sein Boden ganz platt war, ohne im geringsten beschädigt zu werden, auf den Sand des Gestades glitt; die Schiffer sprangen hinaus, und zogen ihn auf das trockne Land, wo wir ohne Gefahr verweilten, bis der Sturm aufgehört hatte. Ein Kielboot von derselben Größe würde sich dem Ufer nur auf 30 Schritte haben nähern können, wo es stecken geblieben und wahrscheinlich mit Wasser angefüllt worden wäre. Unser Bateau war sehr gut und bequem eingerichtet; es hatte eine ansehnliche Größe und war, an seinem breitesten Theile, mit einem Dache von Wachstuch, versehen, das man, vermittelst großer Wa-

genreife, ausgespannt hatte. Auf diese Art war eine vortreffliche Kajüte entstanden, die groß genug war, ein halbes Dutzend Stühle und einen Tisch zu fassen; sie schützte uns nicht vllein vor der Unfreundlichkeit des Wetters, sondern war auch sehr luftig, und offen genug, um aus ihr die Schönheiten des Ufers beider Seiten aufs vortheilhafteste übersehen zu können.

Um 11 Uhr des Vormittags verließen wir Montreal, und kamen Nachmittags um 5 Uhr bei der Stadt Sorelle an, die 15 Seemeilen von jener entfernt liegt. Der Strom zwischen diesen beiden Städten ist allenthalben sehr reissend. — Sorelle liegt an der Mündung des gleichnahmigen Flusses, der vom Champlain-See kommt, und sich in den St. Laurenz ergießt. Es wurde um das Jahr 1787, auf einer großen Ebene angelegt, bekam breite Straßen und große Plätze, doch hat es bis jezt nicht mehr, als 100 Häuser, die sehr mittelmäßig sind, und weit von einander stehen. Sorelle ist die einzige Stadt am St. Laurenz, zwischen Montreal und Quebec, wo Englisch die Hauptsprache ist. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Loyalisten, die, aus den vereinigten Staaten nach Kanada flüchteten. Die vornehmste Beschäftigung derselben ist der Schiffsbau. Man läßt jährlich verschiedene Schiffe von 200 Tonnen Last vom Stapel laufen, die nach Quebec gebracht, und daselbst mit Seegeln und Tauen ausgerüstet werden. Der Schiffsbau wird in Kanada nicht

mit so großem Vortheile getrieben, als man sich einbilden könnte; das mehrste des dazu nöthigen Eisenwerkes, das Takelwerk und die Blöcke müssen von Europa eingeführt werden, so daß alles, was durch den Besitz des vortrefflichen Bauholzes gewonnen wird, auf diese Art wieder verlohren geht. — Der Fluß Sorelle ist an seiner Mündung tief, und die Schiffe sind hier, beim Abzuge des Winters, vor dem Treibeise vollkommen sicher. Weit oberhalb der Stadt ist er, der Stromschnellen wegen, nicht zu beschiffen.

Am folgenden Morgen verließen wir Sorelle. Der St. Laurenz nimmt, oberhalb der Stadt, eine ansehnliche Breite an. Hier sieht man eine große Anzahl Inseln, die so aneinander gedrängt liegen, daß es unbegreiflich ist, wie die großen Schiffe, welche nach Montreal fahren, hindurch seegeln können. Dieser breite Theil des Flusses heiß Lac St. Pierre; seine größte Breite ist $4\frac{1}{2}$ Seemeile, und seine Länge, von den Inseln an gerechnet, beträgt an 8 Seemeilen. Weiter hinunter, bis nach Quebec, ist der Fluß an keiner Stelle über 2 Meilen, und an einigen nur $\frac{3}{4}$ Meilen breit.

Von Montreal bis zur Stadt Trois Rivieres, die etwa 4 Seemeilen unterhalb des Lac St. Pierre liegt, sind die Ufer des St. Laurenz an beiden Seiten sehr flach; alsdann erhebt es sich aber, und bleibt an der südöstlichen Seite, bis ganz nach Quebec hin, ziemlich hoch. An der entgegengesetzten

Seite, unterhalb Trois Rivieres, sind die Ufer bald hoch, bald niedrig, bis auf einige Meilen vor Quebec, wo sie, an beiden Seiten, ein kühnes, erhabenes Ansehen annehmen. Die Landschaften, die man an mehreren Stellen vom Flusse aus erblickt, sind äusserst schön. Es ist auch wirklich unmöglich, daß sich längs den Ufern eines so edlen Flusses, wie der St. Laurenz, der sich, auf mehrere 100 Meilen, durch ein reiches, mit Bergen, Holzungen und an gebaueten Ebenen versehenes Land windet, keine reizende Aussichten befinden sollten. Was aber, beim Hinabfahren auf diesem Flusse, die Aufmerksamkeit ganz besonders fesselt, ist die schöne Vertheilung der Städte uud Dörfer, die an seinen Gestaden liegen. Beinahe alle Niederlassungen in Niederkanada befinden sich dicht an den Ufern der Flüsse, und dies ist die Ursache, warum die Landschaften am St. Laurenz und an andern Gewässern, so wesentlich von denen verschieden sind, die man längs den Flüssen in den vereinigten Staaten erblickt. Die Ufer des Hudsons, die besser angebauet sind, als die irgend eines andern großen Flusses daselbst, sind, mit den Gestaden des St. Laurenz verglichen, wild und öde. Unterhalb Montreal sieht man, mehrere Meilen weit Haus an Haus, so daß man ein großes Dorf zu erblicken glaubt, das die ganze Strecke Landes einnimmt. Alle Häuser haben, vorzüglich wenn man sie von ferne betrachtet, ein ungemein freundliches Ansehen, und in jedem Dorfe, sei es auch noch so klein, befindet sich eine

Kirche. Die Kirchen, welche zierlich gebauet sind und an deren Ausbesserung man es nie fehlen läßt, haben, beinahe ohne Ausnahme, Thürme, die nach der Sitte des Landes, mit Zinn gedeckt sind, das immer glänzend bleibt *). Von einem dieser Dörfer wird das Auge, wenn man eine mit Bäumen bewachsene Landspitze umseegelt hat, über alle Beschreibung angenehm überrascht; man sieht die Häuser desselben über den Fluß hangen, und die Kirchthürme die Strahlen der untergehenden Sonne, durch die sie umgebenden Haine, zurückwerfen. Schwerlich wird man in irgend einer Gegend dieses Flusses nur eine Seemeile weit fahren können, ohne nicht ein Dorf oder eine Kirche zu erblicken.

Die zweite Nacht landeten wir bei dem Dorfe Batiscon. Es liegt an der Nordwestseite des Flusses, etwa 8 Meilen unterhalb Montreal. Hier ist das Ufer sehr flach und sumpfig, und selbst in einer ansehnlichen Entfernung von demselben ist das Wasser, wenn die Fluth vorüber ist, so seicht, daß man sich um diese Zeit, selbst in einem Bateau, dem trocknen Boden kaum auf 100 Schritte nähern kann. Weiter unten ist das Ufer, an einigen Stellen, äußerst felsig.

Das erste Wohnhaus, das uns zu Batiscon aufstieß, war eine Meierei, wo wir, ohne Umstände,

*) Die Zinnplatten sind über Eck angenagalt, und die Ekken derselben sorgfältig über die Köpfe der Nägel zurückgeschlagen, so daß keine Feuchtigkeit an dieselben kommen kann.

ein Nachtlager bekamen. Die Leute waren sehr höflich, und thaten alles, was sie konnten, um uns zu dienen. Man deckte einen Tisch mit einem saubern weißen Tischtuche, und trug uns das Beste, was im Hause war, Brot, Milch, Eier und Butter auf. Diese Sachen kann man auf jedem Meierhofe bekommen; aber Fleisch sieht man desto seltener, weshalb man, auf einer Reise in Kanada, gewöhnlich einen Vorrathskorb mit sich nimmt. Die Häuser in Unter-Kanada sind gewöhnlich gut mit Betten versehen, die alle nach dem alten Französischen Geschmacke, sehr groß, und 4 bis 5 Fuß vom Boden erhaben sind. Man bekommt einen Strohsack, eine Matratze und ein Federbett.

Die Häuser sind größtentheils aus Balken zusammengesetzt, aber dichter und besser gebauet, als die, welche man in den vereinigten Staaten sieht. Die Balken passen besser auf einander, sind von aussen glatt gehobelt und übertüncht. Auch sind die Mauern der inwendigen Seite gewöhnlich mit Brettern und Tannenholz bedeckt; in den vereinigten Staaten hingegen läßt man sie inwendig so uneben, als auswendig. Nur ein Umstand macht die Kanadischen Häuser unangenehm; die Bewohner derselben haben die Gewohnheit, niemahls die Fenster zu öffnen, um frische Luft einzulassen, weshalb man beständig einen dumpfigen Geruch darin antrifft. Auf unserm Wege von Quebec nach Montreal bemerkten wir nicht 10 Häuser mit geöffneten Fenstern, obgleich das Wetter

sehr warm war. Fragt man die Leute, warum sie nicht zuweilen frische Luft in ihre Häuser bringen? so bekommt man — wie überhaupt auf alle Fragen dieser Art — jedes Mahl zur Antwort: „Ce n'est pas la maniere des habitans!“

Einige der untern Klassen der Französischen Kanadier besitzen noch ganz die Munterkeit und Lebhaftigkeit, die den Franzosen eigen zu sein pflegt. Sie tanzen und singen, und sind beständig frohen Muthes. Andere haben, wie es mir scheint, viel von dem mürrischen Wesen und der Plumpheit, die man im Allgemeinen bei den Bewohnern der vereinigten Staaten findet. Bei allen ist indeß Eitelkeit ein Hauptcharakterzug; weiß man dieser zu schmeicheln, so kann man sie brauchen, wozu man will. Wenige der Männer können lesen und schreiben; das Wenige von Gelehrsamkeit, das noch bei den Einwohnern zu finden ist, haben die Weiber in Beschlag genommen. Ein Kanadier macht nie einen Handel, thut nie einen wichtigen Schritt, ohne vorher seine Frau um Rath gefragt zu haben, deren Meinung er dann gewöhnlich beistimmt.

Sowohl die Männer als die Weiber sind tief im Aberglauben versunken, und setzen ein blindes Vertrauen auf ihre Priester, welches folgende Anekdote beweisen wird: Abends vor unserer Ankunft zu Quebec, kehrten wir in dem Dorfe St. Augustin Calvaire ein, strichen eine Zeit lang umher, und kehrten darauf zu der Meierei, wo wir unser Nachtquartier genommen hatten, zurück. Die Leute hatten Fische ge-

kocht, die man, während unserer Abwesenheit, gefangen hatte. Da bei unserer Rückkehr alles fertig war, so setzten wir uns, beim Scheine einer Lampe, die von der Decke herabhing, zu unserm Abendessen nieder. Da der Schein des Lichtes so schwach war, daß wir kaum sehen konnten, was vor uns auf dem Tische stand, so beklagten wir uns bei dem Wirthe, worauf dieser die Lampe putzte, sie mit Oehl anfüllte und auf den Tisch stellte — aber die Erleuchtung war um Nichts gebessert. „Sacre dieu“ — rief er aus — „Sie sollen doch Ihre Fische nicht im Dunkeln essen!“ und damit ging er an einen kleinen Schenktisch, nahm ein Licht heraus und stellte es brennend vor uns hin. Alles wäre jezt gut gegangen, hätte nicht das Unglück die Frau, die auf einige Minuten fortgegangen war, plötzlich wieder zurückgeführt; sie entdeckte was ihr armer Eheherr gethan hatte, und nun entströmten ihrem Munde die fürchterlichsten Verwünschungen. Bestürzt und unfähig ein einziges Wort hervorzubringen, stand der arme Teufel da, und konnte sich nicht erklären, was in aller Welt seine Hälfte so in Zorn gesetzt haben könnte; auch wir waren begierig zu erfahren, was zu diesem plötzlichen Ungewitter die Gelegenheit hergegeben haben möchte, als sie das Licht vom Tische riß, es hastig auslöschte, und nun mit klagender Stimme die Sache auseinander setzte. Es war das geweihete Licht — „la chandelle benite“ — das ihr Ehemann uns auf den Tisch gesetzt hatte. Es war in einer

benachbarten Kirche eingesegnet worden, und hatte verschiedene gute Eigenschaften; bei dem heftigsten Gewitter brauchte es nur, so lange es donnerte und blitzte, brennend auf den Tisch gestellt zu werden, so war das Haus, die Scheune und dergleichen, auſser aller Gefahr. Wurde einer von der Familie krank, so zündete man das heilige Licht an — augenblicklich war er wieder hergestellt. Sie hatte dieses Wunderlicht noch denselben Morgen vom Dorfpfaffen bekommen, und zwar mit der Versicherung, es besäße die Kraft, die Familie vor Unglück zu bewahren, woran sie denn auch nicht im geringsten zweifelte. Widersprechen würde nichts gefruchtet haben, wir bemühten uns daher, unserer Ohren wegen, das Weib zu besänftigen. Als dieses uns so ziemlich gelungen war, setzten wir uns nieder, und verzehrten unsere Fische im Dunkeln.

Das Dorf St. Augustin Calvaire liegt etwa 5 Meilen (leagues) von Quebec, wo wir den folgenden Morgen (den vierten nach unserer Abreise) anlangten. Wenn der Wind gut und die Fluth günstig ist, werden zu der Reise von Montreal nach Quebec nicht mehr als zwei Tage erfordert.

Vierundzwanzigster Brief.

Lage der Stadt Quebec. — Beschreibung der Ober- und Unterstadt. — Große Festigkeit der Oberstadt. — Einige Bemerkungen über die Eroberung von Quebec, unter General Wolfe. — Ueber Monthgomery's und Arnold's Angriffe während des Amerikanischen Krieges. — Volksmenge zu Quebec. — Das Schloß. — Franziscanerkloster. — Jesuitenkollegium. — Ein einziger alter Jesuit ist noch übrig geblieben. — Sein großer Reichthum. — Sein Charakter. — Nonnenklöster. — Ingenieurhaus. — Staatshaus. — Zeughaus. — Kasernen. — Marktplatz. — Fuhrwerke mit Hunden. — Vortreffliche Aussichten von einigen Gegenden der Oberstadt. — Reizende Landschaften. — Beschreibung der Wasserfälle in den Flüssen Montmorenci und la Chaudiere.

Theurer Freund

Quebec im August.

Quebec liegt auf einer sehr hohen Landspitze, an der Nordwestseite des St. Laurenz-Flusses. Am entgegengesetzten Ufer, Quebec gegenüber, befindet sich eine andere Spitze. Zwischen diesen beiden ist der Fluß nicht breiter, als $\frac{3}{4}$ Meilen; über diese Enge hinaus nimmt er aber wieder eine Breite von 5 bis 6 Meilen an. — Die Stadt hat ihren Nahmen von

Quebec oder Quebejo bekommen, welche Wörter, in der Algonquinsprache, das plötzliche Engerwerden eines Flusses bedeutet. Der breite Theil des Flusses, unmittelbar vor der Stadt, heißt das Becken (the basson). Es ist tief und geränmig genug, um 100 Linienschiffe zu fassen.

Quebec ist in zwei Theile getheilt: in die Oberstadt, die oben auf der Landspitze, und zwar auf einem Kalksteinfelsen liegt; und in die Unterstadt, die unterwärts, rund um die Spitze her, dicht am Ufer aufgebauet ist. Der Felsen, auf dem die Oberstadt steht, steigt an einigen, nahe am Wasser befindlichen, Stellen, beinahe senkrecht empor, und ist hier vollkommen unzugänglich. An andern Stellen ist er weniger steil, und steht mit dem andern Theile der Stadt durch Straßen in Verbindung, die an der Seite hinanlaufen; aber auch hier ist der Zugang so beschwerlich, daß man, an der einen Seite der Straßen, zur Bequemlichkeit der Fußgänger, Stufen angebracht hat.

Die Unterstadt liegt feindlichen Angriffen sehr offen, denn sie wird nur, von der Seite des Bassins, durch eine kleine Batterie, die während der Fluth, beinahe gleiche Höhe mit der Wasserfläche hat, und von der Seite des Flusses, durch eine Vormauer beschützt, auf welcher, wenn ein Angriff zu befürchten ist, Kanonen aufgepflanzt werden können.

Die Oberstadt ist ungemein fest. An der Seite, die zum Wasser geht, ist sie von Natur so sicher, daß man es für hinlänglich gehalten hat, nur ganz

nie=

niedrige Mauern anzulegen; an einigen Stellen, wo der Felsen unersteigbar ist, befinden sich gar keine Mauern. Demungeachtet findet man hier einige Reduten und Batterien. Die vornehmste Batterie, von der man auf das Bassin sieht, hat 22 Vierundzwanzigpfünder, 2 Französische Sechsunddreißigpfünder, und 2 große eiserne Mörser. Ihr zur Seite befindet sich eine andere von 6 Kanonen, welche auf die, von der unten liegenden Stadt hierher laufende, Wege gerichtet ist.

An der Landseite verdankt die Stadt ihre Befestigung einzig und allein der Kunst. Man sieht hier ungeheure Festungswerke, die, seitdem der Ort im Besitz der Engländer ist, viele Verbesserungen erfahren haben. Aber auch schon zu der Zeit, als die Stadt den Franzosen gehörte, waren die Festungswerke so stark, daß, hätte der Französische General, de Montcalm, anders gehandelt, als es der Fall war, vielleicht selbst der unsterbliche Wolfe an der Eroberung derselben verzweifelt haben würde.

Wäre General Montcalm, als ihm die Nachricht hinterbracht wurde, die Englische Armee habe die Abrahams-Höhen erstiegen, statt dieses für unmöglich und lächerlich zu halten, sogleich zum Angriffe abmarschirt, so daß dem General Wolfe keine Zeit übrig geblieben wäre, seine Leute zu ordnen; oder hätte er nur, als er die Nachricht bestätiget fand, statt den General Wolfe mit den Truppen, welche er gerade bei sich hatte, anzugreifen, die An-

kunft einer großen Division seiner Truppen, die unterhalb der Stadt lag, und in kurzer Zeit angekommen sein würde, abgewartet, vielleicht würde alsdann das Schicksal dieses Tages durchaus verschieden ausgefallen sein. Auch hätte General Montcalm sich nur hinter die Mauern der Stadt zu begeben, und sie zu vertheidigen nöthig gehabt. Der Ort war so fest, daß er sich bis zum Anfange des Winters gehalten hatte, da denn die kleine Englische Flotte den Fluß verlassen, mithin General Wolfe die Belagerung aufgegeben haben würde.

General Wolfe hielt es für eine Sache der Unmöglichkeit an der Seite der Stadt, die zum Wasser geht, einen Angriff zu wagen, denn hier war der Felsen zu steil, und die Vertheidigung leicht; sein Plan war, hinter die Stadt zu kommen, und sie daselbst, von der Landseite, an einer Stelle anzugreifen, wo sich eine große Ebene befindet, die nicht viel niedriger als die größte Anhöhe der Landspitze ist. Zu diesem Zwecke versuchte er es, seine Truppen, einige Meilen unterhalb der Stadt, nahe bei den Wasserfällen von Montmorenci, an das Land zu setzen. Das Ufer des Flusses ist, an dieser Stelle, bei weitem leichter zu ersteigen, als oberhalb der Stadt; aber es wurde hier von einer großen Division Französischer Truppen, die verschiedene starke Schanzen aufgeworfen hatten, vertheidigt, und General Wolfe wurde mit Verlust zurückgetrieben.

Oberhalb Quebec sind die Ufer des Flusses äus-

ferst hoch, und zugleich so steil, daß sie von den Franzosen für vollkommen unersteigbar gehalten wurden; demungeachtet faßte General Wolfe, als sein erster Versuch zu landen, mißlungen war, den kühnen Entschluß, die höchste Gegend dieses Ufers, die man gewöhnlich die Abrahams-Höhen nennt, zu erklimmen. Um sich einen Weg dahin zu bahnen, nahm er Besitz von Point-Levi, der Landspitze, welche Quebec gegenüber liegt, und fing hier an die Stadt zu beschießen, wodurch der Feind getäuscht werden sollte. Während dieses geschah wurden Boote herbeigeschafft, die Mannschaft schiffte sich ein, ruderte bei Nachtzeit in aller Stille der Stadt vorbei, und stiegen, etwa 2 Meilen oberhalb derselben, in einer Bucht an das Land. Hier erklimmten die Soldaten, wiewohl mit großer Schwierigkeit, die Höhen, und zogen, mit Hülfe der Flaschenzüge, die man an Bäumen befestigte, womit das Ufer von oben bis unten besetzt ist, die Kanonen hinan. Jezt befanden sie sich auf der Ebene, die bis zur Stadtmauer fortläuft, und auf der die berühmte Schlacht geliefert wurde, in welcher der General Wolfe in dem Augenblicke, da sein Werk mit dem verdienten glücklichen Ausgange gekrönt werden sollte, als Opfer fiel. Die Stelle, wo dieser berühmte Held verblich, ist mit einem großen Steine bezeichnet, auf welchem die wahre Mittagslinie gezogen ist.

Obgleich es dem großen Wolfe so sehr schwer wurde, Quebec zu erobern, und obgleich dieser Ort,

seit jener Zeit, viel fester gemacht worden ist, so hal-ten sich doch die Bewohner der vereinigten Staaten bis auf den heutigen Tag überzeugt, daß, wenn etwa in der Folge ein Bruch mit England statt finden sollte, sie nur eine Armee dahin zu schicken brauchten, um den Ort sogleich in ihre Gewalt zu bekommen. Arnold, der sich, im Jahre 1775, unter Montgo-mery, gegen diesen Ort aufmachte, pflegte, nach sei-ner Zurückkunft, oft zu sagen: er würde ihn sicher erobert haben, wenn er keine Wunde empfangen hät-te; aber so sehr diese Unternehmung, ihrer Kühnheit wegen, Bewunderung fordert, so fehlt doch an der glücklichen Ausführung derselben bei weitem mehr, als sich die Amerikaner, durch Arnold's eitle Er-klärung verleitet, einbilden mögen.

Jeder Gedanke an einer regelmäßigen Belage-rung der Stadt wurde von den Amerikanern aufge-geben, als sie davor kamen; nur von einem Stur-me, zu einer Zeit, da man ihn am wenigsten vermu-thete, war noch etwas zu erwarten. Hierzu wurde denn die Nacht des 31sten Dezembers bestimmt, da man die Stadt, zu gleicher Zeit, an drei verschiede-nen Stellen angriff. Aber obgleich die Garnison voll-kommen überrumpelt wurde, und der größere Theil der Kanonen auf den Wällen von den Laveten genom-men war (denn man hatte sich nicht eingebildet, daß im Winter eine Armee einen so gewaltsamen Angriff wagen könne, daß Kanonen erforderlich wären, sie zurückzutrei-ben), so mißlang dennoch den Amerikanern ihr Vor-

haben. Arnold, der sich bemühte, das St. John's-thor zu sprengen, das nach dem hintern Theile der Stadt, nicht weit von der Abrahams-Ebene führt, wurde verwundet, und mit großem Verluste zurückgetrieben. Montgomery überraschte die Wache der ersten Vormauer an dem einen Ende der Unterstadt, und kam glücklich durch; bei der andern fiel er durch einen Schuß, und seine Leute wurden zurückgetrieben. Die dritte Division der Amerikaner begab sich, von einer andern Gegend aus, über das Eis in die Unterstadt, die, wie ich schon angezeigt habe, dem Eindringen des Feindes besonders offen liegt. Sie blieben hier einige Tage, und steckten während dieser Zeit, einige Häuser, worunter auch eine Kirche war, in Brand, wurden aber bald darauf wieder ohne viele Mühe vertrieben. Die beiden, unter Arnold und Montgomery stehenden, Divisionen wurden von einer Hand voll Menschen zurückgeschlagen, denn die Detaschemens, welche von der Oberstadt gegen den Feind hinab geschickt wurden, beliefen sich, wie man sagt, kaum auf 200 Mann. Arnold's Angriff war der thörigste, der sich denken läßt, denn das St. John'sthor und die daran stoßenden Mauern sind ungeheuer, und man braucht sie nur zu sehen, um vollkommen überzeugt zu werden, daß jeder Sturm, ohne Hülfe des schweren Geschützes, welches die Amerikaner nicht besaßen, durchaus fruchtlos sein mußte.

Da Quebec schon durch seine Festungswerke

sicher genug ist, so ist seine Festigkeit während eines strengen Winters um so viel größer, und alle Bemühungen einer belagernden Armee sind alsdann durchaus fruchtlos.

Um die Festungswerke Quebecs gehörig zu besetzen, werden etwa 5000 Mann erfordert. Die Stadt hat beständig eine große Garnison, so wie auch eine Menge Magazine jeder Art. Die Truppen sind theils in Kasernen einquartirt, theils in Blockhäuser, in der Gegend des Diamanten-Vorgebirges, welches den höchsten Theil der Spitze ausmacht, und sich an 1000 Fuß über der Wasserfläche befinden soll. Dieses Vorgebirge ist stark befestiget, und kann als die Citadelle von Quebec angesehen werden. Man kann von ihm die Stadt in jeder Richtung, so wie auch die Ebenen außerhalb derselben, übersehen. Die Abend- und Morgenkanonen, so wie auch alle Signale und Salven werden hier abgefeuert. Obgleich der Felsen eine ansehnliche Höhe hat, so kann man doch, selbst auf dem Gipfel desselben, Wasser bekommen, wenn man nur mäßig tiefe Brunnen gräbt. An einigen Stellen stürzt es aus den Seiten des Felsens in großen Strömen hervor, und ist von einer besonders guten Beschaffenheit.

Man weiß jezt über die Menge der Häuser und der Einwohner von Quebec nichts bestimmtes; doch glaubt man, daß die Ober- und Unterstadt, und die Vorstädte zusammen genommen, wenigstens 2000 Wohnhäuser haben. Nach dieser Angabe kann man

die Zahl der Einwohner auf 12000 schätzen, von denen etwa zwei Drittel Französischer Abkunft sind. Da Quebec die Hauptstadt von Unterkanada ist, so halten sich daselbst, außer dem Gouverneur, viele Civilbeamte, vornehme Rechtsgelehrte u. s. w. auf, die ansehnliche Häuser machen, und bei denen man angenehme Unterhaltung trifft. Die große Garnison trägt zur Lebhaftigkeit des Ortes nicht wenig bei.

Die Unterstadt wird größtentheils von Handelsleuten, die sich mit der Schiffahrt abgeben, bewohnt, und ist ein unangenehmer Aufenthalt. Ihre Straßen sind enge und dreckig, und die Luft in denselben ist, der großen Höhe der hier befindlichen Häuser wegen, nicht die reinste. Auch in den Straßen nahe am Wasser ist, zur Ebbzeit, der Gestank oft unerträglich. Um so angenehmer ist die Oberstadt. Da sie so hoch liegt, so ist in ihr die Luft so rein, als möglich, und die Bewohner derselben werden von der Sommerhitze niemahls belästiget. In Ansehung der Bauart hat sie keine Vorzüge; die Straßen sind enge und unregelmäßig, und die, größtentheils steinernen, Häuser sind klein, häßlich und unbequem. Nur einige wenige, die vor einigen Jahren aufgeführt sind, machen Ausnahmen hiervon.

Das Schloß, welches vom Kommandanten bewohnt wird, ist ein ganz einfaches, aus gewöhnlichen Bruchsteinen aufgeführtes Gebäude, und steht an einem offnen Platze, dessen Häuser drei Seiten eines länglichten Vierecks bilden. Es besteht aus zwei

Theilen: dem ältern und dem neuern, die beide, durch einen geräumigen Hof, von einander getrennt sind. Der ältere Theil steht gerade auf dem Gipfel eines unzugänglichen Theils des Felsens; nach hinten befindet sich, an der Außenseite, eine lange Gallerie, von der man wenigstens 60 Fuß tief hinabsehen kann. Man benutzt diese alte Abtheilung des Schlosses vorzüglich zu verschiedenen Amtsstuben; aber die Zimmer derselben sind klein und unbequem. In der neuern Abtheilung, die sich der andern gegenüber befindet, und von der Familie des Kommandanten bewohnt wird, sind die Zimmer geräumig und ziemlich gut eingerichtet, doch kann man keines derselben geschmackvoll nennen. Das Schloß ist keinesweges, wie man gewöhnlich sagt, befestiget; nur in dem daran stoßenden Garten befindet sich, längs der Seite des Felsens, eine Brustwehr mit Schießscharten, hinter welchen einige Kanonen aufgepflanzt sind. An schönen Sommerabenden hält eines der Regimenter, auf dem freien Platze vor dem Schlosse, seine Uebungen und die Hoboisten machen Musik. Es versammlen sich um diese Zeit selbst viele der vornehmsten Leute auf diesem Platze, der alsdann ein buntes, lebhaftes Ansehen gewinnt.

Dem Schlosse gegenüber steht ein Kloster, welches den Recollets oder Franziskanermönchen gehört, von denen aber nur noch wenige vorhanden sind. — Neben diesem Gebäude befindet sich ein Jesuiten-Kollegium, das aber noch verlassener dasteht, als das Franziskanerkloster. Nur noch Ein alter Mann ist

von der ganzen Brüderschaft übrig, dem die unermeßlichen Besitzungen dieses Ordens, der ehemahls durch ganz Kanada verbreitet war, allein gehören, und durch welche er jährlich 10,000 Pf. Sterl. Einkünfte hat. Dieser Greis, der alle seine Brüder überlebt hat, ist von Geburt ein Schweizer. Er war in seiner Jugend nichts weiter als Thürhüter des Kollegiums, da man aber mehrere gute Eigenschaften an ihm entdeckte, so gab man ihm eine anständigere Stelle, und nahm ihn nachher in den Orden auf. So alt er auch ist, so befindet er sich doch sehr wohl. Dieser liebenswürdige Mann wird von jedermann geschätzt, denn er wendet sein großes Vermögen größtentheils zur Unterstützung der Nothleidenden an. Nach seinem Tode fällt sein Eigenthum der Krone zu.

Es befinden sich hier drei Nonnenklöster, welche, da die weiblichen Orden geduldet werden, alle stark besetzt sind. Das größte dieser Klöster heißt l'hôpital général und steht in der Vorstadt, außerhalb der Mauern. Ein anderes für Ursulinerinnen befindet sich nicht weit vom Schlosse.

Das Ingenieurhaus, in welchem viele Modelle, so wie auch Risse von den Festungswerken der Stadt Quebec und anderer Städte in Kanada aufbewahrt werden, ist ein altes Gebäude und steht nahe bei der größten Batterie. Neben demselben befindet sich das Haus, wo die Mitglieder der Legislatur und die Repräsentanten zusammenkommen. Auch dieses ist ein

altes Gebäude, das man auf eine einfache Art zu dem Zwecke, wofür es bestimmt ist, eingerichtet hat.

Das Zeughaus steht in einem andern Theile der Stadt, nahe bei den Artillerie-Kasernen. Es hat an 10000 vollkommene Rüstungen, die, wie die Waffen im Tower zu London, aber, wo möglich, mit größerer Zierlichkeit und mehrerem Geschmacke, geordnet sind.

Die Artillerie-Kasernen können etwa 500 Mann fassen; die Haupt-Kasernen sind aber auf eine weit größere Anzahl berechnet. Diese befinden sich auf dem Markte, nicht weit von dem Platze, wo das Schloß steht, aber mehr im Innern der Stadt.

Der Markt zu Quebec ist mit einem Ueberfluße von Nahrungsmitteln jeder Art versehen, die hier für einen weit geringern Preis gekauft werden können, als in irgend einer andern Stadt der vereinigten Staaten, die ich besucht habe. Der Anblick der vielen Hunde, die kleine Karren ziehen, ist einem Fremden sehr auffallend. Die Kanadischen Hunde verrichten dieses mit großer Geschicklichkeit, weshalb man auch in Quebec oder Montreal kaum eine Familie findet, die nicht einen oder mehrere derselben blos zu diesem Zwecke hielte. Sie gehören zu der Neu-Foundländischen Rasse, haben aber breitere Hintertheile und kürzere, dickere Beine als diese; übrigens sind sie fast alle schön, und außerordentlich gelehrig und klug. Ihre Stärke ist bewundernswürdig; ich selbst sah oftmahls, daß ein Hund einen Mann fortzog, der nicht weniger wiegen konnte, als 10 Stein. Die Leute

machen hier oft im Winter, auf dem Schnee, mit einem halben Dutzend oder mehreren dieser Thiere, die sie in kleine Schlitten spannen, weite Reisen.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne Ihnen etwas von den Ansichten zu sagen, die man in Quebec, in mehrern Gegenden der Ober-Stadt, haben kann, und die, in Ansehung ihrer Pracht und Abwechslung, alles, was ich von dieser Art in der neuen und alten Welt gesehen habe, beiweiten hinter sich lassen. Man sieht von hier den bunten Teppich vor sich ausgebreitet; ungeheure Felsen, unermeßliche Flüsse, unwegsame Forste und Ackerland, Berge, Seen, Städte und Dörfer bieten sich wechselsweise dem Blicke dar — das Auge verliert sich in der Unermeßlichkeit der Szene. Die Natur zeigt sich hier in ihrer ganzen Pracht, so daß es selbst der Phantasie schwer werden müßte, sich etwas Erhabneres zu mahlen, als die verschiedenen Landschaften, die den entzückten Zuschauer von allen Seiten umgeben. Wie einige dafür halten, hat man vom Diamanten-Vorgebirge, welches sich 1000 Fuß über die Wasserfläche erhebt, und der höchste Theil des Felsens ist, auf dem die Stadt steht, eine noch schönere Aussicht. Freilich übersieht man von diesem Vorgebirge eine größere Fläche auf Einmahl, dennoch aber halte ich die Aussicht, die man auf der Batterie hat, für weit schöner; denn von der Höhe des Kaps angesehen, verlieren die unten befindlichen Gegenstände viel von ihrer Größe, und man glaubt mehr eine Zeichnung der Gegend, als die Ge-

gend selbst zu erblicken. Stehe ich auf der obern Batterie, die dem breiten Theile (Bassin) des St. Laurenz gegenüber ist, und sich etwa 300 Fuß über die Oberfläche des Wassers erhebt, so kann ich auch den Fluß übersehen, sammt den Schiffen, die, wenn sie zu den Kai's vor der Stadt seegeln, unter meinen Füßen dahin zu fahren scheinen. Der Fluß selbst, der hier eine Breite von 5 bis 6 Meilen hat, und bis zum entferntesten Theile der Insel Orleans, wo er sich zwischen den Gebirgen verliert, sichtbar bleibt, ist eine der ersten Naturschönheiten, und hat oft, an schönen stillen Sommerabenden, das Ansehen eines großen Spiegels, der die anmuthigen Farben des Himmels und die Bilder der verschiedenen Gegenstände am Ufer mit unbeschreiblicher Pracht zurückwirft. Das südliche Ufer des Flusses, welches romantisch mit Bai's und Vorgebirgen versehen ist, befindet sich ganz im Zustande der Natur und ist dick mit Bäumen bedeckt; das gegenüber befindliche Ufer aber ist mit Häusern geschmückt, die, so weit das Auge reichen kann, Ein ununterbrochenes Dorf auszumachen scheinen. An dieser Seite schließt sich der Horizont mit einer großen Bergreihe; und da das Flachland zwischen denselben und den Dörfern am Ufer, von Quebec aus, nicht sichtbar ist, so glaubt man hier die Berge aus dem Wasser emporsteigen und die Häuser an ihren steilen Felsenwänden aufgebauet zu sehen.

Reizend erscheinen die Gegenden um Quebec her,

wenn man sie in der Ferne betrachtet, aber auch in der Nähe angesehen verlieren sie nichts von ihrer Schönheit. Wandelt man in denselben umher, so ergötzt sich das Auge des Wanderers an den mannigfaltigen schönen Landschaften, und sein Herz schlägt höher, wenn er Zufriedenheit und Frohsinn auf dem Gesichte eines jeden Bewohners derselben thronen sieht. Kann ein Land, das so fruchtbar ist als schön, kann ein sanftes, gesundes Klima und der Genuß bürgerlicher und Religionsfreiheit, ein Volk glücklich machen, so müssen, glaube ich, die Kanadier, wenigstens in dieser wonnevollen Jahreszeit, im höchsten Grade glücklich sein.

Ehe ich diesen Gegenstand ganz verlasse, muß ich Ihnen noch etwas weniges von zwei Szenen in der Nachbarschaft von Quebec sagen, die vor allen andern Aufmerksamkeit verdienen; ich meine die Fälle in den Flüssen Montmorenci und Chaudiere. Der erstere dieser Flüsse ergießt sich, 7 Meilen unter Quebec, in den St. Laurenz, der andere vereinigt sich mit demselben Flusse in einer gleichen Entfernung oberhalb der Stadt.

Der Montmorenci-Fluß windet sich, in seinem Felsenbette, durch eine wilde, stark mit Bäumen bewachsene Gegend, bis er an den Rand eines Abgrundes kommt, über welchen er sich, in einer ununterbrochenen und beinahe senkrechten Fläche, 240 Fuß tief hinabstürzt. Der Strom des Wassers in diesem Flusse ist, wenn keine Ueberschwemmung statt findet,

sehr unbedeutend; da es aber, durch die Gewalt, womit es über die Felsenstücke des obern Theiles des Abhanges stürzt, zu Schaum geschlagen wird, so vergrößert sich sein Volumen und bildet im Herabfallen eine Fläche von beträchtlicher Größe. Die Breite des Flusses von dem obern Theile des einen Ufers zum andern beträgt nur 50 Fuß. Im Fallen hat das Wasser genau das Ansehen von Schnee, der in Haufen vom Dache eines Hauses geworfen wird; auch kommt es nicht mit großer Geschwindigkeit herab. Ist das Wasser unten, so schäumt und tobt es ansehnlich, und zeigt, bei hellerm Sonnenscheine, alle Farben des Prisma in ihrem vollen Glanze. Es wird unten gleichsam in ein Becken von Felsenmasse aufgenommen, aus welchem es sanftfließend zum St. Laurenz läuft, der sich von hier etwa 800 Schritte befindet. Die Ufer des Montmorenci, unterhalb des Sturzes, sind an der einen Seite beinahe senkrecht; unzugänglich sind sie an beiden, so daß jemand, der den Fall unten zu sehen wünscht, längs dem Ufer des St Laurenz hingehen muß, bis er an die Kluft kommt, durch welche der Montmorenci fließt.

General Haldimand, ehemaliger Gouverneur von Kanada, hatte diesen Wasserfall so lieb gewonnen, daß er nahe dabei ein Wohnhaus aufführte, aus dessen Fenstern man ihn aus dem vortheilhaftesten Gesichtspunkte sehen kann. Vor dem Hause befindet sich eine schöne Ebene, die sich ganz zum St Laurenz hinerstreckt, und auf der hin und wieder kleine Som-

merhäuser stehen, die alle eine Ansicht des Falles gewähren. Auch ist ein Sommerhaus oben am Falle angebracht, das über dem Abgrunde hängt, so daß eine Kugel, die man aus dem Fenster fallen läßt, einen Weg von wenigstens 200 Fuß in senkrechter Richtung macht. Dieses Haus wird von großen Balken gehalten, die an den Seiten der Kluft befestigt sind. Um hinzukommen, hat man mehrere Treppen zu ersteigen, und über zwei Gallerien zu gehen, die auf dieselbe Art unterstützt sind. Die Aussicht von hier ist fürchterlich schön. Die Balken, auf denen das kleine Gebäude ruhet, sind, wie man sagt, nicht mehr im besten Zustande; da wir indeß die Gefahr nicht kannten, so wagten wir uns alle auf Einmahl hinein, und hielten uns, ohne die zitternde Bewegung zu achten, die wir bei jedem Tritte spürten, eine ansehnliche Weile darin auf. Daß die Balken nicht ewig dauern können, ist gewiß, es würde daher der Klugheit gemäß sein, daß man sie noch zu rechter Zeit ausbesserte; denn so lange sie stehen, finden sich immer Leute, die sich in den unsichern Bau, dessen Stützen sie sind, hineinwagen und sich der größten Gefahr aussetzen.

Der Wasserfall im Chaudiere-Flusse ist nicht halb so hoch, als der im Montmorenci, dafür hat er aber eine Breite von 250 Fuß. In Ansehung der mahlerischen Schönheit der umliegenden Gegend ist er dem Montmorenci-Falle bei weitem vorzuziehen. In der Nähe des lezteren giebt es keine hohe Bäume, oder andere Gegenstände, auf denen das Auge ruhen

könnte; man hat den Fall, aber auch nichts weiter als den Fall zu betrachten. Die Ufer des Chaudiere-Flusses hingegen sind mit Bäumen vom stärksten Wuchse bedeckt, und man erblickt, zwischen den aufgethürmten Felsenstücken, die sich hier allenthalben befinden, eine so wilde und romantische Gegend, wie sie die Phantasie selbst nicht schaffen kann. Die Größe des Falles ist, nach den Jahreszeiten, verschieden. Ist der Fluß voll, so stürzt sich eine Wassermasse über die Felsen des Abgrundes, bei derem Anblicke der Zuschauer in Erstaunen geräth; bei trocknem Wetter hingegen, oder überhaupt während des größern Theils des Sommers, ist die Menge des herabkommenden Wassers ziemlich unbedeutend. Man findet selten Jemanden, der nicht in dieser Jahreszeit, den Fällen des Montmorenci den Vorzug giebt; ja ich möchte behaupten, daß sie von den mehresten zu jeder Zeit schöner gefunden werden.

Fünf-

Fünfundzwanzigster Brief.

Konstitution, Regierung, Gesetze und Religionszustand von Ober- und Unterkanada. — Ausgaben für die Civil-Liste, die bewaffnete Macht, und die Geschenke an die Indianer. — Besoldung einiger königlichen Beamten. — Ein- und Ausfuhr. — Taxen.

Theurer Freund

Quebec.

Von der Zeit an, da Kanada an Großbrittannien abgetreten wurde, bis zum Jahre 1774, standen die innern Angelegenheiten der Provinz allein unter der Direktion des Gouverneurs. Es wurde damahls, der Quebec Bill zu Folge, ein gesetzgebender Rath vom Könige angesetzt, der aus 23 Mitgliedern bestand. Dieser Rath bekam die Vollmacht, solche Anordnungen und Einrichtungen zu treffen, die er zum besten der Provinz zuträglich halten würde; doch durfte er keine Abgaben heben, ausgenommen zur Anlegung von Wegen, zur Ausbesserung alter Gebäude u. d. gl. Jede Anordnung mußte, innerhalb 6 Monathen nach ihrem Erscheinen, dem Gouverneur vorgelegt und vom Könige unterschrieben sein. Kein Gesetz, welches härtere Strafe, als Geldbuße oder dreimonathliches Ge-

fängniß auf irgend ein Verbrechen setzte, wurde ohne Einwilligung des Königs für gültig anerkannt.

So war die Verfassung, bis im Jahre 1791 im Brittischen Parlamente eine Akte durchging, nach welcher der gesetzgebende Rath eingeschränkt, und die jetzige Regierungsform eingeführt wurde.

Das Land wurde jezt in zwei für sich bestehende Provinzen abgetheilt, in Ober- und Unterkanada. Erstere macht den östlichen Theil der alten Provinz Kanada aus; leztere den westlichen, der an den nördlichen Seiten der großen Seen und Flüsse liegt, durch welche die Gränzlinie läuft, welche die Brittischen Territorien von denen der vereinigten Staaten trennt. Die beiden Provinzen sind von einander durch eine Linie getrennt, die bei Point au Baudet, an dem Theile des St. Laurenz Flusses, der Lake Franzis genannt wird, anfängt, und von da zum Utawas oder großen Flusse fortläuft. Quebec ist die Hauptstadt der untern und Niagara der obern Provinz.

Die vollziehende Macht jeder Provinz befindet sich in den Händen des Gouverneurs, dem ein Vollziehungsrath zugeordnet ist. Die gesetzgebende Macht jeder Provinz ist in den Händen des Gouverneurs, eines gesetzgebenden Rathes und einer Versammlung der Volksrepräsentanten. Uebrigens sind die Gesetze, welche sie geben, der Kritik des Königs und in einigen besondern Fällen auch der Kritik des Brittischen Parlaments unterworfen. Die Bills werden im Rathe und in der Assembly fast unter eben den Förmlichkei-

ten, wie im Brittischen Parlamente, gemacht; hierauf werden sie dem Gouverneur vorgelegt, der sie annimmt oder verwirft, oder über ihre Gültigkeit den König entscheiden läßt. Diejenigen Bills, welche der Gouverneur unterschreibt, sind von dem Augenblicke an gültig; doch ist er verbunden, solche dem Könige abschriftlich zu übersenden, welcher, vom Tage des Empfangs derselben angerechnet, zwei Jahre Zeit hat, sie wieder aufzuheben. Diejenigen Bills, welche er dem Könige zur Bestätigung übersendet, gelten nicht eher, als bis solche erfolgt ist.

Alle Akten der Assembly und des Rathes, nach welcher solche Gesetze und Anordnungen, die schon galten, als die jetzige Konstitution gemacht wurde, aufgehoben oder verändert werden sollen, werden zuerst beiden Häusern des Brittischen Parlamentes und erst dreißig Tage nachher dem Könige vorgelegt. Im Fall beide Häuser des Parlaments in einer Adresse den König bitten, daß er einer oder mehreren solcher Akten die Bestätigung versagen möge, so kann er sie nicht geben.

Einer Akte zu Folge, die im achtzehnten Regierungsjahre des jetzigen Königs durchgegangen ist, hat es das Brittische Parlament auch in seiner Macht, in Ansehung des Handels und der Schiffahrt der Provinz, so wie der Ein- und Ausfuhrzölle alle Anordnungen zu treffen, die es für zweckmäßig hält; doch können die Abgaben nur zum Nutzen der Provinz, und zwar nur so wie es die, von dem Rathe

und der Assembly gegebenen, Gesetze bestimmen, angewendet werden.

Der gesetzgebende Rath von Unterkanada besteht aus 15, der von Oberkanada aus 7 Mitgliedern. Die Anzahl dieser Mitglieder darf nicht geringer sein, als hier angegeben ist; wohl aber kann sie, wenn der König es für gut findet, vermehrt werden.

Die Räthe werden auf Lebenszeit vom Gouverneur angesetzt, der dazu vom Könige bevollmächtigt ist. Niemand kann Rath werden, der nicht 21 Jahre alt, Eingeborner des Landes, oder durch eine Parlamentsakte naturalisirt worden ist.

Findet es der König für gut, so kann er jemanden erbliche Ehrentitel geben, mit dem damit verbundenen Rechte, einen Sitz im Rathe zu haben, worauf alsdann auch sein Erbe, in einem Alter von 21 Jahren, Anspruch machen kann. Uebrigens ist dieses Recht verjährt, wenn der volljährige Erbe 4 Jahre lang, ohne Erlaubniß des Königs, abwesend war, ohne dieses Recht zu fordern. Auch geht das Recht verloren, wenn der Erbe, ehe er es fordert, irgend einer andern Macht den Eid der Treue geschworen hat; es sei denn, daß der König, durch eine schriftliche, mit dem großen Siegel der Provinz versehene Erklärung, eine Ausnahme beschließt.

Entfernt sich ein Rath, nachdem er seinen Sitz bereits genommen hat, auf 2 Jahre von der Pro-

vinz, ohne vom Könige Urlaub bekommen zu haben, so verliert er seinen Sitz.

Hat sich jemand des Rechts, mit im Rathe zu sitzen, verlustig gemacht, so hat dies keinen Einfluß auf den Erben; dieser kann, nach dem Tode des Erblassers, auf Sitz und Titel Anspruch machen. *)

Die Assembly von Unterkanada besteht aus 50 Mitgliedern, die von Oberkanada aus 16; keine der beiden Assemblies darf eine geringere Anzahl haben.

Niemand kann Mitglied der Assembly werden, der Mitglied des gesetzgebenden Rathes ist, so wie auch kein Priester, oder überhaupt kein Geistlicher irgend einer Kirche, Anspruch darauf machen kann.

Jeder, der seine Stimme giebt, muß, wenn er dazu aufgefordert wird, einen Eid ablegen, daß er das erforderliche Alter habe; daß er nach den Gesetzen fähig sei, seine Stimme zu geben, und daß er bei dieser Wahl noch nicht gestimmet habe.

Der Gouverneur hat das Recht, den Ort zur Session zu bestimmen, die Assembly zu berufen, sie zu prorogiren, und zu entlassen.

Die Assembly darf nicht länger dauern, als vier Jahre, aber sie kann früher aufgelöset werden. Der Gouverneur ist verbunden, sie wenigstens Einmahl des Jahres zu berufen.

*) Bis jezt hat der König Niemanden in Kanada solche Ehrentitel, verbunden mit dem angeführten Rechte, ertheilt.

Der Eid, den ein neues Mitglied, beim Antritte seines Sitzes, abzulegen hat, besteht in wenigen Worten und enthält das Versprechen, dem Könige und der Provinz Kanada treu zu sein.

Die Gouverneurs der beiden Provinzen sind, in Ansehung ihrer bürgerlichen Aemter, durchaus unabhängig von einander; in militärischen Angelegenheiten hat der Gouverneur von Unterkanada den Vorrang; auch wird er gewöhnlich zum Generalkapitain der Brittischen Truppen in Nordamerika erwählt.

Die gegenwärtige Justizverfassung jeder Provinz wurde durch die Quebec-Bill vom Jahre 1774 bestimmt. Dieser Bill zu Folge ist es jedem Einwohner erlaubt, es mit seinen Ländereien und Besitzungen so zu halten, wie es vor der Eroberung von Kanada, durch die damahligen Gesetze und Gebräuche des Landes, festgesetzt worden ist; so wie denn auch alle Streitigkeiten, das Eigenthum oder bürgerliche Rechte betreffend, nach denselben Gesetzen und Gebräuchen entschieden werden sollen. Diese alten Gesetze und Gebräuche sollen sich indeß nicht auf die Ländereien erstrecken, die der König von England in der Folge etwa als free and common loccage abtreten könnte, hier sollten die Englischen Gesetze allein befolgt werden; so daß die Englischen *) Einwohner, die sich größtentheils auf

*) Ich bemerke hier ein für allemahl, daß ich unter Englischen Einwohnern alle diejenigen verstehe, deren Muttersprache die Englische ist, und zwar im Gegensatze der Ka-

neuen Ländereien angesiedelt haben, den alten Französischen Gesetzen, die vor Eroberung des Landes galten, nicht unterworfen sind, ausgenommen wenn zwischen einigen von ihnen und den Französischen Einwohnern Streitigkeiten wegen Eigenthum, oder wegen bürgerlicher Rechte vorfallen sollten; in welchem Falle die Französischen Gesetze angewendet werden. Jeder Freund der bürgerlichen Freiheit wird wünschen, daß diese Gesetze, die dem reichen Einwohner günstiger sind, als den ärmern, abgeschafft werden mögen; aber so lange noch die Französischen Einwohner so sehr an dem alten hergebrachten hängen, und so unwissend bleiben werden, als sie es jezt sind, so lange wird auch sicher keine Veränderung dieser Art statt finden. Indeß die Quebec-Bill die alten Gesetze den Französischen Einwohnern ließ, um diese Leute, die sich an dieselben gewöhnt hatten, zu Freunden zu behalten, wurden die Englischen Kriminalgesetze in jedem Theile des Landes eingeführt. „Dies" — sagt der Abbé Raynal — „war der glücklichste Umstand, der sich „für Kanada ereignen konnte. Mit Ueberlegung an„gestellte, vernünftige, öffentliche Verhöre traten an „die Stelle der undurchdringlichen mysteriösen Ver„handlungen einer grausamen Inquisition. Ein Ge„richt, welches vorher furchtbar und blutdurstig ge„wesen war, wurde jezt mit menschlichen Richtern be„nadier von Französischer Abkunft, die allgemein die Französische und keine andere Sprache reden.

„setzt, die mehr darauf ausgingen, Unschuld aufzudek-
„ken, als Verbrechen zu finden.“

Der Gouverneur, der Vice-Gouverneur, die Mitglieder des Vollziehungsrathes, die Oberrichter der Provinz, und die Richter der King's Bench, oder fünf von ihnen, machen ein Appellationsgericht aus, wovon indeß die Richter desjenigen Distriktes, woher die Appellation kommt, ausgeschlossen sind. In gewissen Fällen kann von diesem Gerichte auch an den König appellirt werden.

In beiden Provinzen wird jede Religion geduldet, und zwar in der strengsten Bedeutung des Wortes; nie wird jemand, wegen seines Religionsglaubens, auf irgend eine Art zurückgesetzt. Die Römisch-katholische Religion ist die herrschende. Der Quebec-Bill vom Jahre 1774 zu Folge ist es den Geistlichen dieser Religion erlaubt, Zehnten und alle andere Gebühren, die sie vor dieser Periode hatten, auch jezt noch einzufordern; aber bloß von den katholischen Einwohnern. Von Protestanten können sie nichts verlangen, selbst wenn von den Ländereien, die diese besitzen, vormahls Zehnten und Gebühren, zum Behuf der katholischen Kirche, gegeben worden sind. Diese Abgaben von solchen Ländereien werden jenen indeß nicht erlassen; sie werden von Leuten, die dazu vom Gouverneur angestellt sind, eingesammlet, und dem königlichen General-Einnehmer, zur Unterstützung der jezt in der Provinz befindlichen Protestantischen Geistlichen, angewendet. Auch wurde, durch die Akte von 1791, der Gouverneur angewiesen,

von allen, der Krone zugehörigen, Ländereien, die nach dieser Periode vergeben würden, ein Siebentel, zum Besten der protestantischen Geistlichkeit, einzufordern. Der Gouverneur kann, mit Beistimmung des Vollziehungsrathes, Pfarrer ansetzen, und sie aus dem erwähnten Fond besolden.

Die Geistlichkeit der Englischen Kirche in beiden Provinzen besteht jezt, mit Einschluß des Bischofs von Quebec, nur aus zwölf Personen; die katholische Kirche hingegen hat nicht weniger als 126 Geistliche, nähmlich einen Bischof, der auch Bischof von Quebec heißt, seinen Coadjuteur élu, der Bischof von Kanathe ist, drei Vicaires généraux und 116 Pfarrer und Missionäre, die alle, ausgenommen 5 derselben, in Unterkanada wohnen.

Die Ausgaben für die Civil-Liste in Unterkanada werden jährlich auf 20,000 Pfd Sterl. angegeben, wovon die eine Hälfte von Großbrittanien, und die andere von der Provinz, durch Zölle auf die Einfuhr gewisser Artikel, aufgebracht wird. Die Civil-Liste in Oberkanada ist etwa um drei Viertel geringer, als die in der untern Provinz.

Die bewaffnete Macht in beiden Provinzen, die Ausbesserung der Festungen u. s. w., kostet Grosbrittannien jährlich 100,000 Pf. St.

Die Geschenke, welche unter Indianer vertheilt werden, und die Besoldungen des Indischen Departements werden auf 100,000 Pf. Strl. jährlich geschätzt.

Zu den Beamten des Indianischen Departements gehören: General-Aufseher, deputirte Aufseher, General-Inspektoren, deputirte General-Inspektoren, Sekretaire, Assistenten derselben, Schreiber, Agenten, Dolmetscher, Proviantmeister, Wundärzte, Büchsenschäfter u. s. w., von denen die mehrsten geschäftslose Aemter haben, weil sich wenige Indianer im Lande befinden; in Oberkanada verrichten sie ihre Dienste wirklich.

Folgendes ist die Liste der Besoldungen einiger Gouvernements-Beamten in Unterkanada:

	Pf. St.
General-Gouverneur	2,000
Vice-Gouverneur	1,500
Vollziehungs-Räthe, jeder	100
General-Prokurator (attorney general) . .	300
General-Anwald (G. solicitor)	200
Sekretär und Registrator der Provinz . .	400
Schreiber beim Appellationsgerichte (nebst Brennholz und Schreibe Materialien) .	120
Sekretär des Gouverneurs	200
Französische Sekretär des Gouverneurs und Translateur beim Rathe	200
Oberrichter von Quebec, der Oberrichter der Provinz	1,200
Oberrichter in Montreal	900
Oberrichter zu Troisrivieres	300
General-Einnehmer	400
Oberaufseher der Ländereien	300

	Pf. St.
Holz-Verwalter (surveyor of woods) . .	200
Ober-Weg- und Bau-Aufseher (grand voyer) zu Quebec	100
Derselbe zu Montreal	100
Derselbe zu Troisrivieres	60
Oberaufseher der Provinzial-Posthäuser . .	100
Landschreiber (clerk of the terraro) der Königl. Domänen	90
Königl. Schreiber	100
Polizei-Inspector zu Quebec	100
Derselbe zu Montreal	100
Vier Missionäre für Indianer, jeder . . .	50
Ein Missionär für Indianer	45
Schulmeister in Quebec	100
Derselbe in Montreal	50
Derselbe in Carlisle, Bay de Chaleurs . .	25
Feuermänner zu Quebec, die zugleich ärmern Leuten die Schornsteine fegen . .	60
Der Gehalt des Bischofs von Quebec, der Bischof beider Provinzen ist	2,000

Die Pensionen vom Januar 1794, bis zum Januar 1795, beliefen sich auf 1,782 Pf. 6 Sch. 7 D.

Verzeichniß derjenigen Artikel, von welchen in Kanada Einfuhr-Zölle erlegt werden müssen:

	Sch.	D.
Branntwein und andere starke Getränke von Großbrittannien, à Gallone	—	3
Rum und andere starke Getränke von den Kolonien in Westindien, à Gallone . .	—	6
Fremde Liqueurs von Großbrittannien, à Gallone	1	3
Rum und starke Getränke aus den vereinigten Staaten, á Gallone	1	—
Melasse und Syrupe, gesetzmäßig durch andere als brittische Schiffe eingeführt, à Gallone	—	9
Maderawein, à Gallone	—	6
Andere Weine	—	3

NB. Weine können unmittelbar von Madera, oder von andern der Afrikanischen Inseln, nach Kanada gebracht werden; Europäische Weine oder Branntweine hingegen dürfen bloß von England eingeführt werden.

Lumpenzucker à Pfund	—	1
Mascovade und Fuß = oder Unterzucker (clayed sugar)	—	1½
Kaffe à Pfund	—	2
Tabak in Blättern á Pf.	—	2
Spielkarten, jedes Spiel	—	2
Salz, das Minot	—	4

NB. Das Minot ist ein in Kanada gebräuchliches Maaß, das sich zum

Winchester Bushel, wie 100 zu 108,765 verhält.

Die Waaren, welche in Kanada eingeführt werden, bestehen in solchen Artikeln, deren ein Land, das noch in seiner Kindheit ist, und nicht viele Manufakturen hat, benöthigt sein muß, als: irdene Waaren, Eisenwaaren, Hausgeräth, ausgenommen das von gröberer Arbeit; wollene Tücher und Leinwand, Strumpfwaaren u. s. w.; ferner Papier und andere Schreibmaterialien, Leder und Lederwaaren, Gewürze, Weine, starke Getränke, Westindische Produkte. Auch Tauwerk jeder Art, und selbst gröbere Eisenwaaren werden eingeführt.

Da sich der Boden des Landes besonders gut zum Hanfbaue eignet, so hat man sich große Mühe gegeben, ihn hieselbst einzuführen. Man gab schriftliche Anweisungen, wie der Hanfbau mit bestmöglichem Vortheile getrieben werden könnte, vertheilte diese unter die Landleute, und ließ sie an alle Wirthshäuser anschlagen. Aber es hält sehr schwer, die Französischen Kanadier aus ihrem alten Gleise zu bringen, deswegen hat auch diese Aufmunterung nichts gefruchtet. Man hat bis jezt sehr wenig Hanf gebauet, und wahrscheinlich wird man auch noch in langer Zeit nicht daran denken, mehr zu bauen.

In vielen Gegenden des Landes hat man Eisenertzte aufgefunden, aber Schmelz = und andere Eisenwerke sind erst an Einem Orte angelegt, nähmlich in der Gegend von Trois-Rivieres. Der König von

Frankreich ließ sie, einige Zeit vor der Eroberung, anlegen; jezt gehören sie dem Brittischen Gouvernement, welches sie verpachtet hat. Man vermuthet, daß wenn der Pachtkontrakt um ist — welches im Jahre 1800 der Fall sein wird — sich Niemand finden möchte, der sie annimmt, weil das Eisensteinlager, woher man die Ertze bekam, fast gänzlich abgebauet ist. Das Werk besteht aus einer Frisch- und Schmelzhütte, in welcher leztern vorzüglich Oefen gegossen werden; doch sollen diese denjenigen, die aus England kommen, an Güte nachstehen.

Man verfertiget in den mehrsten Theilen Kanada's linnene und grobe wollene Zeuge, doch wird bei weitem der größere Theil dieser Artikel von Großbrittannien eingeführt.

Die Ausfuhr aus Kanada besteht in einer ungeheuren Menge von Pelzen und Fellen; ferner in Weizen, Mehl, Leinsaamen, Pottasche, Bauholz, Faßdauben und Holzwaaren jeder Art; in gedörrten Fischen, Oel, Dschinseng *) und verschiedenen Arzneimitteln.

Der Handel zwischen Großbrittannien und Kanada soll jährlich so viele Schiffe beschäftigen, als etwa zu 7000 Tonnen Last erforderlich sind.

*) Panax quinquefolium.

Sechsundzwanzigster Brief.

Boden und Produkte Unterkanada's. — Ueber die Bereitung des Ahornzuckers. — Klima. — Winterbelustigungen des Volkes. — Schlitten. — Mittel, sich vor der Kälte zu schützen. — Abhärtung der Pferde. — Beschaffenheit des St. Laurenz beim Abzuge des Winters. — Schnelle Vegetation im Frühlinge. — Annehmlichkeit des Sommers und Herbstes.

Theurer Freund

Quebec.

Der östliche Theil von Unterkanada, zwischen Quebec und dem Golf des St. Laurenz, ist bergig; auch zwischen Quebec und der Mündung des Flusses Utawas befinden sich hin und wieder einige Berge, verfolgt man aber den Fluß weiter hinauf, so sieht man wieder Flachland.

Der Boden besteht — ausgenommen da, wo kleine, steinige und sandige Landstriche dazwischen liegen — vorzüglich aus einer lockern, dunkelfarbigen, 10 bis 12 Zoll dicken, Erdschicht, unter welcher sich eine Thonschicht befindet. Der Boden ist ungemein fruchtbar, ungeachtet man bisher wenig an das Düngen gedacht hat. Erst seit wenigen Jahren haben ei-

nige Kanadier angefangen, ihr Land zu düngen, aber die mehrsten bleiben dem alten Herkommen getreu, besäen ihre Felder, ohne sich um diese Vorbereitung zu bekümmern, und doch wird das Land nicht erschöpft, wie es, bei diesem Verfahren, gewiß der Fall in den vereinigten Staaten sein würde. Die verständigern Landwirthe, die angefangen haben zu düngen, bedienen sich des Märgels dazu, der an vielen Stellen, längs den Ufern des St. Laurenz, in ungeheurer Menge gefunden wird. Der Boden von Unterkanada ist besonders tauglich zum Bau der verschiedenen Getreidearten. Auch Tabak kommt gut in demselben fort; doch bauet man ihn nur in geringer Menge, zum Privatgebrauche; mehr als die Hälfte des Vorraths, den man im Lande verbraucht, wird eingeführt. Der hiesige Tabak ist weit milder, als der Maryländische und Virginische, und der Schnupftabak, den man daraus bereitet, wird sehr geschätzt.

Gemüse jeder Art, so wie überhaupt fast alle Europäische Gewächse, gedeihen besonders gut in Kanada; Hohlbeeren sind hier einheimisch, und werden in großer Menge in den Wäldern angetroffen. Auch der Weinstock ist hier einheimisch, doch sind die Trauben desselben, in wildem Zustande, sauer und nicht viel größer als die Korinthen.

Die Menge der Bäume, die man in den Wäldern Kanada's antrifft, ist überaus groß; auch sollen sich viele Arten unter denselben befinden, die noch unbekannt sind. Von Buchen, Eichen, Ulmen, Eschen, Fichten, gemeinem

meinem weißen Ahorn, (?) Wallnuß = und Kastanienbäumen findet man mehrere Arten. An Zukkerahorn (acer sacharinum), den man fast nirgends als auf gutem Boden sieht, hat das Land einen Ueberfluß. Es giebt zwei Abarten dieses schätzbaren Baumes in Kanada; die eine wird der Sumpfahorn genannt, weil er gewöhnlich in niedrig liegenden Gegenden getroffen wird; die andere ist der Berg- oder gekräuselte Ahorn, der so heißt, weil er auf erhabenem trocknen Boden wächst, und weil das Holz desselben mit krausen Streifen versehen ist. Ersterer giebt im Ganzen eine weit größere Menge Saft, als lezterer: doch gewinnt man aus diesem Safte nicht so viel Zucker, als aus dem des Bergahorns. Zwei bis drei Gallonen Saft des Bergahorns geben gewöhnlich ein Pfund Zucker, da hingegen zu einer gleichen Quantität Zucker sechs bis sieben Gallonen des Sumpfahorns erfordert werden.

Am besten gewinnt man den Saft, wenn man ein Loch von 1 oder 1½ Zoll im Durchmesser, und von 2 bis 3 Zoll Tiefe, schräg aufwärts in den Baum bohrt; doch thut man dieses gewöhnlich nicht, sondern macht dafür eine größere Oefnung mit einer Axt. In beiden Fällen wird in die gemachte Wunde eine kleine Röhre gesteckt, und der durch dieselbe herabtröpfelnde Saft, vermittelst untergestellter Gefäße, aufgefangen.

Ein Ahornbaum von 20 Zoll im Durchmesser, giebt gewöhnlich alle Jahre Saft genug zu 5 Pfund

Zucker, und man hat Beispiele von Bäumen, die 30 Jahre lang diese Quantität gegeben haben. Bäume, die man mit Aexten aufgehauen und verstümmelt hat, dauern bei weitem nicht so lange aus, als die, welche sorgfältig angebohrt sind. Man bedient sich der Axt deshalb so häufig, weil der Saft aus der, auf diese Art gemachten, Wunde bei weitem schneller hervorkommt, als aus einem gebohrten Loche; welches dem Eigenthümer sehr viel werth ist, da er den Saft so geschwinde als möglich nach Hause schaffen und einkochen muß, damit er durch die Zuckerzubereitung nicht zu lange von andern Landarbeiten abgehalten werde. Man zapft nähmlich die Bäume zu der Zeit an, wenn der Saft anfängt aufzusteigen, d. h. im Frühjahre, wo der Landmann mit den Vorrichtungen zur Aussaat beschäftiget ist.

Es ist merkwürdig, daß diese Bäume mehr Saft geben, wenn sie schon 6 bis 7 Jahre nacheinander angezapft sind, als wenn dieses zum ersten Mahle geschieht. Dieser Saft ist nicht so reich an Zucker, als der, welcher zum ersten Mahle ausläuft; da er aber in weit größerer Menge gewonnen wird als lezterer, so bekommt man im fünften Jahre des Anzapfens eben so viel Zucker, als im ersten.

Der Ahornzucker ist der einzige, dessen man sich in Kanada auf dem Lande bedient; aber auch in den Städten, wohin ihn die Landleute, mit andern Waaren, zu Markte bringen, wird Gebrauch davon gemacht. Am mehrsten kommt er in großen dicken Ku-

chen vor, welche genau die Gestalt der Gefäße haben, in denen der Saft eingekocht worden ist. Diese Kuchen sind gewöhnlich von einer dunkeln Farbe, und sehr hart. Will man Gebrauch davon machen, so schabt man sie mit einem Messer, und bekommt so ein Pulver, das viel heller, und dem Westindischen Muscovada oder Körnerzucker nicht unähnlich ist. Kocht man den Ahornzucker sorgfältig mit Kalk, Eiweiß und andern Sachen, deren man sich gewöhnlich zum Raffiniren des Zuckers bedient, und granulirt man ihn gehörig, durch Fortschaffung der Melasse, so kommt er, in Ansehung des Geschmacks und der Farbe, dem besten Westindischen gleich. Wenn man ihn, auf eine ganz einfache Art, mit Milch und Eiweiß siedet, so bekommt er einen sehr angenehmen Geschmack.

Der geschickte Doktor Rooth, erster Hospitalarzt zu Quebec, hat viele Versuche über die Bereitung des Ahornzuckers gemacht; er hat ihn granulirt und auch raffinirt, so daß er dem besten, in England gemachten, Lumpenzucker gleich kommt. Um die Kanadier (die in Ansehung mancher Sachen eben so ungläubig, wie in andern Hinsichten leichtgläubig sind) zu überzeugen, daß es wirklicher Ahornzucker war, den sie so geläutert vor sich hatten, hat er große Klumpen Zucker zugerichtet, in denen man die verschiedenen Grade der Läuterung deutlich sehen kann. Der untere Theil oder Fuß dieser Klumpen ist hart,

wie die gewöhnlichen Kuchen, der mittlere granulirt, und der obere vollkommen geläutert.

Doktor Nooth hat berechnet, daß allein der Verkauf der Melasse die Kosten des Raffinirens einbringen würde, wenn man Fabriken zu diesem Zwecke anlegen wollte. Man hat in Quebec einige Versuche gemacht, eine solche Zuckerraffinerie zu Stande zu bringen, aber ohne Erfolg, weil die Leute, die sich damit abgaben, Abentheurer waren, und nicht die, zu einem solchen Unternehmen erforderlichen, Kapitalien besaßen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß unter der Aufsicht von Männern, die der Sache mehr gewachsen sind, und einen gehörigen Fond dazu besitzen, ein solches Unternehmen sehr gut von statten gehen müsse. Auch hat man Ursache zu glauben, daß eine Zuckersiederei, in welcher der Zucker sowohl aus dem Safte bereitet als geläutert wird, mit großem Vortheile bestehen müßte.

Man sieht in Kanada oft mehrere Morgen Landes, die ganz mit Ahornbäumen besetzt sind; sonst trifft man sie gewöhnlich mit andern Bäumen vermischt an, so daß 30 bis 50 Ahornbäume auf einen Morgen gerechnet werden können. Ungeheure Strekken Landes würde man sich, in der Gegend des St. Laurenz-Flusses, für weniger als einen Schilling den Morgen, verschaffen können, und sicher würde man auf jeden Morgen 30 Ahornbäume treffen; wenn wir aber auch nur 25 auf jedem derselben rechnen wollen, so würde man doch, von einer Fläche von 5000

Morgen, wenn jeder Baum 5 Pfund Zucker giebt, jährlich 5,580 Ct. 1 Qr., 12 Pf. (5,500¾ Ct. Berl. Gew.) gewinnen.

In einem Zeitraume von 20 Jahren ist der Ahorn so weit ausgewachsen, daß er jährlich 5 Pf. Zucker geben kann; man könnte deshalb, wenn man Eichen und andere Bäume, zu verschiedenen Zwecken, nach und nach umhauet, Ahornbäume an ihre Stelle pflanzen, die alsdann die alten, wenn sie ausgedient hätten, wieder ersetzen würden. Wollte man noch mehr thun, und diese Bäume regelmäßig in Reihen pflanzen, so würde die Mühe, welche die Einsammlung des Saftes erfordert, bei weitem geringer sein, als wenn sie hin und wieder zerstreuet stehen, mithin würden die Kosten, welche die Bereitung des Zuckers erfordert, ansehnlich verringert werden, und man würde so zehnmahl mehr Zucker gewinnen können.

Man hat behauptet, die Schwierigkeit, Pferde und Menschen, zur Zeit der Bereitung des Zuckers in den Wäldern zu erhalten, würde so groß sein, daß dadurch jeder Plan, die Sache im Großen zu treiben, durchaus vereitelt werden müsse. Dies kann sehr wahr sein, wenn man von den vereinigten Staaten spricht, wo dieser Gegenstand vorzüglich zur Sprache gekommen ist, und wo man auch Einwürfe dieser Art dagegen gemacht hat. Ganz anders würde es sich aber in Kanada verhalten: Hier sieht man, in verschiedenen Gegenden des Landes, 5000 Morgen große Strecken Ahornland, die an keiner Stelle wei-

ter als 6 Englische Meilen von irgend einem großen Dorfe entfernt sind. Die ganze Arbeit des Einkochens würde jährlich nicht mehr als 6 Wochen erfordern, mithin würde die Mühe, Nahrung für Menschen und Pferde, die man in solchen Zuckersiedereien braucht, von einem Dorfe in die Wälder zu tragen, kaum in Anschlag kommen. Auch könnten, mit geringen Kosten, einige Hütten für die Arbeiter in den Holzungen aufgeschlagen werden.

Man hat ferner den mühsamen Transport des Saftes, von den entfernten Waldungen zur Siederei, als eine sehr große Schwierigkeit angegeben; aber auch dieser Einwurf ist nicht gegründet. Der Saft wird, wie ich bereits angezeigt habe, vermittelst untergesetzter Gefäße, von einzelnen Leuten aufgefangen, und dann zu dem Orte getragen, wo er eingekocht werden soll. Würde indeß eine regelmäßige Fabrik angelegt, so müßte man ihn mit weit geringerer Mühe zur Siederei bringen. Man brauchte nur kleine hölzerne Tröge unter die Röhre zu stellen, durch welche der Saft läuft, von denen er dann sehr leicht 20 Schritte weit, bis zu einem größern Behälter, geführt werden könnte. Von diesen Behältern brächte man drei oder vier auf einem Morgen Landes an, und machte alsdann Zugänge durch die Holzungen, so daß Karren mit Gefäßen von einem zum andern fahren, und den Saft nach den Siedereien schaffen könnten. Zu solchen Zuckersiedereien würden bloße Schoppen hinlänglich sein, die man, um sich die

Mühe eines weiten Weges zu ersparen, in verschiedenen Gegenden aufbauen könnte. Die Kosten, welche solche Vorrichtungen etwa verursachen möchten, würden sich nicht hoch belaufen, und doch könnten die Arbeiten dadurch um ein Ansehnliches erleichtert werden.

Da einzelne Familien, die den Saft von jedem Baume, und zwar oft aus einer großen Entfernung, zum Kochen nach Hause tragen müssen, doch den gewonnenen Zucker für einen Preis verkaufen können, für welchen man den Westindischen, dem er doch nicht nachsteht, nicht bekommen kann; so darf man annehmen, daß eine, nach dem angegebenem Plane angelegte, Fabrik äußerst vortheilhaft sein, und daß der Ahornzucker ein Hauptgegenstand des auswärtigen Handels werden könnte.

Nicht allein Zucker gewinnt man aus dem Safte des Ahorns, sondern man kann auch vortrefflichen Weinessig daraus bereiten. Mehrere Herren kosteten mit mir den Weinessig, den Doktor Nooth daraus gemacht hatte, und jeder von uns mußte gestehen, daß er dem Französischen weißen Weinessig, in Ansehung des Geschmackes, bei weitem vorzuziehen sei. Auch gutes Tafelbier und Branntwein kann aus dem Safte bereitet werden.

Die Luft von Unterkanada ist besonders rein, und das Klima der Gesundheit sehr zuträglich, ausgenommen in den westlichen Gegenden der Provinz, den St. Laurenz hoch hinauf, wo die Bewohner des Landes — wie dies fast in jedem Theile der vereinigten

Staaten, zwischen den Bergen und dem Ozean, der Fall ist — sehr an intermittirenden Fiebern leiden. Zu Montreal und weiter unten kommt das Klima beinahe mit dem der Staaten von Neu-England überein; die Leute erreichen hier ein ansehnliches Alter, und bleiben von Fiebern befreiet. Diese Verschiedenheit ist in der verschiedenen Beschaffenheit der Gegenden zu suchen. Nach Osten ist Niederkanada, wie Neu-England, bergig; nach Westen hingegen findet man nichts als Flachland.

Man findet in Kanada ungemein hohe Grade sowohl der Hitze als der Kälte. Oft steigt in den Monathen Julius und August der Fahrenheitsche Thermometer auf 69°; dahingegen erlebt man selten einen Winter, wo nicht selbst das Queckſilber in der Röhre frieret. Sehr plötzliche Uebergänge von der Hitze zur Kälte, die man so häufig in den vereinigten Staaten trifft, und die der Gesundheit sehr schädlich sind, finden in Kanada nicht statt; die Jahreszeiten sind hier bei weitem regelmäßiger.

Der erste Schnee fällt gewöhnlich im November, zuweilen aber auch zu Ende Oktobers. Dieser ist der unangenehmste Theil des ganzen Jahres; die Luft ist alsdann kalt und rauh, der Himmel dunkel und trübe, und Regen und Schneegestöber wechseln mit einander ab. Zu Ende der ersten oder zweiten Dezemberwoche zertheilen sich die Wolken gewöhnlich, der Frost tritt ein, der Himmel wird hell, nimmt eine

schöne blaue Farbe an, und wird ganze Wochen hindurch von keinem Wölkchen getrübt.

Der höchste Grad der Kälte, den man in Kanada kennt, tritt im Januar ein, da es denn einige Tage lang höchst gefährlich ist, sich aus dem Hause zu begeben. Diese große Kälte ist übrigens nicht anhaltend; oft kommen, mitten im Winter, Tage, an denen die Luft so gelinde ist, daß Leute, die sich Bewegung machen, zu Mittage oft in Versuchung gerathen, ihre dicken Pelze abzulegen, die sie aber bald darauf wieder zur Hand nehmen müssen.

Die Kanadier ziehen allgemein den Winter jeder andern Jahreszeit vor; und dies ist nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, daß sie diesen Theil des Jahres auf eine ganz andere Art verleben, als wir es gewöhnlich thun. Wäre ein Kanadier verurtheilt, nur sechs Wochen in England auf dem Lande zuzubringen, wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist, so würde ihm sicher das Einerlei dieser Szene eben so langweilig vorkommen, und das Verlangen bald wieder grüne Felder zu sehen, eben so stark bei ihm sein, als es bei uns der Fall ist. Der Winter ist in Kanada die Jahrszeit der Lustbarkeiten. Kaum ist das klare Frostwetter eingetreten, so verschwindet auch jeder Gedanke an Geschäftssachen, und Jedermann überläßt sich den Vergnügungen; man giebt wechselseitig Gastmahle, und bringt den Tag mit Musik, Tanzen, Kartenspielen und andern Zeit vertreibenden Belustigungen hin. Vorzüglich groß

ist um diese Zeit die Geselligkeit unter den Einwohnern von Montreal, so daß man in Versuchung geräth zu glauben, diese Stadt werde von einer einzigen großen Familie bewohnt.

Mit ihren Kariolen-Schlitten fahren die Kanadier, auf eine angenehme Art, von einem Orte zum andern, und zwar mit einer solchen unglaublichen Geschwindigkeit über den Schnee dahin, daß sie, mit einem Pferde, 80 Meilen in einem Tage machen können; welches, wenn ein solches Fuhrwerk schwerer wäre, als es ist, und der Schnee den Pferden das Laufen nicht erleichterte, unmöglich sein würde. Die hiesigen Schlitten halten zwei Personen und einen Fuhrmann, und werden gewöhnlich von Einem Pferde gezogen; will man sich zweier Pferde bedienen, so spannt man sie hintereinander, weil die Bahn zu enge ist, als daß sie neben einander laufen könnten. Die Gestalt solcher Fuhrwerke ist, nach dem Geschmacke der Besitzer derselben, verschieden, und die Herren suchen es einer dem andern, in Ansehung der Schönheit derselben, zuvor zu thun. Man hat bedeckte und offene Kariolen-Schlitten. Erstere liebt man nicht besonders, denn das größte Vergnügen des Schlittenfahrens besteht darin, zu sehen und gesehen werden; wozu sich denn die Damen immer in den prächtigsten Pelzkleidungen zeigen. Die Geschwindigkeit der Bewegung und das Geräusch der Schellen und Hörner, deren man sich zur Vorsicht bedient, erhöhen die Fröhlichkeit der Fah-

renden um vieles, so daß man nur sehr selten ein mürrisches Gesicht in einem Schlitten erblicken wird. Da das Reisen im Winter so sehr bequem und angenehm ist, so benutzen die Kanadier diese Jahrszeit, ihre Freunde in der Ferne zu besuchen. Dies ist ein Grund mehr, warum der Winter in ihren Augen so viele Reize hat.

So groß auch die Kälte in Kanada ist, so wissen sich dennoch die Einwohner sehr gut dagegen zu schützen. Ihre Zimmer sind mit Oefen versehen, die ihnen eine angenehme Wärme verschaffen. In großen Häusern befinden sich gewöhnlich, im Vorsaale und in den übrigen Zimmern des untern Stockwerks, 4 bis 5 Oefen, von welchen Rauchfänge, in verschiedenen Richtungen, durch die obern Zimmer gehen. Außer diesen Oefen halten sie auch häufig Kaminfeuer in den untern Zimmern; dies geschieht indeß mehr des freundlichen Ansehens, welches die Zimmer dadurch bekommen, als der Wärme wegen, weil vermittelst der Oefen dem Zimmer jeder Grad der Wärme mitgetheilt werden kann. Auch haben sie, um den Wind abzuhalten, doppelte Thüren und Fenster. Außer dem Hause leiden die Einwohner eben so wenig durch die Kälte, denn sie wickeln sich, wenn sie ausgehen wollen, vom Kopfe bis zu den Füßen, in dickes Pelzwerk ein. Ihre Kappen bedecken, die Augen und Nasenlöcher ausgenommen, jeden Theil des Gesichtes und Halses; große dicke Mantel, Pelzhandschuhe, Pelzstiefel und Muffen beschützen die übrigen Theile des Körpers aufs Vollkommenste.

Es ist wirklich merkwürdig zu sehen, wie die Kanadischen Pferde der Kälte trotzen; sie stehen zu einer Zeit, wenn selbst geistige Sachen frieren, Stunden lang in freier Luft, und laufen demungeachtet nachher mit einer solchen Schnelligkeit davon, als ob es Sommer wäre. Die Französischen Kanadier tragen kein Bedenken, im kältesten Winter, indeß sie sich in den Häusern lustig machen, ihre Pferde, ohne alle Bedeckung, vor der Thüre stehen zu lassen. Kein anderes zahmes Thier ist in diesem Lande so gleichgültig gegen Kälte, als das Pferd. — Im Winter sperren die Kanadier alle Hausthiere, selbst das Federvieh nicht ausgenommen, in Einen großen Stall, wo eins das andre warm halten muß; damit aber die Fütterung nicht zu große Kosten verursache, schlachten sie so viel Rind = und Federvieh ab, daß sie bis zur Rückkehr des Frühlings hinlänglichen Vorrath haben. Die Karkassen werden in Gruben gelegt, mit Schnee bedeckt, und, wenn man sie braucht, aufgegraben. Eben so macht man es mit den Gemüsearten, die den ganzen Winter hindurch gut bleiben, weshalb man sie auch in dieser Jahreszeit am besten und wohlfeilsten auf den Märkten vorfindet. Die Landleute, die dann durch keine Geschäfte abgehalten werden, nach den Städten zu fahren, finden sich daselbst haufenweise mit ansehnlichen Vorräthen ein.

Der Winter dauert gewöhnlich bis zu Ende Aprils, und zuweilen bis zum Mai, da sich dann plötzlich Thauwetter einstellt. Der Schnee verschwin=

det in kurzer Zeit, aber die ungeheuren Eisklumpen in den Flüssen brauchen sehr lange, ehe sie schmelzen. Die Szene, welche sich, um diese Zeit, am St. Laurenz zeigt, ist fürchterlich. Zuerst fängt das Eis hin und wieder an zu zerbersten, und zwar so laut, daß man Kanonenschüsse zu hören glaubt. Schwellt nachher der geschmolzene Schnee den Fluß an, so zerbricht es in Stücken, und wird, mit ungeheurer Geschwindigkeit, vom Strome fortgerissen. Oft wird es von Inseln und Untiefen aufgehalten; so daß sich Eismassen an einer Stelle häufen, die mehrere Ellen hoch aus dem Wasser hervorragen. Zuweilen werden diese Eiswälle von den Inseln oder Felsen, auf welchen sie festliegen, durch einen Sturm losgerissen, und schwimmen alsdann, in einer zusammenhängenden Masse, zur See. Stoßen sie, auf ihrem Wege hinab, an irgend einem Felsen am Ufer, so ist das Getöse, welches dadurch hervorgebracht wird, unbeschreiblich groß. Oft bleiben sie auch an der Stelle, wo sie sich erzeugt haben, festsitzen, und hemmen noch immer die Schiffahrt, wenn am Ufer, schon seit längerer Zeit, jede Spur vom Frostwetter verschwunden ist. Gewöhnlich nehmen die Eismassen einen so großen Raum ein, daß die Leute, wenn sie von einem Ufer zum andern fahren wollen, sie nicht umschiffen mögen, sondern ihre Kähne hinüberziehen, und an der entgegen gesetzten Seite wieder ins Wasser lassen. So lange sich Eis im St. Laurenz befindet, wagt es kein Schiffer den Fluß auf- und abzufahren, weil

ihm ein solcher großer Eiskörper eben so gefährlich ist, als ein Felsen.

Sobald der Winter abgezogen ist, thut die Vegetation in Kanada Riesenschritte. Kaum ist der Frühling erschienen, so folgt ihm auch sogleich der Sommer auf dem Fuße nach. Nach Verlauf einiger Tage sind die Felder mit dem üppigsten Grün überzogen, und die Bäume prangen mit Blättern. Die verschiedenen Gartenprodukte folgen mit großer Schnellheit aufeinander, und das Getreide, welches im Mai ausgesäet wird, gewährt zu Ende des Julius eine reiche Erndte Diese Jahreszeit, in der sich Frühling und Sommer so lieblich mit einander vereinigen, ist über alle Beschreibung angenehm. Die Natur bekleidet sich jezt mit ihrem buntesten Gewande, und nie wird man von drückender Hitze gequält. Nur selten steht das Queckſilber im Fahrenheitschen Thermometer höher als 84°. Im Julius und August wird das Wetter wärmer, und alsdann kommen zuweilen Tage, an denen die Hitze so groß ist, daß das Queckſilber auf 96° Grad steigt; indeß ist die Hitze, welche um diese Zeit eintritt, nicht alle Jahre gleich groß. So lange ich in diesem Lande war, zeigte der Thermometer nie mehr, als 88°; gewöhnlich stand es, zwischen Quebec nnd Montreal, im Julius und August, nicht höher als 80°, und viele Tage lang zeigte es nur 65°.

Der Herbst ist in Kanada eine eben so angenehme Jahreszeit als der Sommer. — Man hat

die Bemerkung gemacht, daß in Ansehung der Länge des Winters, folglich auch der andern Jahreszeiten, zu Montreal und Quebec ein Unterschied von etwa drei Wochen statt findet. Als grüne Erbsen, Erdbeeren u. s. w. zu Montreal schon gänzlich verschwunden waren, trafen wir sie zu Quebec noch im größten Ueberflusse an.

Siebenundzwanzigster Brief.

Bewohner Unterkanada's. — Bedingungen, unter welchen Ländereien abgetreten werden. — Sind dem Gedeihen des Landes nachtheilig. — Vergleichung der Vortheile des Ansiedelns in Kanada und in den vereinigten Staaten. — Ursache der häufigern Auswanderung nach den letzteren. — Reise nach der Ortschaft Stoneham bei Quebec. — Beschreibung des St. Charles-Flusses. — Der St. Charles-See. — Etwas über die Ortschaft Stoneham.

Theurer Freund

Quebec.

An fünf Sechstel der Bewohner Unterkanada's sind von Französischer Abkunft, und größtentheils Bauern, welche Ländereien der Seigneurs inne haben. Unter den Englischen Bewohnern findet man wenige,

die unter Seigneurs stehen, ungeachtet viele der Herrschaften (Seigneuries) Engländern zu Theil geworden sind. Die mehrsten von ihnen haben Ländereien inne, die sie, kraft einer Beglaubigung vom Gouverneur, anbauen, und diese wohnen größtentheils in den östlichen Theilen der Provinz, die an den obern Gegenden des St. Laurenz gränzen.

Die Seignieurs — sowohl die Englischen als die Französischen — leben sehr einfach; denn obgleich die Signieurien im Allgemeinen sehr weitläuftig sind, so gewähren doch nur wenige derselben ihren Besitzern ein großes Einkommen.

Die Einkünfte eines Seignieurs bestehen in gewissen Gebühren (lods and vents), die von den Vasallen, bei Veräusserung ihres Eigenthumes, an ihn entrichtet werden müssen; dieses ist z. B. der Fall, wenn ein Vasall seine Meierei, oder einen Theil derselben, unter seine Söhne vertheilt, oder wenn ein anderer als sein eigener Sohn die Güter erbt u. s. w. Einen andern Theil seiner Einkünfte machen gewisse Gebühren aus, die der Vasall bezahlen muß, wenn er noch neues Land zu dem bekommt, was er schon hat. Ferner tragen dem Seignieur seine Mühlen vieles ein, in welchen die Vasallen alles Korn mahlen zu lassen verpflichtet sind. Diese lezte Verpflichtung ist dem Vasallen oft sehr lästig. So z. B. befindet sich auf einer großen Seignieurie oft nur Eine Mühle; sollte diese auch 10 Meilen von dem Wohnorte des Vasallen entfernt liegen, und sollte er

auch

auch sein Korn, unter bessern Bedingungen, nahe bei seinem Hause mahlen lassen können, so darf er es doch, bei schwerer Strafe, nach keiner andern Mühle schicken, als nach der, die dem Seigneur gehört.

Die Ausdehnung der Rechte, welche ein Seigneur in Kanada hat, vorzüglich die in Betreff der Auferlegung der lods and vents, scheint keine bestimmte Gränzen zu haben; weshalb der Vasall, wenn sein Herr ein raubsüchtiger Mann ist, zuweilen Abgaben zu entrichten hat, die ihm nach den Rechten vielleicht nicht abgefordert werden dürften. In der ersten Assembly, die sich in der Provinz versammlete, kam auch diese Sache zur Sprache. Einige der ansehnlichsten Englischen Mitglieder ließen sich weitläuftig darüber aus, daß es der Billigkeit und Klugheit gemäß sei, wenn die Macht der Seigneurs bis auf einen gewissen Punkt eingeschränkt, alle Gebühren und Dienste, die sie von ihren Vasallen fordern könnten, bestimmt festgesetzt und öffentlich bekannt gemacht würden. Die Französischen Mitglieder hingegen, deren viele selbst Seigneurs waren, mochten diese Maaßregeln nicht vortheilhaft finden, sie widersetzten sich ihnen daher mit großem Eifer — und es blieb beim Alten.

Fast alle Gegenden Kanada's, die bewohnt waren, als das Land noch unter Französischer Bothmäßigkeit stand, so wie auch solche noch nicht benutzte Ländereien, die während dieser Periode an ein-

zelne Personen abgetreten wurden, stehen unter verschiedenen Seigneurien, die, nebst allen Gebräuchen und Herkommen, die ehemahls dabei waren, den Besitzern derselben, durch die Quebeker-Akte zugesichert wurden, weswegen sie ein unbestrittenes Recht auf dieselben haben. Mit den unangebaueten Ländereien der Krone, die seit der Eroberung ausgetheilt worden sind, verhält es sich anders; diese sind bloß, mit einem Erlaubnißscheine vom Gouverneur, solchen Leuten abgetreten worden, die sich auf denselben anzusiedeln wünschten. Offene Briefe, durch welche ihnen diese Ländereien als Eigenthum angewiesen wären, sind nie ausgestellt worden; wenn daher der Gouverneur es für gut findet, sie im Nahmen der Krone wieder zurückzufordern, so kostet es ihm nur ein Wort, und alle Ansprüche des Besitzers sind dahin. Dies ist die Ursache, warum mehrere Leute, die große Summen aufopferten, um sich Ortschaften *) zu verschaffen und sie urbar zu machen, auch nicht einen Morgen Landes, um sich für ihre Ausgaben zu entschädigen, haben verkaufen können. Wenigstens können sie, wenn sie auch einiges davon zum Verkauf ausbieten wollten, das Eigenthumsrecht nicht zugleich mit verkaufen, und wo würde sich, unter solchen Bedingungen, ein Käufer finden? Freilich haben die verschiedenen Inhaber dieser Ortschaften, von Seiten

*) Engl. Townships; große Strecken Landes, die gewöhnlich 10 Quadratmeilen groß sind.

der Regierung, die Versicherung bekommen, daß jeder von ihnen ein Patent dazu, auf immer, bekommen soll, und sie glauben auch zuversichtlich, daß es früher oder später geschehen werde; aber schon seit drei Jahren haben sie vergebens geharret, und harren noch.

Man hat verschiedene Beweggründe angegeben, warum die Englische Regierung so handelt. Einige behaupten, das Eigenthumsrecht werde den Inhabern der Ländereien deshalb versagt, weil man dadurch in Kanada den Spekulationen der Landmäkler, die in den vereinigten Staaten so sehr überhand genommen haben, Einhalt thun wolle.

Es ist hinlänglich bekannt, daß der übertriebene Handel mit Ländereien, in den vereinigten Staaten, zu vielem Unfuge Gelegenheit gegeben hat, worunter Viele bereits gelitten haben, und noch Mehrere in der Folge werden leiden müssen. Auf das Anstiften einiger eigennütziger Menschen, die sich, auf verschiedene Art, ungeheure Strecken Landes zu verschaffen gewußt hatten *), geschah es, daß auf den Märkten falsche Nachfragen nach Land zum Scheine gethan wurden. Der Preis der Ländereien wurde nun weit über den innern

*) Man hat mehrere Beispiele, daß einzelne Männer in den vereinigten Staaten auf Einmahl im Besitze von mehr als drei Millionen Morgen Landes gewesen sind, und einige kennt man, die sogar die doppelte Menge auf Einmahl inne gehabt haben.

Werth derselben erhöhet, diese Menschen benutzten die Gelegenheit, und verkauften das Land, in dessen Besitze sie gerade waren, mit übermäßig großem Vortheile. Die Reichthümer, welche sich einzelne Personen in den vereinigten Staaten auf diese Art erworben haben, sind unermeßlich. Unzählige Andere, die Zeugen dieses glücklichen Erfolges waren, wurden dadurch verleitet, Land anzukaufen, um es nachher in kleinen Theilen, mit großem Gewinnste, an Andere absetzen zu können. Dies ist die Ursache, warum der Werth des ungebaueten Landes, in den vereinigten Staaten, so plötzlich gestiegen ist; denn große Landstriche, die man noch vor 10 Jahren für einige Pence den Acker kaufen konnte, sind seit einiger Zeit, in ansehnlicher Menge, für einen Dollar der Morgen, verkauft worden — eine Erhöhung des Preises, die durch die zunehmende Bevölkerung auf keine Weise verursacht werden konnte. Ländereien gingen oft, wie Handelswaaren, noch ehe sie im geringsten durch den Anbau gewonnen hatten, durch die Hände von zwölf Menschen, die vielleicht 500 Meilen von denselben entfernt wohnten; und so mußte der Landmann, des Profits wegen, den jeder dieser Menschen bei dem Handel gemacht hat, oft für den kleinen Fleck Landes, den er bebauen wollte, eine unverhältnißmäßig große Summe bezahlen *).

*) Im Anfange des Jahres 1769 war es mit diesem Handel aufs Höchste gestiegen. Der scharfblickende General

Gehen die Landmäkler mit ihren Spekulationen so weit, so muß hieraus für die bürgerliche Gesellschaft ein sehr großer Nachtheil entspringen, und man muß auf den Gedanken kommen, daß die Regierung sehr weise handelt, wenn sie Sorge trägt, daß der Ländereihandel sich nicht nach Kanada verbreite. Die Maaßregeln, welche sie zu diesem Zwecke trifft, scheinen indeß nicht die besten zu sein; denn dadurch, daß man den Ansiedlern das Eigenthumsrecht auf die Ländereien, welche sie von der Krone besitzen, vorenthält, werden sie verhindert, Fleiß auf die Verbesserung ihrer liegenden Gründe zu wenden, es erzeugt sich dadurch Mißtrauen und Argwohn in ihren Herzen, und das Gedeihen des Landes wird offenbar dadurch untergraben.

Washington, welcher einsah, daß das Land über seinen wirklichen Werth verkauft wurde, und daß der Preis desselben sicher in mehreren Jahren nicht höher steigen könne, bot jezt alle Ländereien, die er besaß, sein Gut Mount Vernon ausgenommen, öffentlich zum Verkauf aus. Der Erfolg zeigte, wie richtig er geurtheilt hatte. Am Ende desselben Jahres wurde einer der ersten Landmäkler genöthigt, weil er falsch gerechnet hatte, davon zu gehen; der Ländereihandel bekam einen gewaltigen Stoß, Bankerotte breiteten sich, wie Lauffeuer, von einer Stadt zur andern aus, und Männer, die bereits angefangen hatten, Palläste zu bauen, fanden jezt, daß ihnen wahrscheinlich keine bessere Wohnung, als das Gefängniß, zu Theil werden könne.

Nach meiner Meinung kann der Ländereihandel in Kanada nie so hoch steigen, daß der dadurch entstehende Schaden demjenigen gleich käme, den er bereits in den vereinigten Staaten gestiftet hat, wenn die Krone einzelnen Männern nicht mehr Land zukommen läßt, als eine Ortschaft (townlhip) von 10,000 Morgen. Sollte man etwa glauben, daß auf diese Weise der Spekulation dennoch ein weites Feld offen bliebe, so könnte man den, welchem solche große Flächen Landes zugestanden würden, auf irgend eine Art einschränken. Man könnte ihn etwa verpflichten, die an ihm abgetretenen Ländereien auf alle Weise zu verbessern, und ihm zugleich, durch eine Klausel im Patente, untersagen, nicht mehr als den dritten oder vierten Theil derselben (es sei denn an wirkliche Ansiedler) zu verkaufen, bis sich eine gewisse Zahl von Bebauern auf denselben niedergelassen hätten. Durch eine solche Klausel würde dem Uebel sicher Einhalt gethan werden; denn nur der Umstand, daß man große Flächen Landes an einzelne Personen abtrat, ohne die Bedingung, daß sie es in bessern Stand setzen sollten, hat spekulirenden Köpfen zur Veranlassung gedient, Ländereihandel zu treiben.

Andere sind der Meinung, man würde den Ansiedlern das Eigenthumsrecht deshalb vorenthalten, weil durch diese Maaßregeln dem Auswandern der Einwohner, mithin einer Verringerung der Volksmenge, vorgebauet werden könne. Nicht allein Ort-

schaften (Ländereien von etwa 10 Quadratmeilen) sind, mit einem darüber ausgestellten Scheine, zum Nießbrauche abgetreten worden, man hat auch, vorzüglich in Oberkanada, kleinere Grundstücke von 100 Morgen und darüber, Royalisten und Anderen angewiesen, welche, zu verschiedenen Zeiten, aus den vereinigten Staaten ausgewandert sind. Diese Leute haben die ihnen angewiesenen Ländereien allesammt ammeliorirt. Dadurch, daß man ihnen das Eigenthumsrecht auf dieselben vorenthält, sind sie ganz und gar an ihre Meiereien gebunden; denn wollten sie dieselben verlassen, so würden sie die Früchte vieljähriger Arbeit verlieren, ohne die geringste Entschädigung dafür zu erhalten. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß diese Leute, wenn man ihnen die Ländereien als Eigenthum überließe, wieder nach den vereinigten Staaten zurückkehren würden. Bei den Royalisten würde es nicht der Fall sein, denn diese wurden durch die üble Behandlung der andern Bewohner aus dem Lande vertrieben, und diejenigen, welche das Land freiwillig verlassen haben, würden eben so wenig an die Rückkehr denken, denn sie zog der Eigennutz nach Kanada. Die Hofnung, Land unter vortheilhaften Bedingungen an sich zu bringen, verleitete sie auszuwandern; Land ist wohlfeiler in Kanada, als in den vereinigten Staaten, und wird es auch, da kein Mangel daran ist, noch lange Zeit bleiben. In den vereinig-

ten Staaten ist es jezt unmöglich, Land zu bekommen, ohne dafür zu bezahlen. In den Gegenden derselben, welche fruchtbaren Boden haben, und wo sich schon einige Niederlassungen befinden, kann man eine Strecke Landes, die zu einer mäßig großen Meierei hinlänglich ist, kaum unter 100 Dollars bekommen. In Kanada hingegen braucht man sich nur an die Regierung zu wenden, und den Eid der Treue zu schwören, um sogleich 100 Morgen des vortrefflichsten unabgetriebenen Landes, in der Nachbarschaft anderer Niederlassungen, umsonst zu bekommen; ja man erhält, wenn man im Stande ist, dasselbe sogleich gut zu besetzen, noch eine größere Anzahl Morgen. — Ein Umstand, der alle Besorgniß, daß die Zahl der Einwohner, durch Auswanderung derselben nach den vereinigten Staaten, verringert werden könnte, unnöthig macht, ist der, daß sehr viele Menschen jährlich aus den vereinigten Staaten nach Kanada ziehen, dahingegen kein Kanadier, der mit seinem Landeigenthum nach Willkür schalten kann, nach den vereinigten Staaten auswandert.

Nach der Meinung Anderer ist der Grund, warum die Krone den Landinhabern das Eigenthumsrecht vorenthält, in keinem der angeführten Umstände zu suchen; nach ihnen geschieht es einzig und allein, um die Bewohner beider Provinzen, vorzüglich diejenigen, welche aus den vereinigten Staaten ausgewandert sind, und die von vielen, ungeachtet sie den Eid

der Treue geleistet haben, mit argwöhnischen Augen angesehen werden, in den Schranken der Ordnung zu erhalten. Es ist indeß unbillig, anzunehmen, daß diese Leute, wenn sie in eine noch unabhängigere Lage kämen, zum zweiten Mahle gegen Großbrittannien revoltiren würden, blos weil sie es bei einer frühern Gelegenheit thaten, als man sie, in Ansehung der Freiheiten und der Rechte, welche sie als Menschen und Bürger hatten, so unverantwortlich kränkte. Man kann im Gegentheile annehmen, daß, wenn die Krone mit den Ländereien, die sie ihnen abtrat, auch das Eigenthumsrecht verbände, sie der Brittischen Regierung um so viel anhänglicher werden müßten, weil alsdann kein Neid veranlassender Unterschied zwischen den Landinhabern der Staaten und Kanada's statt finden würde. Die wesentlichen Rechte und Freiheiten würden alsdann in beiden Ländern dieselben sein; es würde durch eine Revolution nichts gewonnen werden, folglich würden auch die Amerikaner, ein Volk, das so sehr vom Eigennutze beherrscht wird, wahrscheinlich nicht daran denken, auf diese Weise ihre Sicherheit und ihr Eigenthum auf das Spiel zu setzen.

Sind die Amerikaner aus den vereinigten Staaten wirklich Menschen, von denen man vermuthen konnte, daß sie die Rechte, welche ihnen die Krone einräumte, mißbrauchen würden, warum hat man ihnen nicht lieber den Eintritt in die Provinz gänz-

lich versagt? Die Regierung würde sie leicht davon abgehalten haben, wenn sie ihnen keine Ländereien abgetreten hätte. Hielt man es indeß für zuträglich, sie in das Land zu lassen, und solche Maaßregeln zu treffen, um sie in der gehörigen Unterwürfigkeit zu erhalten, so scheint es mir doch hart, daß man diese Maaßregeln auch auf die Bewohner der Provinz Einfluß haben ließ, da diese doch der Brittischen Regierung, selbst damahls, als man in allen andern Theilen des Landes revoltirte, standhaft treu geblieben sind.

Sei übrigens der Grund, warum die Krone zu den Ländereien, die sie ihren treuen Unterthanen abtrat, nicht auch das Eigenthumsrecht hinzufügte, welcher er wolle, so ist es doch eine gewisse Sache, daß, durch dieses System, dem Gedeihen beider Provinzen große Hindernisse in den Weg gelegt worden sind, und daß sie, so lange der Zustand der Sachen derselbe bleiben wird, in Vergleichung mit den benachbarten Staaten, weit zurück bleiben müssen. Wollte man die Landinhaber nur in so ferne einschränken, als es, zur Verhütung des Ländereihandels, unumgänglich nothwendig ist, so würde sich der wohlthätige Einfluß dieses entgegengesetzten Systems bald genug zeigen. Die Gestalt des Landes würde sich alsdann geschwinde zu ihrem Vortheile verändern, und in kurzer Zeit würde es keinen Theil von ganz Nord-

amerika geben, der sich eines schnelleren Gedeihens rühmen könnte.

Es ist ausgemacht, daß wenn die Ländereien, unter den angeführten Bedingungen, den Ansiedlern abgetreten würden, jährlich eine weit größere Menge Menschen aus den vereinigten Staaten nach Nord-Amerika auswandern würden, als es jezt der Fall ist. (Viele kommen jährlich aus jenen Gegenden in das Land, „to explore it“, wie sie es nennen, kehren aber bald wieder heim, bloß weil sie nicht, mit den Ländereien, das Eigenthumsrecht auf denselben erhalten können.) — Es ist ferner höchst wahrscheinlich, daß alsdann viele derjenigen, die von Großbrittannien und Irland nach Amerika auswandern, verleitet werden würden, sich in Kanada, statt in den vereinigten Staaten, anzusiedeln.

Man wird fragen, was für Bewegungsgründe die Britten haben, aus ihrem Vaterlande nach Amerika auszuwandern? Herr Cooper *), dessen Urtheil hierüber, im Allgemeinen, das beste und gütigste ist, beantwortet diese Frage in seinen, 1794 erschie-

*) Herr Cooper, der ehemahls in Manchester lebte, wanderte, mit seiner ganzen Familie, nach Amerika aus. Ihn haben die Amerikaner, welche über den Gegenstand des Auswanderns geschrieben haben, fast allgemein zum Gewährsmanne angenommen.

nenen, Briefen über das Auswandern nach Amerika. „Nach meiner Meinung," sagt er: „ist der Haupt„bewegungsgrund für einen Britten, nach Amerika „auszuwandern, der, daß er daselbst für das künf„tige Wohl seiner Familie durchaus unbe„sorgt sein kann. Man wird an der Amerikani„schen Staatsverfassung, d. h. wie man sie in den „vereinigten Staaten trifft, weder in Ansehung der „Grundsätze noch der Ausübung derselben, beträchtliche Fehler entdecken können. Man hat in diesem „Lande nur wenige Abgaben zu erlegen, und die „wenigen sind von anerkannter Nothwendigkeit, und „nichts weniger als drückend. Es finden hier keine „Anfeindungen wegen Verschiedenheit der Religion „statt, und Niemand wird nach derselben beurtheilt. „Man bekümmert sich hier wenig um politische „Maaßregeln, und von der Spannung, von der „Parrheiwuth, wie man sie jezt in Großbrittannien „trifft, weiß man nichts. Die Regierung ist die „Regierung des Volkes und für das Volk. Es giebt „hier keine Zehnten, keine Jagdverordnungen; die „Accisegesetze beziehen sich nur auf starke Getränke, „und haben mit den Englischen nichts als den Nah„men gemein. Man trifft hier keine Männer von „hohem Range, und nur wenige, die große Reich„thümer besitzen; und diese reichen Leute haben es „nicht in ihrer Macht, ihre weniger reichen Mitbür„ger zu drücken. Armuth ist hier unbekannt, und

„die Straßen sind nicht mit Bettlern besetzt. Nir-
„gends befindet sich Jammer und Elend im widrigen,
„traurigen Kontraste mit ausschweifender Ueppigkeit,
„mit unnützem Luxus, wie man es in Europa nur
„zu häufig sieht; und der gemeine Mann ist nicht
„so verderbt, wie es in Großbrittannien der Fall ist.
„Zänkereien sind etwas ungewöhnliches, und vom
„Baxen auf den Straßen weiß man nichts. Es
„giebt hier keine Miliz, das Volk in Furcht zu er-
„halten, und Diebstähle sind sehr selten. — Aber
„so groß und wesentlich auch alle diese Vortheile
„sind, so kommen sie doch, nach meiner Meinung,
„dem Vortheile bei weitem nicht gleich, dessen ich
„zuerst Erwähnung gethan habe.."

Wer nur einige Theile der vereinigten Staaten durchreiset ist, wird gestehen müssen, daß Herr Cooper hier mit großer Partheilichkeit spricht; denn was er von der Moralität und der bürgerlichen Ordnung sagt, die man bei allen Bewohnern derselben finden soll, gilt bloß von denen, welche die kultivirtesten Theile des Landes bewohnen. Was er uns von der Gleichgültigkeit der Einwohner gegen politische Angelegenheiten mittheilt, ist nicht minder unrichtig, denn es giebt vielleicht kein Land in der Welt, wo der Partheigeist eine höhere Stufe erstiegen hat, wo politische Sachen häufiger der Gegenstand der Unterhaltung aller Volksklassen sind, und wo diese Gegenstände mehr zu heftigen Streitigkeiten und

unaufhörlichen Feindseligkeiten Anlaß geben, als in den vereinigten Staaten. Ich selbst bin in mehrern Städten gewesen, wo die eine Hälfte der Einwohner kaum die andere würdigte, mit ihr zu reden, weil zwei verschiedene politische Meinungen unter ihnen herrschten. Auch kann man sich, in keinem Theile des Landes, einige Stunden lang in einer gemischten Gesellschaft von Männern befinden, ohne Zeuge der heftigsten Streitigkeiten zu sein, die bloß durch dieselbe Ursache erzeugt werden.

Wir wollen jezt die Beweggründe, welche, nach Hrn Cooper, ein Engländer hat, nach den vereinigten Staaten auszuwandern, mit denen vergleichen, die er haben könnte, sich in Kanada anzusiedeln, vorausgesetzt, daß mit den Ländereien daselbst auch das Eigenthumsrecht abgetreten werde.

In Kanada sind die Ländereien im Ueberflusse, folglich auch wohlfeil, aber ihr Werth wird wahrscheinlich steigen; in den Staaten hingegen ist ihr Werth bereits so hoch, daß er in der Folge nicht höher wird steigen können. Diesem zu Folge ist es keinem Zweifel unterworfen, daß ein Mann, der mäßige Besitzungen hat, in Kanada besser für seine Familie wird sorgen können, als in den vereinigten Staaten. Ferner liegt einem jungen Manne, der ein Gewerbe treibt, welches in Amerika von Nutzen sein kann, ein weit größeres Feld in Kanada offen, als in den vereinigten Staaten. Auch die Ausgaben, die mit

dem Ansiedeln in Kanada verknüpft sind, müssen weit geringer sein, als sie es in irgend einem Theile der Staaten sind; denn in jenem Lande sind die Lebensbedürfnisse ungemein wohlfeil; in den Staaten hingegen ist alles theurer als selbst in England. Es würde daher Jemand in Kanada für das Wohl seiner Familie wenigstens eben so unbesorgt sein können, als in den vereinigten Staaten.

Der Abgaben von Unterkanada ist bereits Erwähnung geschehen; sie sind von anerkannter Nothwendigkeit, und belaufen sich weder so hoch, noch sind ihrer nicht so viele zu erlegen, als in den vereinigten Staaten.

In Kanada finden keine Religionszwistigkeiten statt; keine Sekte hat Vorzüge vor der andern. Freilich haben die protestantischen Dissenters, die etwa Ländereien inne haben, welche unter der Französischen Regierung Zehnten abzugeben hatten, dieselben noch an die Geistlichen der Englischen Bischöflichen Kirche zu entrichten; aber vielleicht wohnt, in der ganzen Provinz, kein einziger Dissenter auf Zehnten Lande. Von den Ländereien, welche nach der Eroberung abgetreten wurden, ist man nicht verpflichtet, den Zehnten zu liefern. Der Geistlichkeit der Englischen Bischöflichen Kirche ist unbebauetes Land von der Krone angewiesen worden, und alle Dissenters haben nur ihre eigenen Geistlichen zu besolden.

Jagdgesetze und Accisevorordnungen irgend einer Art giebt es in Kanada nicht.

Die Bemerkung des Herrn Cooper, in Ansehung der Miliz, ist so seicht, daß sie kaum Erwähnung verdient. Ist indeß der Soldat ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens, so kann der Furchtsame in den vereinigten Staaten nicht ruhiger sein, als in England, denn er trifft hier Soldaten in Neu-York, auf den Gouverneurs-Inseln, auf Mifflin-Fort bei Philadelphia, auf den Forts am Nord-Flusse, am Niagara u. s. w. und durch den westlichen Theil des Landes, auf den verschiedenen Posten, die daselbst vom General Wayne angelegt worden sind.

Uebrigens kann alles andere, was Herr Cooper von den vereinigten Staaten sagt, auf Kanada angewendet werden; ja, was noch mehr ist, jeder Unbefangene, der in beiden Ländern gewesen ist, wird eingestehen müssen, daß Moralität und bürgerliche Ordnung mehr unter den Kanadiern jedes Standes, als unter den Bewohnern der Staaten zu treffen sind. Trunkenheit, Spielen und Schlägereien sind Laster, die man hier bei weitem seltener findet.

Außer allen angeführten Beweggründen, sich in Kanada anzusiedeln, giebt es noch einen, der jeden auswandernden Britten von großer Wichtigkeit sein muß, wovon auch Herr Cooper überzeugt ist. Nachdem er seinen Freunden gerathen hat, „dahin zu zie-

„hen,

„hen, wo das Land wohlfeil und fruchtbar ist, und „wo man schon Schritte zur Verbesserung desselben „gethan hat," empfiehlt er ihnen, „wo möglich in „solche Gegenden des Landes zu gehen, wo sich be„reits einige Engländer befinden, deren Um„gang einem Englischen Ansiedler, für welchen me„moria temporis acti Reize hat, sehr schätzenswerth „ist." Weiter hin heißt es: „er wird ihren Um„gang und ihre Sitten bei weitem angenehmer fin„den, als die der Amerikaner;" — auch wird er, wenn er sich hauptsächlich zu ihnen hält, nicht so oft von dem traurigen Gedanken gequält werden, daß er sein Mutterland und diejenigen, die ihm über alles theuer waren, nicht nur verlassen, sondern ihnen gänzlich entsagt, und sich dafür mit Menschen verei„nigt hat, deren Pralerei und Unwissenheit verrathen„des Geschwätz er, so unangenehm es auch seinem Ohre ist, ohne Murren anhören muß.

In Kanada, vorzüglich in Unterkanada, in der Nachbarschaft von Quebec und Montreal, sieht sich ein Englischer Ansiedler allenthalben von Landsleuten umgeben; er glaubt sich in seinem Vaterlande zu befinden, und freuet sich des Gedankens, daß er unter dem Schutze desjenigen Staates lebt, wo er zuerst den Tag sah, daß er nicht allein zum Besten desselben und zur Wohlfahrt vieler seiner Landsleute das Seinige beitragen, sondern auch seine eigene Um„stände verbessern kann. — In ganz Amerika giebt

es keine Gegend, die, in dieser Hinsicht, zweckmäßiger für einen Englischen Ansiedler wäre, als die Gegend von Montreal oder Quebec, wo noch für Tausende Platz ist.

Zur Bestätigung des Satzes, daß es unweise sei, bei Abtretung der Ländereien das Eigenthumsrecht zurückzuhalten, und um zu zeigen, wie viele vortreffliche Plätze zu neuen Niederlassungen, in der Nachbarschaft von Quebec, aufgefunden werden könnten, will ich hier noch einige Nachrichten von einer neuen Niederlassung, in der Gegend dieser Stadt, mittheilen, die ich, mit meinen Reisegefährten, in der Gesellschaft einiger Herren aus der Nachbarschaft, besucht habe.

Wir fuhren von Quebec in Kaleschen ab, verfolgten, jedoch mit einer kleinen Abweichung, den Lauf des St. Charles-Flusses, und kamen an den See desselben Nahmens, der etwa 12 Meilen von Quebec entfernt ist.

Der St. Charles-Fluß nimmt seinen Ursprung in diesem See, und ergießt sich, nahe bei Quebec, in das Bassin. An seiner Mündung ist er etwa 90 Fuß breit, aber, wegen der vielen Felsen und Wasserfälle, für Boote nur auf einige Meilen weit schiffbar. Im Frühjahre, wenn er angeschwollen, ist man ihn wohl mit Flössen hinabgefahren, doch ist dies nicht ohne große Schwierigkeit, Gefahr und Zeitverlust (weil man über die verschiedenen

Trageplätze gehen mußte) ins Werk gestellt worden. Da die Entfernung des Sees von Quebec unbeträchtlich ist, so hat die Fuhr zu Lande immer den Vorzug, ausgenommen wenn Bauholz hinab gebracht werden soll, welches besser zu Wasser geschieht.

Der Lauf des St. Charles-Flusses ist sehr unregelmäßig; an einigen Stellen ist sein Wasser gleichsam ohne Bewegung, an andern rauscht er mit reissendem Strome in seinem tiefen Felsenbette dahin. Die Aussichten, die man auf den Fluß hat, sind sehr romantisch, vorzüglich die in der Nachbarschaft von Lorette, einem Dorfe der Huronen, wo er sich, in einer schönen Kaskade, über eine Felsenwand stürzt, und sich dann durch eine tiefe Schlucht windet, die an beiden Seiten von hohen Bäumen beschattet ist.

Das Land zwischen Quebec und dem See ist ungemein reizend, und in der Nachbarschaft der Stadt, wo die Niederlassungen sehr zahlreich sind, im guten Zustande der Bebauung; so wie man sich aber von hier entfernt, wird die Zahl der Niederlassungen immer geringer; das Land nimmt daher ein wilderes Ansehen an. Vom Gipfel eines Berges, der sich eine halbe Meile vom See befindet, und der eine schöne Aussicht auf diesen See und auf die umliegende Gegend giebt, erblickt man nicht mehr als fünf bis sechs Häuser. Ueber diese

hinaus befindet sich keine Niederlassung weiter, als Stonehaam, deren wir weiterhin Erwähnung thun wollen.

Als wir beim See ankamen, fanden wir zwei Kanots bereit, welche uns aufnahmen. — Der St. Charles = See ist $4\frac{1}{2}$ Meile lang; seine Breite mag etwa $\frac{3}{4}$ Meilen betragen. Er besteht aus zwei Theilen, die beinahe von gleicher Größe sind, und vermittelst eines engen Kanals, durch welchen ein starker Strom nach Quebec hinab läuft, miteinander in Verbindung stehen. Die Gegend längs dem untern Theile des Sees ist einförmig, aber am obern Theile desselben ist die Aussicht sehr pittoresk. Hier befinden sich hin und wieder große Felsen am See, und an der einen Seite des Wassers erblickt das Auge, so weit es reichen kann, Felsen und Bäume, welche reizende Gruppen darstellen. Die Ufer mit ihren Holzungen, haben ein majestätisches Ansehen, und da der obere Theil des Sees, durch verschiedene kleine Vorgebirge, dem Blicke entzogen wird, so bildet man sich ein, die ganze Wasserfläche habe einen bei weitem größeren Umfang, als es wirklich der Fall ist. Nach oben schließt sich die Aussicht mit einer Reihe blauer Berge, die man, in der Ferne, über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen sieht. Sollten sich hier auf dem Lande nahe am See, das noch ganz in seinem natürlichen Zustande ist, einige Ansiedler niederlassen, so

würden sie sicher den reizendsten Ort dazu gewählt haben.

Die Tiefe des Wassers dieses Sees beträgt etwa 8 Fuß; an einigen Stellen mehr, an andern weniger. Es ist klar, und, da sich verschiedene kleine Ströme in dasselbe ergießen, die wieder ersetzen, was durch den St. Charles-Fluß fortgeht, im beständigen Ueberflusse. Der Geschmack desselben ist nicht der beste, welches, wie man glaubt, von den Seegewächsen herrührt, womit der Grund, an einigen Stellen, überwachsen ist. Uebrigens befinden sich mehrere Ochsenfrösche nahe an den Ufern, welches beweiset, daß gute Wasserquellen vorhanden sein müssen; denn man trifft diese Thiere nirgends, als wo das Wasser eine gute Beschaffenheit hat.

Wir landeten am obern Theile des Sees, gingen eine halbe Meile weit durch eine niedrige Gegend, welche, da sie jährlich, beim Schmelzen des Schnees, überschwemmt wird, ganz frei von Bäumen war, und erreichten darauf die Holzungen. Hier zog ein ganz neuerlich ausgehauener Weg unsere Aufmerksamkeit auf sich; wir verfolgten ihn einige Meilen weit, und erblickten zulezt die schöne kleine Niederlassung durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen, die wir plötzlich vor uns sahen.

Dies freundliche Wohnhäuschen, welches mit Brettern beschlagen und weiß angestrichen war, stand,

nebst den Wirthschaftsgebäuden, auf einem Hügel; zur Rechten zeigte sich unten die Scheune, die größte in ganz Kanada, nebst einem Bauerhofe, der genau ein Englisches Ansehen hatte. Hinter der Scheune befand sich ein schöner Garten, an dessen einem Ende ein heller Bach in seinem kiesigen Bette rauschend floß, der, wenn die Trockenheit der Witterung nicht zu groß war, Wasser genug hatte, einen großen Kahn zu tragen. Vor dem Hause war ein kleiner, hin und wieder mit Fichten besetzter, Grasplatz angebracht, in dessen Nachbarschaft sich an 60 Morgen abgetriebenes Land befanden. Die gewöhnliche Art abzuholzen, besteht darin, daß man bloß alle Gesträuche und kleinere Bäume ausrodet, und die großen Bäume etwa 2 Fuß hoch über dem Boden abhauet. Die zurückbleibenden Stümpfe verfaulen, je nachdem die Beschaffenheit des Holzes ist, in einer Zeit von sechs bis zehn Jahren. Der Ackermann pflügt bis dahin zwischen denselben, so gut er es kann, und da, wo sie sehr zahlreich sind, ist er zuweilen genöthigt, sich zum Umgraben des Bodens selbst der Hacke oder des Spatens zu bedienen. Auf diesem Landgute hat man sich einer andern Methode bedient; man hat auch die größeren Bäume mit den Wurzeln ausgerodet. Da diese Verfahrungsart sehr große Kosten verursachet, so kann sie auch nicht allgemein angewendet werden; außer dem ist es auch noch nicht erwiesen, ob

sie die vortheilhafteste ist. Uebrigens thut das Land, welches auf diese Art abgeholzet worden ist, eine weit schönere Wirkung auf das Auge, als das auf die gewöhnliche Art abgetriebene. — Auch in anderer Hinsicht war hier mit dem Fällen der Bäume zweckmäßiger verfahren, als es gewöhnlich in Amerika geschieht; denn man hatte neben dem Hause große Baumgruppen stehen lassen, und jedes Feld war mit Gehölz umringt, wodurch die Feldfrüchte vor den verderblichen Wirkungen der Stürme gesichert wurden. Der Anblick solcher Felder, die sich gleichsam in der Mitte eines Waldes befanden, war unbeschreiblich reizend.

Die ökonomische Einrichtung dieser kleinen Meierei stand mit der Schönheit derselben genau im Verhältnisse. Die zierlich eingezäunten, mit Thürmen versehenen, Ländereien waren nach dem Norfolkschen Landwirthschafts-System angebauet, und gewährten von den verschiedenen Getreidearten die reichste Erndte. Auf dem Hofe sah man Rindvieh-Heerden, so schön, wie sie in irgend einem Lande getroffen werden können, und die Milchhäuser lieferten vortreffliche Butter und guten Käse im Ueberflusse.

Außer dem Wohnhause standen auf dieser Meierei noch verschiedene Balkenhäuser, die von Arbeitern bewohnt wurden. Diese Leute fühlten sich in

ihrer Lage vollkommen glücklich; auch waren diejenigen unter ihnen, die erst vor kurzer Zeit England verlassen hatten, sehr wohl mit dem Klima zufrieden. Sie waren, wie sie sagten, von dem Augenblick ihrer Landung an, bis jezt vollkommen gesund gewesen, und fanden die starke Kälte des Winters, die von Manchem als ein unübersteigbares Hinderniß, sich in Kanada niederzulassen, angesehen wird, sehr erträglich.

Dieses Gut ist, samt der Ortschaft (township), worin es liegt, das Eigenthum eines Geistlichen, der ehemahls in Quebec wohnte. Die Ortschaft hat 10 Meilen ins Gevierte, und fängt da an, wo sich die entfernteste der alten Seigneurien endigt, nähmlich 18 Meilen von Quebec. Ungeachtet dieser Nähe bei einer so großen Stadt blieb diese Ortschaft beinahe gänzlich unbekannt, bis vor fünf oder sechs Jahren der jetzige Inhaber derselben, mit einem Trupp Indianer und einigen Freunden, sich dahin begab, um die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen. Es zeigte sich, daß dieser sehr fruchtbar sei. Vortreffliches Nutzholz war im Ueberflusse vorhanden; die Gegend hatte Berge und Thäler, die auf das angenehmste mit einander abwechselten, nebst schönen Seen, und war in jeder Richtung von Flüssen und Mühlenströmen durchschnitten. Da sich auch in der Entfernung von sechs Meilen ältere Niederlassungen befanden, da

bequeme Straßen durch dieselben nach Quebec führten, und man sich hier in der Nachbarschaft von Leuten befand, deren Gesellschaft so angenehm war, als man sie vielleicht kaum in ganz Amerika findet, so schien sich kein Ort besser zu einer neuen Niederlassung zu eignen, als dieser. Der jetzige Inhaber wendete sich daher an die Regierung, das Land wurde ausgemessen, die Ortschaft abgestochen, und an ihn, jedoch ohne Eigenthumsrecht, abgetreten.

Verschiedene andere Privatmänner sind, durch die vortreffliche Beschaffenheit und reizende Lage der Ländereien in dieser Gegend von Kanada, aufgemuntert worden, angränzende Ortschaften einzunehmen; doch haben sie sich bis jezt noch nicht auf denselben niedergelassen, und werden es auch wahrscheinlich nicht eher thun, als bis es unter vortheilhaftern Bedingungen geschehen kann.

Es ist wirklich sehr zu wünschen, daß mit solchen Ländereien bald das Eigenthumsrecht verknüpft werden möge. Geschieht es, so werden wir sehen, daß diese schönen Provinzen, die so lange Zeit fast gänzlich unbekannt gewesen sind, allgemeines Aufsehen erregen werden; dann können wir erwarten, daß die Bevölkerung derselben mit Schnellheit zunehmen wird, und daß sie bald zu dem Wohlstande und zu der Wichtigkeit gelangen werden, auf welcher sie, der Vortrefflichkeit des Bodens, des Kli-

Bayerische Staatsbibliothek München

ma's und vieler anderen Naturvortheile wegen, so gerechten Anspruch machen können.

Sicher würde eine solche Veränderung Kana= da's auf England den wohlthätigsten Einfluß ha= ben; denn so wie das Land bevölkerter wird, ver= mehrt sich auch der Reichthum desselben, mithin würden auch die Englischen Manufakturen einen grö= ßern Absatz nach Kanada haben. Auch zwischen Ka= nada und Westindien würde, zum Vortheile beider Länder, der Handel mehr in Flor kommen, als er es jezt ist *); folglich würde eine größere Anzahl Englischer Schiffe beschäftiget werden können. Nimmt das Land an Reichthum zu, so wird es in den Stand gesetzt, die Ausgaben seiner Regierung selbst zu be= streiten, die jezt Großbrittannien so sehr zur Last fal= len. Daß Kanada, wenn es wird empor gekom=

*) Alle Amerikanischen Produkte, die nach Westindien ge= hen, kann man unter annehmlichern Bedingungen in Kanada als in den vereinigten Staaten haben; es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß die Bewoh= ner der Brittischen Inseln in Westindien, wenn die Kanadischen Kaufleute hinlängliche Kapitale hätten, um im Großen dahin handeln zu können, ihre Bedürf= nisse lieber von Kanada, als von irgend einem an= dern Theile Amerika's kommen lassen würden. Die wenigen Schiffsladungen, welche jezt von Quebec ab= geschickt werden, haben auf den Westindischen Märk= ten jederzeit vor denen aus den vereinigten Staaten den Vorzug.

men sein, sich vielleicht von Großbrittannien trennen werde, ist nicht zu vermuthen, wenn anders dieses so mächtig, und die Regierung so milde und weise bleibt, als es jezt der Fall ist. Die Kanadier brauchen nur einen Blick auf die vereinigten Staaten zu werfen, um überzeugt zu werden, daß sie eben so gut im Genusse derselben Freiheit, desselben Glückes sind, als ihre Nachbaren, und daß sie sich, wenn sie ihre Unabhängigkeit durch blutige Kriege behaupten wollten, auf keine Weise Vortheil verschaffen, wohl aber großen Schaden leiden können.

Ende des ersten Theils.

Verlagsbücher
oder
Schriften, welche in Menge zu haben sind
bei
Wilhelm Oehmigke dem Jüngern
Buchhändler in Berlin
1800.

Almanache. Almanach zum Nutzen und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse aufs Jahr 1797, enthält 17 Kupfertafeln schlesischer Gegenden, und kostet mit schwarzen Kupfern 1 thl. 8 gr., mit bunten Kupfern 3 thl.

— — — Die Kunst mit Weibern glücklich zu seyn; nach Göthe, Lafontaine, Rousseau und Wieland. Ein Almanach für das Jahr 1800, mit Kupfern von Bolt, 8. Berlin, gebunden 1 thl. 12 gr.

— — — Die Kunst mit Männern glücklich zu seyn; nach Göthe, Lafontaine, Rousseau und Wieland. Ein Almanach für das Jahr 1800, mit Kupf., gebunden 1 thl. 12 gr.

— — — Neuester Spielalmanach für das Jahr 1800, oder gründliche Anweisung zur leichten Erlernung aller Karten-, Brett-, Kegel- und Ballspiele, mit Kupfern, Berlin 1800, gebunden 1 thl. 8 gr.

— — — Almanach romantisch-ländlicher Gemählde fürs Jahr 1799 vom Prediger H. W. Schmidt (Verfasser des Kalenders der Musen und Grazien), mit Kupfern von Jury, und Musik. Berlin 1798, gebunden 1thl. 8 gr.

— — — Derselbe auf besser Papier, mit in engl. Manier gearbeiteten bunten Kupfern, gebunden 2 thl. 16 gr.

Anleitung zur mathematisch-physischen und Staatengeographie, von P. Bartholdi, 1r Theil, neue stark vermehrte und verbesserte Auflage mit illum. Karten und Kupfern, gr. 4. Berlin 1799 2 thlr. 8 gr.

— — — Desselben Werks 2r Theil, mit illum. Karten und Kupfern 2 thl. 4 gr.

Bildergallerie, neue, für junge Söhne und Töchter, zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäftigung aus dem Reiche der Natnr, Kunst, Sitten und des gemeinen Lebens, 1r Band mit 28 Kupfertafeln, gr. 8. Berlin 1798
Prän. Preis 1 thl. 12 gr.
Ladenpreis 2 thl.

Bildergallerie, neue, ꝛc. 1r Band, mit illum. Kupfern, gr. 8.
Präu. Preis 2 thl. 8 gr. Ladenpreis 3 thl. 12 gr.

Dasselbe Buch auf engl. Papier mit gemahlten Kupfern
Präu. Preis 3 thl. 3 gr. Ladenpreis 4 thl. 18 gr.

Bildergallerie, neue, ꝛc. 2r Band mit 21 Kupfertafeln, gr. 8.
Berlin 1798 Präu. Preis 1 thl. 12 gr.
Ladenpreis 2 thl.

Dasselbe Buch mit illnm. Kupf. gr. 8. Präu. Pr. 2 thl. 8 gr.
Ladenpreis 3 thl. 12 gr.

Dasselbe Buch auf engl. Papier mit ausgemahlten Kupfern
Präu. Pr. 3 thl. 3 gr. Ladenpr. 4 thl. 18 gr.

Bildergallerie, neue, ꝛc. 3r Band mit 22 Kupfertafeln, gr. 8.
Berlin Präu. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr. 2 thl. 4 gr.

Dasselbe Buch mit illum. Kupf. gr. 8. Präu. Pr. 2 thl. 15 gr.
Ladenpr. 3 thl. 20 gr.

Dasselbe Buch auf engl. Papier mit ausgemahlten Kupfern,
gr. 8. Präu. Pr. 3 thl. 3 gr. Ladenpr. 4 thl. 18 gr.

Bildergallerie, neue, ꝛc. 4r Band, mit 23 Kupfertaf. gr. 8.
Berlin Pr. Pr. 3 thl. 14 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Dasselbe Buch mit illum. Kupf. gr. 8. Pr. Pr. 2 thl. 16 gr.
Ladenpr. 3 thl. 22 gr.

Dasselbe Buch auf engl. Papier mit ausgemahlten Kupf. gr. 8.
Pr. Pr. 3 thl. 3. gr. Ladenpr. 4 thl. 22 gr.

Bildergallerie, neue, ꝛc. 5r Band, mit 20 Kupfertafeln, gr 8.
Berlin Pr. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr. 2 thl. 4 gr.

Dasselbe Buch mit illum. Kupf. gr. 8. Pr. Pr. 2 thl. 16 gr.
Ladenpr. 3 thl. 20 gr.

Dasselbe Buch auf engl. Papier mit illumin. Kupfern, gr. 8.
Pr. Pr. 3 thl. 3 gr. Ladenpr. 4 thl. 18 gr.

Bildergallerie, neue, ꝛc. 6r Band, mit 21 Kupfertafeln, gr. 8.
Pr. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Dasselbe Buch mit illum. Kupf. gr. 8. Pr. Pr. 2 thl. 16 gr.
Ladenpr. 3 thl. 22 gr.

Dasselbe Buch auf engl. Papier mit illum. Kupfertafeln, gr. 8.
Pr. Pr. 3 thl. 3 gr. Ladenpr. 4 thl. 18 gr.

Bildergallerie, neue, ꝛc. 7r Band mit 20 Kupfertafeln, Berlin
gr. 8. Pr. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr. 2 thl. 8. gr.

Bildergallerie, neue, ꝛc. mit illuminirten Kupfern, gr. 8.
Pr. Pr. 2 thl. 16 gr. Ladenpr. 3 thl. 20 gr.

Dasselbe Buch auf engl. Papier mit ausgemahlten Kupf. gr. 8.
Pr. Pr. 3 thl. 3 gr. Ladenpr. 4 thl. 22 gr.

Böttchers, J. K., Auswahl des chirurgischen Verbandes für angehende Wundärzte, mit XV Quartkupfertafeln, gr. 8. Berlin 1795 2 thl. 4 gr.

Borke, Beschreibung der Stargardschen Wirthschaft in Hinter-Pommern, nebst G. L. M. von Wedels Vorlesungen, von Borkens Anmerkungen über diese, und von Eichstädts Beschreibung der Hohenohlzischen Wirthschaft in Pommern, 2te und vermehrte Auflage, mit Kupf. gr. 8. 1792 1 thl.

Das wohlgetroffenste Bildniß Sr. Majestät, Friedrich Wilhelm III, Königs von Preußen, von Löwe gezeichnet und von Meier gestochen, vier Zoll hoch und drei Zoll breit. Neue wohlfeile Ausgabe 12 gr. bunt gedruckt 1 thl.

Das ähnlichste Bildniß Ihro Majestät der Königin Louise von Preußen, nach Herrn Schadow, von Deling gemahlt, und von Jügel gestochen, en Medaillon, vier Zoll hoch und drei Zoll breit. Neue wohlfeile Ausgabe 12 gr. bunt gedruckt 1 thl.

Chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen, von Dr. David Bourguet, Professor der Chemie beim Königl. Collegio Medico-Chirurgico zu Berlin, mit einer Vorrede versehen von Dr. Sigismund Friedrich Hermbstädt, Königl. Ober-Sanitäts-Rath und Professor, 1ster Band von A bis E. gr. 8. 1 thl. 8 gr.

Dasselbe Buch, 2ter Band von F. bis K. gr. 8. 1800 1 thl. 8 gr.

Die gelben Erzählungen, oder das Buch der Kindheit, nach Freville. 2te mit sechs neuen bunten Kupfertafeln von Busler, vermehrte Auflage, gr. 8. Berlin 1800, gebunden 1 thl.

Fischers Rechenbuch fürs gemeine Leben, zum Gebrauch für Schulen uud für Jedermaun, der im Rechnen Unterricht bedarf, 1r Theil 1797 1 thl.

Dasselbe Buch, 2r Band 8. 1799 1 thl.

Förster, J. C. Entwurf der Land-, Stadt- und Staatswirthschaft, gr. 8. Berlin 1793 1 thl. 4 gr.

Freudenberg, über Staats- und Privat-Bordelle, Kuppelei

und Konkubinat, nebst einem Anhange über die Organisirung der Bordelle in alten und neuen Zeiten 1798 16 gr.

Gallerie der Welt in einer bildlichen und beschreibenden Darstellung von merkwürdigen Ländern, Völkerschaften, Thieren, Natur- und Kunsterzeugnissen, in Bds 1s Heft, mit 4 Kupfertafeln, gr. 4. Berlin 1799. Prän. Pr. 20 gr. Ladenpr. 1 thl. 4 gr.

Dasselbe auf Schreibpapier mit illumin. Kupfern, gr. 4.
Pr. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr. 1 thl. 22 gr.

Dasselbe auf engl. Papier mit bunt geglätteten Kupfern.
Pr. Pr. 1 thl. 20 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Gallerie der Welt, 2c. in Bandes 2s Heft (oder Einleitung 1s Heft), gr. 4. mit Kupfertafeln Pr. Pr. 20 gr. Ladenpr. 1 thl. 4 gr.

Dasselbe auf Schreibpapier mit illuminirten Kupfern
Pr. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr. 1 thl. 22 gr.

Dasselbe auf engl. Papier mit geglätteten ausgemahlten Kupf.
Pr. Pr. 1 thl. 22 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Gallerie der Welt 2c. in Bds 3s Heft gr. 4. mit 4 Kupfertaf.
Pr. Pr. 20 gr. Ladenpr. 1 thl. 4 gr.

Dasselbe auf Schreibpapier mit illuminirten Kupfern
Pr. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr. 1 thl. 22 gr.

Dasselbe auf engl. Papier mit geglätteten ausgemahlten Kupf.
Pr. Pr. 1 thl. 20 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Gallerie der Welt 2c. in Bandes 4s Heft, oder Einleitung 4n Hefts, gr. 4. mit 4 Kupfertafeln
Pr. Pr. 20 gr. Ladenpr. 1 thl. 4 gr.

Dasselbe auf Schreibpapier mit illuminirten Kupfern
Pr. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr. 1 thl. 22 gr.

Dasselbe auf engl. Papier mit geglätteten und ausgemahlten Kupfern Pr. Pr. 1 thl. 20 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Gallerie der Welt 2c. 2n Bds 1s Heft, gr. 4. mit 4 Kupfert.
Pr. Pr. 20 gr. Ladenpr. 1 thl. 4 gr.

Dasselbe auf Schreibpapier mit illuminirten Kupfern
Pr. Pr. 1 thl. 14 gr. Ladenpr 1 thl. 22 gr.

Dasselbe auf engl. Papier mit geglätteten und ausgemahlten Kupfern Pr. Pr. 1 thl. 20 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Gallerie der Welt ꝛc. 2n Bds 2s Heft, gr. 4. mit 4 Kupfert.
Pr. Pr. 20 gr. Ladenpr. 1 thl. 4 gr.

Gallerie der Welt ꝛc. 2n Bandes 2s Heft, auf Schreibpapier, mit illuminirten Kupfern
Prän. Pr. 1 thl. 14 gr.
Ladenpr. 1 thl. 22 gr.

Dasselbe auf engl. Papier mit geglätteten und ausgemahlten Kupfern. Pr. Pr. 1 thl. 20 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Gallerie der Welt ꝛc. 2n Bds 3s Heft, gr. 4 mit 4 Kupfertaf.
Pr. Pr. 20 gr. Ladenpr. 1 thl. 14 gr.

Dasselbe auf Schreibpapier mit illuminirten Kupfern
Pr. Pr. 1 thlr. 14 gr. Ladenpr. 1 thl. 22 gr.

Dasselbe auf engl. Papier mit geglätteten ausgemahlten Kupf.
Pr. Pr. 1 thl. 20 gr. Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Nouvelle gallerie des figures pour servir à connôitre les objets de la nature de l'art, les moeurs et les coutûmes de la vie commune à l'usage de jeunes gens des deux sexes, pour l'année 1800 avec res illuminées
1 thl. 8 gr.

Dasselbe Buch mit schwarzen Kupf. gr. 8. 1 thl. 12 gr.

Deutschlands Goldgrube, oder durch welche inländische Erzeugnisse kann der fremde Zucker, Kaffe und Thee auf das beste, wohlfeilste und im Großen ausführbare Art ersetzt werden? mit illum. Kupf. gr. 8. Berlin 1799. 16 gr.

Gynäologie, oder über Jungfrauschaft, Beischlaf, Ehe, Liebe, Schönheit und Anmuth, in 16 Bändchen, mit vielen illum. Kupfern 25 thlr.

Wer nur einen Blick in die Welt gethan hat, wird überzeugt sein, daß diese Gegenstände in den Geschlechtsverhältnissen den wichtigsten und entscheidendsten Einfluß auf das Wohl und Weh der Menschen haben. Alles, was hierüber in physischer, moralischer, politischer und historischer Rücksicht gesagt werden kann, was Jedermann hiervon zu wissen unentbehrlich ist, stellt der Verfasser in einem angenehmen Vortrage zusammen, und liefert somit ein Werk, das als das einzige in seiner Art, die Aufmerksamkeit eines jeden Menschen verdient. Wer 5 Exemplare mit einmal bestellt, bekommt das 6te frei.

Hahn, Christ. Wilh., Gedichte auf feinem Papier 8.
1 thl. 8 gr.

Halle, J. F., die deutschen Giftpflanzen, zur Verhütung trauriger Vorfälle in den Haushaltungen, nach ihren botanischen Kennzeichen, nebst den Heilungsmitteln, mit 24 Kupfertaf. nach der Natur ausgemahlt, 3te Auflage gr. 8. 1797 3 thl.

Militärischer Charakter Friedrichs des II, Königs von Preussen, herausgegeben vom Hauptmann von Haller, gr. 8. Berlin 1789 1 thl.

Handbuch für Bücherfreunde, worin die vom Jahre 1790 bis 1796 erschienenen vorzüglichsten deutschen Schriften, nach ihren Fächern besonders für diejenigen geordnet, welche sich eine ausgesuchte Handbibliothek von den neuesten Werken anschaffen wollen, gr. 8. 12 gr.

Hayne, Fr. Gottl., Termini botanici iconibus illustrati; oder botanische Kunstsprache, durch Abbildungen erläutert, mit einer Vorrede von Wildenow, 1s Heft mit latein. und deutschen Text mit 6 illumininirten Kupfertafeln, gr. 4. Berlin 1796. Pr. Pr. 1 thl. 4 gr. Ladenpr. 1 thl. 12 gr.

Dasselbe Buch 2s Heft mit 5 illum. Kupfertafeln, gr. 4. 1800 Pr. Pr. 1 thl. 4 gr. Ladenpr. 1 thl. 12 gr.

König, Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin, 2 Bde, gr. 8. 1794 2 thl. 8 gr.

Der Naturfreund, oder Darstellungen aus der gemahlten Welt. Ein nützliches und angenehmes Lesebuch für wißbegierige Kinder. Neue vermehrte Auflage mit 9 Kupfert. gr. 8. Berlin 1800, gebunden 1 thl. 8 gr.

Thomas Coriats Cruditäten, oder Beschreibnng seiner Reise durch Frankreich, Italien, die Schweitz, Deutschland und die Niederlande, 2 Bände, nach der vierlehnten englischen Ausgabe frei übersetzt von Sprengel 8. 2 thl. 8 gr.

Der Romanenfreund, eine Sammlung interessanter Ritter- und Geistergeschichten, 1r Band mit 1 Kupf 8. 1 thl. 8 gr.

Dessen 2r Band mit 1 Kupf. 8. 1 thl. 8 gr.

Dessen 3r und 4r Band mit 2 Kupf. 8. 2 thl.

Vanenza, oder die Gefahren der Leichtgläubigkeit, von Mistriß Robinson, aus dem Engl. herausgegeben von Moritz, 2 Bde 8. Berlin 1,92 4 gr.

Rumpf, neuester Wegweiser durch die Königl. Preuß. Staaten, in einer genauen Beschreibung der vornehmsten Städte und Merkwürdigkeiten dieser Länder, 2 Bde mit illum. Kupfern und Karten. 8. Berlin 1798 2 thl. 16 gr.

Neuer Schauplatz der Natur und Kunst. Eine Reihe der vorzüglichsten Gemählde von merkwürdigen Völkerschaften, Thieren, Pflanzen und Ansichten schöner Gegenden, für die Belehrung und Unterhaltung der Jugend, 1r Bd mit schwarzen Kupfern, gr. 8. Berl. 1798 Pr. Pr. 1 thl. 14 gr.

Dasselbe mit illum. Kupfern Pr. Pr. 2 thl. 16 gr.
Ladenpr. 3 thl. 20 gr.

Neuer Schauplatz der Natur ꝛc. 2r Bd mit schwarzen Kupfern, gr. 8. Brlin 1799 Pr. Pr. 1 thl. 14 gr.
Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Dasselbe Buch mit illum. Kupf. Pr. Pr. 2 thl. 16 gr.
Ladenpr. 3 thl. 20 gr.

Neuer Schauplatz der Natur ꝛc. 3r Band, mit schwarzen Kupfern, gr. 8. Berlin 1800 Pr. Pr. 1 thl. 14 gr.
Ladenpr. 2 thl. 8 gr.

Dasselbe mit illum. Kupfern Pr. Pr. 2 thl. 16 gr.
Ladenpr. 3 thl. 20 gr.

Schulze, kleines Magazin von Reisen, zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung der Jugend, nach den neuesten deutschen und ausländischen Originalwerken bearbeitet, gr. 8. 1800. Erstes Bändchen (Stedmanns Nachrichten von Surinam) mit schwarzen Kupfern, 20 gr. mit 5 illum. Kupfert. 1 thl. gebunden 1 thl. 4 gr.

Desselben Werks 2s Bändchen, gr. 8. 1800 (La Peyrousens Reisen um die Welt) mit schwarzen Kupfern, 20 gr. mit illum. Kupf. 1 thl. gebunden 1 thl. 4. gr.

Sotzmanns neuester Grundriß der Königl. Residenzstadt Berlin, fol. 1798, illum. 12 gr.

Derselbe groß Format 1800 18 gr.

Neues berlinisches Titluar- und Addreßbuch, oder vollständige Nachricht von den Titeln und Aufschriften bei Vorstellungen an sämtliche Dikasterien und Kollegien, an einzelne hohe Personen, an Militär- und Civilbeamten; imgleichen bei Anschreiben der Collegien an einander, in den preußischen Staaten, von einem Kanzeleivorsteher, zweite gänzlich umgearbeitete stark vermehrte Auflage, gr. 8. Berl. 22 gr.

Ueber die Kunst ein hohes Alter zu erreichen. Ein aufgelöstes Problem, wie der Begattungstrieb von seinem Erwachen an zu behandeln, und bis zu seinem Verschwinden als Würze und Verlängerungsmittel des Lebens zu benutzen ist, mit Er-

örterung der wichtigsten hierher gehörigen Fragen vom Verfasser der Gynäologie, 1r Th. 8. Berl. 1 thl. 8 gr.

Dessen 2r Th. 8. Berlin 1 thl. 16 gr.

Almanach für Freunde des Witzes und der Laune, zum Nutzen und Vergnügen für freundschaftliche Zirkel, mit Kupfern. Erster Jahrg. 1800. 12. Berlin 1 thl. 4 gr.

Taschenbuch für Weinkäufer, Weintrinker und Weinhändler, für das Jahr 1800, mit einem Kupfer, 8. Berlin, gebunden 16 gr.

Adamowiez, A., praktische polnische Grammatik für Deutsche, welche diese Sprache auf eine leichte Art gründlich erlernen wollen, mit einem Wörterbuche, 8. 1794 12 gr.

Bibliothek, neue philosophische, herausgegeben von Kiesewetter und Fischer, Professoren der Philosophie und Geschichte 1792 18 gr.

Gedichte der Freundschaft, dem Scherze und der Liebe gesungen, nebst neuen Fabeln von Leßing 14 gr.

In Kommission.

Der Arzt für Freudenmädchen und ihre Kunden, 8. 1799 16 gr.

Der Ehestandsarzt, zur Hülfe für schwache und unvermögende Männer und Weiber, 8. Venedig 1800. 1 thl. 12 gr.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Ansicht der Felsenbrücke S. 212.
Ansicht des Patowmack-Flusses vom Berge Vernon S. 251.
Ansicht des Diamanten-Vorgebirges S. 323.

Wo die Abbildung des großen Wasserfalles im Niagara-Flusse einzubinden ist, wird im zweiten Theile angezeigt werden.

Druckfehler.

Erster Theil.

S. 10. Z. 4. von unten statt Kour ließ Kurr.
— 18. Anmerk. Z. 3. von oben st. hiesigen l. dasigen.
— 21. Z. 16. v. o. st. eins l. eine.
— 26. — 16. v. o. st. lezteren l. ersteren.
— 32. — 8. v. u. nach weggenommen setze: werden.
— 36. — 6. v. o. st. aus l. und.
— 126. — 2. v. o. st. welchem l. welchen.
— 131. — 5. v. o. l. Stören.
— — — 6. v. o. l. Heeringen.
— 311. — 7. v. u. ist das Komma nach: die überflüßig, so wie auch an einigen anderen Stellen, wodurch jedoch der Sinn nicht entstellt wird.
— 312. — 3. v. u. st. erhebt es l. erhebt sie.
— — — 2. v. u. st. bleibt l. bleiben.
— 313. — 9. v. o. st. an gebaueten l. angebaueten.
— — — 15. v. o. st. Niederkanada l. Unterkanada.
— 314. — 13. v. o. ist: nicht auszustreichen.
— 322. — 9. v. o. st. hatte l. hätte.
— 323. — 14. v. o. st. stiegen l. stieg.
— 324. — 16. v. o. st. einer l. eine.
— 328. — 12. v. o. st. welchen l. welcher.
— 359. — 18. v. o. st. Weinessig l. Essig.
— 360. — 13. v. o. st. der l. das.
— 379. — 7. v. u. st. gütigste l. gültigste.
— 389. — 8. v. o. st. Ueberflusse l. Umlaufe.
— 391. — 1. v. o. st. vortheilhafteste l. vortheilhaftere.

Zweiter Theil.

— 35. — 9. v. o. st. die l. den.
— 137. — 3. v. o. st. Kühle l. Kühlte.
— 175. — 12. v. o. st. müßte l. mußten.
— 196. — 12. v. o. ist jezt auszustreichen.
— 199. — 7. v. o. st. verbrennen l. vergraben.
— 215. lezte Zeile, st. hinab l. hinauf.
— 216. Z. 10. v. u. st. ihm l. denselben.
— 233. — 12 und 13. v. o. l. so werden auf solche Art wichtige Verhandlungen
— 234. — 6. v. o. st. sehr gebräuchlich l. allgemein.
— 266. — 4. v. o. st. ihnen l. diesen.
— 268. — 15. v. o. st. ist l. sind.
— 294. — 6. v. o. st. auf l. aus.
— 302. — 3. v. o. st. Baume l. Baum.
— 303. — 5. v. u. st. ungesalzen l. eingesalzen.
— 317. — 10. v. u. st. Verschwendung l. Ausschweifung.

Bemerkung:

Die Seite 251 befindliche Platte hat, durch einen Irrthum, die Unterschrift: „Ansicht des Patowmak-Flusses von Mount-Vernon" bekommen, welches in: „Ansicht des Hudson-Flusses" umzuändern ist.

An den Buchbinder:

Die zum zweiten Bande gehörige Platte: „Abbildung des großen oder Hufeisen-Wasserfalles im Niagara-Flusse" ist bei Seite 109 anzubinden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weld, Isaac,

Reisen durch die vereinigten Staaten von Nord-Amerika und durch die Provinzen Ober- und Unter-Kanada, in den Jahren 1795, 1796 und 1797

Bd.: 1

Berlin (1800)

It.sing. 1203-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468613-0
VD18 80376193-001